



Håkan Nesser

**Der Tote
vom Strand**

Was geschah mit Mikaela Lijphart? Was mit ihrem Vater? Beide sind wie vom Erdboden verschluckt – kurz nach ihrem ersten Treffen seit sechzehn Jahren. Und wer ist der Tote vom Strand? Zwei Verschwundene und ein ungelöster Mord: Ewa Morenos Urlaub läuft nicht ganz so wie geplant. Statt zwei Wochen entspannt in der Sonne zu liegen, wird die Polizeiinspektorin aus Van Veeterens Truppe in Maardam mit einer Menge mysteriöser Vorfälle, zahlreichen Ungereimtheiten und zwielichtigen Kollegen konfrontiert. Bis sie dahinter kommt, dass die Lösung für alle Rätsel in der Vergangenheit bei einem ungesühnten Verbrechen liegt – und dass Van Veeteren Recht hat, wenn er die Schuldfrage philosophisch sieht...

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Håkan Nesser

Der Tote vom Strand

Roman

*Aus dem Schwedischen
von Gabriele Haefs*

btb

Die schwedische Originalausgabe erschien 2000
unter dem Titel »Ewa Morenos fall«
bei Albert Bonniers Förlag, Stockholm



2004

btb Bücher erscheinen im Goldmann Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House

1. Auflage

Copyright © 2000 by Håkan Nesser

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2002

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 3-442-75060-1

So vergeuden wir unser Leben,
in Stunden und Augenblicken,
in denen wir unseren Taten nicht
ihr wahres Gewicht zubilligen.

Tomas Borgmann, Philosoph

I

1

21. Juli 1983

Winnie Maas musste sterben, weil sie ihre Pläne geändert hatte.

Später meldeten sich auch Stimmen zu Wort, die behaupteten, sie habe sterben müssen, weil sie schön und dumm gewesen sei. Was anerkanntermaßen eine riskante Kombination ist.

Oder weil sie zu gutgläubig war und sich den falschen Menschen anvertraute.

Oder weil ihr Vater ein Mistkerl war, der die Familie bereits im Stich gelassen hatte, als Winnie noch ein Wickelkind war.

Es war auch die Ansicht zu hören, Winnie Maas habe ein wenig zu kurze Kleider und ein wenig zu enge Blusen getragen und sei deshalb im Grunde an allem selber schuld.

Keine dieser Erklärungen ließ sich wohl ganz und gar von der Hand weisen, aber der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte, war doch dieser: dass sie ihre Pläne geändert hatte.

In der Sekunde, bevor sie auf den Boden auftraf und die erbarmungslose Stahlschiene ihren Schädel zerteilte, ging ihr das sogar selber auf.

Sie wischte sich ein wenig überflüssigen Lippenstift ab und betrachtete ihr Spiegelbild. Riss die Augen auf und spielte mit dem Gedanken, etwas mehr Kajal aufzutragen. Es war so anstrengend, die ganze Zeit die Augen aufzureißen. Viel einfacher wäre es doch, unten mehr Farbe zu haben. Das hatte

den gleichen Effekt. Sie zog mit dem Stift eine dünne Linie, beugte sich zum Spiegel vor und überprüfte das Ergebnis.

Klasse, dachte sie und richtete ihre Aufmerksamkeit dann auf ihren Mund. Zeigte die Zähne. Die waren ebenmäßig und weiß, und das Zahnfleisch saß zum Glück ziemlich hoch – nicht wie bei Lisa Paaske, die mit ihren schräg stehenden grünen Augen und ihren hohen Wangenknochen zwar sehr gut aussah, ansonsten aber immer ein ernstes Gesicht machen musste oder höchstens ganz leicht und rätselhaft lachen durfte. Eben, weil ihr Zahnfleisch so weit nach unten reichte. Igitt, dachte Winnie Maas. Wirklich ungeil.

Sie schaute auf die Uhr. Viertel vor neun. Höchste Zeit, sich auf den Weg zu machen. Sie stand auf, öffnete ihre Kleiderschranktür und musterte sich von oben bis unten. Testete einige Posen aus und schob mal die Brüste und mal den Unterleib vor. Es sah gut aus, oben wie unten. Sie hatte eben erst vier Haare ausgezupft, die sich in gefährlicher Nähe der Bikinizone breit gemacht hatten. Helle Haare zwar, aber trotzdem.

Perfekt, hatte Jürgen gesagt. Verdammt, du besitzt einen perfekten Körper, Winnie.

Umwerfend, das war Janos' Meinung gewesen. Du bist einfach umwerfend, Winnie, ich krieg schon einen Ständer, wenn ich nur an deinem Haus vorbeigehe.

Sie lächelte, als sie an Janos dachte. Von allen, mit denen sie zusammen gewesen war, war Janos sicher der Beste gewesen. Er hatte alles genau richtig gemacht. Hatte Gefühl und Zärtlichkeit gezeigt, auf diese Weise, von der so oft in »Flash« und »Girl-Zone« die Rede war.

Janos. Ja, eigentlich war es schon ein bisschen traurig, dass sie nicht mit Janos zusammengeblieben war.

Aber egal, dachte sie und schlug sich auf die Hinterbacken. Bringt nichts, über vergossene Milch zu jammern. Sie fischte

einen String-Tanga aus der Schublade, konnte aber keinen sauberen BH finden und verzichtete deshalb darauf. Sie brauchte ja auch keinen. Ihre Brüste waren ziemlich klein und straff genug, um sich aus eigener Kraft oben zu halten. Wenn sie an ihrem Körper überhaupt etwas auszusetzen hatte, dann hätte sie sich größere Brüste gewünscht. Nicht viel größer, nur eine Spur. Dick hatte zwar behauptet, sie habe die tollsten Titten der Welt, und er hatte so energisch daran gelutscht und herumgespielt, dass es noch Tage später wehgetan hatte – aber ein paar Gramm mehr hätten eben doch nicht geschadet.

Aber das kommt schon noch, dachte sie. Zog das T-Shirt über den Kopf und zwängte sich in den engen Rock. Ja, bald würden die Gramme gleich dutzendweise angetanzt kommen, das war nur noch eine Frage der Zeit. Falls sie nicht...

Falls sie nicht.

Verdammt, dachte sie und nahm sich eine Zigarette. Ich bin doch erst sechzehn. Mama war damals siebzehn, und was ist aus der bloß geworden!

Sie warf einen letzten prüfenden Blick in den Spiegel, leckte sich vorsichtig die Lippen und ging los.

Halb zehn, Frieders Pier, hatte er gesagt. Er kam mit dem Zug um halb neun und wollte zuerst zum Duschen nach Hause. Wogegen sie natürlich nichts hatte, sie mochte Typen, die sich sauber hielten. Saubere Haare und kein Dreck unter den Nägeln, das brachte es einfach. Und sie trafen sich zum ersten Mal seit drei Wochen. Er war oben in Saaren bei einem Onkel gewesen. Hatte gejobbt und Ferien gemacht; sie hatten einige Male miteinander telefoniert, hatten den »Fall« diskutiert, aber sie hatte ihm noch nicht gesagt, dass sie ihre Pläne geändert hatte. Das hatte sie sich für diesen Abend aufgehoben. Besser, wir machen das von Angesicht zu Angesicht, hatte sie gedacht.

Es war ein warmer Abend. Als sie zum Strand kam, war sie

schon leicht verschwitzt, obwohl es doch nur ein kurzer Spaziergang gewesen war. Aber hier unten war es kühler. Eine leichte, angenehme Brise wehte vom Meer her, sie streifte ihre Stoffschuhe ab und ging barfuß durch den Sand. Es war ein angenehmes Gefühl, die kleinen Sandkörner zwischen den Zehen zu spüren. Sie kam sich fast wieder vor wie ein Kind. Für den Nagellack war das natürlich gar nicht gut, am Pier würde sie die Schuhe sofort wieder anziehen müssen. Ehe sie IHN traf. Sie dachte an ihn immer in Großbuchstaben. Das war er wert. Aber wenn er danach mit ihr schlafen wollte, wollte er sie sicher barfuß haben. Was aber vielleicht keine Rolle spielte, er war bei solchen Gelegenheiten eher weniger an ihren Zehennägeln interessiert.

Und warum sollte er nicht mit ihr schlafen wollen? Sie hatten sich doch ewig nicht gesehen, zum Henker!

Sie blieb stehen und nahm sich eine neue Zigarette. Ging dann ein wenig näher zum Wasser, wo der Boden fester war, was das Gehen erleichterte. Der Strand war um diese Zeit nicht überlaufen, aber noch lange nicht menschenleer. Ab und zu tauchte ein Jogger oder ein Hundehalter auf, und sie wusste, dass oben zwischen den Dünen Jugendliche auf ihren Decken lagen, das war im Sommer immer so. Sie machte das bisweilen auch, und vielleicht würde sie in einer Stunde ebenfalls dort liegen.

Vielleicht, vielleicht auch nicht.

Es kam sicher auf seine Reaktion an. Sie versuchte, sie sich vorzustellen. Ob er wütend werden würde? Würde er sie packen und schütteln, wie damals in Horsens, als sie high vom Hasch erklärt hatte, wie toll sie Matti Freges Muskeln fand?

Oder würde er sie verstehen und ihr Recht geben?

Vielleicht würde er versuchen, sie zu überreden. Das war natürlich denkbar. Vielleicht würde seine gewaltige Liebe sie dazu bringen, ihre Meinung noch einmal zu ändern. Was das

Geld betraf, natürlich. Wäre das denkbar?

Nein, das glaubte sie nicht. Sie fühlte sich stark und sicher in ihrem Entschluss, wo immer der herkommen mochte. Vielleicht lag es einfach daran, dass sie einige Wochen allein und in Ruhe hatte nachdenken können.

Aber sie wusste, dass seine Liebe riesengroß war. Das sagte er oft, ja fast bei jeder Begegnung. Irgendwann würden sie zusammenziehen, das wussten sie schon seit langer Zeit. Zweifel gab es keine mehr. Sie brauchten nichts zu überstürzen.

Was sie dagegen brauchten, war Geld.

Geld für Essen. Für Zigaretten und Klamotten und eine Wohnung. Vor allem in der Zukunft würden sie natürlich Geld brauchen, und deshalb hatten sie doch ursprünglich ihren Entschluss gefasst...

Ihre Gedanken wanderten in ihrem Kopf hin und her, und sie spürte, dass sie sie nur schwer unter Kontrolle brachte. Oder darin Ordnung schaffen konnte. Sie musste auf so vieles Rücksicht nehmen, und am Ende wusste sie dann nicht mehr ein noch aus. Das war fast immer so. Es wäre schön gewesen, wenn ihr jemand die Entscheidungen abgenommen hätte. Das dachte sie oft. Wenn sich jemand um die wichtigen Angelegenheiten gekümmert hätte, damit sie über das nachdenken konnte, worüber sie gern nachdachte.

Vielleicht ist auch das ein Grund, warum ich mich in ihn verliebt habe, überlegte sie jetzt. In IHN. Er traf gern die Entscheidungen, wenn es sich um Zusammenhänge handelte, die ein bisschen größer und komplizierter waren. Wie in diesem Fall, um den es jetzt ging. Ja, sicher war das auch ein Grund, warum sie ihn liebte und mit ihm zusammen sein wollte. Wirklich. Obwohl der letzte Entschluss wohl doch nicht so gut gewesen war, weshalb sie sich gezwungen gefühlt hatte, ihre Pläne zu ändern. Wie gesagt.

Sie hatte jetzt den Pier erreicht und schaute sich im letzten Abendlicht um. Noch war er nicht gekommen, sie war einige Minuten zu früh. Sie könnte weiter über den Strand gehen, ihm entgegen, er kam von der anderen Seite, wohnte draußen in Klimmerstoft, aber sie tat es dann doch nicht. Sie setzte sich auf einen der niedrigen Steinpfeiler, die zu beiden Seiten des Piers aufragten. Steckte sich noch eine Zigarette an, obwohl sie im Grunde gar keine wollte, und versuchte, an etwas Schönes zu denken.

Er traf eine Viertelstunde später ein. Ein wenig verspätet, aber nicht sehr. Sie sah sein weißes Hemd in der klaren Dunkelheit schon aus der Ferne, blieb aber sitzen, bis er sie erreicht hatte. Dann sprang sie auf. Legte ihm die Arme um den Hals und drückte ihn an sich. Küsste ihn.

Merkte, dass er ein wenig nach Schnaps schmeckte, aber wirklich nur ein wenig.

»Da bist du wieder.«

»Ja.«

»War es schön?«

»Toll.«

Sie schwiegen einen Moment. Er umklammerte ihre beiden Oberarme.

»Ich muss dir etwas sagen«, sagte sie dann.

»Ach?«

Sein Zugriff lockerte sich ein wenig.

»Ich hab es mir anders überlegt.«

»Anders überlegt?«

»Ja.«

»Was, zum Teufel, soll das heißen?«, fragte er. »Sag schon.«

Sie sagte es ihm. Erklärte. Fand nur mit Mühe die richtigen

Worte, aber nach und nach schien er zu begreifen. Zunächst schwieg er, und sie konnte sein Gesicht in der Dunkelheit nicht erkennen. Er hatte sie jetzt losgelassen, ganz und gar. Eine halbe Minute verging, vielleicht auch eine ganze, und sie standen nur da. Standen da und atmeten im Takt von Meer und Wellen, so kam es ihr vor, und etwas daran war ein wenig unbehaglich.

»Wir machen einen Spaziergang«, sagte er dann und legte ihr den Arm um die Schultern. »Und reden darüber. Ich habe eine Idee.«

2

Juli 1999

Helmut war von Anfang an dagegen gewesen.

Als sie später daran zurückdachte, musste sie ihm das immerhin zugestehen. »Blödsinn«, hatte er gesagt. »Verdammter Blödsinn.«

Er hatte die Zeitung sinken lassen und sie einige Sekunden lang aus seinen blassen Augen angesehen, während er langsam die Kiefer hin und her rollte und den Kopf schräg legte.

»Keine Ahnung, wozu das gut sein soll. Überflüssig.«

Das war alles. Helmut war keiner, der mit Worten um sich warf. Er war überhaupt eher vom Stein gekommen als vom Staub und zweifellos schon jetzt wieder auf dem Weg dorthin.

Vom Stein bist du gekommen und zum Stein sollst du werden. Das dachte sie nicht zum ersten Mal.

Es hatte natürlich seine Vor- und Nachteile. Sie wusste ja, dass sie nicht Sturm und Feuer gesuchte hatte, als sie sich für ihn entschieden hatte – nicht Liebe und Leidenschaft –, sondern einen Felsen. Graues, festes Urgestein, auf dem sie fest stehen konnte und nicht fürchten musste, wieder im Nebel der Verzweiflung zu versinken.

So ungefähr.

So ungefähr hatte sie vor fünfzehn Jahren gedacht, als er an die Tür geklopft und erklärt hatte, er habe im Urlaub eine Flasche Burgunder gekauft, die er einfach nicht allein austrinken wolle.

Und wenn sie es nicht schon im ersten Moment gedacht hatte,

dann doch sehr bald danach. Als sie einander dann häufiger trafen.

In der Waschküche. Auf der Straße. Im Laden.

Oder wenn sie an den warmen Sommerabenden auf dem Balkon saß und versuchte, Mikaela in den Schlaf zu wiegen, und er drei Meter weiter auf dem Nachbarbalkon stand, seine Pfeife paffte und in die letzten Reste des Sonnenuntergangs hineinschaute, der sich auf dem gewaltigen offenen westlichen Himmel über der Polderlandschaft ausbreitete.

Wand an Wand. Das war wie ein Gedanke.

Ein Gott der Sicherheit, der seinen steinernen Finger auf sie richtete, während sie in einem gebrechlichen Fahrzeug über das Meer der Gefühle trieb.

Auf sie und Mikaela. Ja, so war es wirklich gewesen, und im Nachhinein konnte sie manchmal darüber lachen und manchmal nicht.

Fünfzehn Jahre war das jetzt alles her. Mikaela war damals drei gewesen. Jetzt war sie achtzehn. In diesem Sommer würde sie achtzehn werden.

»Wie gesagt«, hatte er hinter seiner Zeitung wiederholt.
»Glücklicher wird dieses Wissen sie nicht machen.«

Warum hatte sie nicht auf ihn gehört? Wieder und wieder hatte sie sich später diese Frage gestellt. In den Tagen der Unruhe und der Verzweiflung. Wenn sie versuchte, ihre Kräfte zu sammeln und die einzelnen Glieder der Kette zu betrachten, die Ursache dafür zu finden, dass sie getan hatte, was sie getan hatte... oder einfach ihren Gedanken freien Lauf zu lassen. Sie hatte nicht genug Kraft, um über diese Zeit zu sprechen. Über diese grauenhaften Sommertage.

Sie hatte einfach das Richtige getan, so hatte sie das gesehen. Sie hatte getan, was gut und richtig gewesen war. Hatte nicht

gegen den Beschluss verstoßen, auf den all diese Jahre doch gegründet waren. Auch der war in gewisser Hinsicht wie ein Stein gewesen. Ein düsterer Stein, den sie ganz tief versenkt hatte, in den schlammigen Grund ihres Vergessens, doch den sie heraufzuziehen versprochen hatte, wenn die Zeit gekommen wäre.

Behutsam und respektvoll natürlich, aber er musste eben ans Licht. Musste Mikaelas zwingendem Blick vorgelegt werden. Es ging nicht anders. Egal, wie sie es auch drehten und wendeten – es war eine Art Ungleichgewicht, das nun seit vielen Jahren darauf wartete, wieder in Balance gebracht zu werden, und jetzt war es so weit.

Der achtzehnte Geburtstag. Obwohl sie nicht darüber gesprochen hatten, hatte auch Helmut es gewusst. Er war sich die ganze Zeit über die Situation im Klaren gewesen, hatte sie aber nicht wahrhaben wollen... dass ein Tag kommen musste, an dem Mikaela die Wahrheit aufgetischt wurde. Niemand hatte das Recht, einem Kind seinen Ursprung vorzuenthalten. Seine Wurzeln unter Bagatellen und Alltäglichkeiten zu verstecken. Es beim Eintritt ins Leben auf einen falschen Weg zu locken.

Recht? Leben? Wahrheit? Später begriff sie nicht, wie sie mit dermaßen großartigen Worten hatte jonglieren können. War das nicht gerade die Art von Hochmut, die zurückgeschlagen und sich gegen sie gekehrt hatte? War das nicht so?

Wer war sie denn, dass sie von falsch und richtig redete? Wer war sie, dass sie so leichtfertig ihre Entscheidung traf und Helmut's übellaunige Einwände abschüttelte, ohne ihnen mehr als eine Dreiviertelsekunde des Nachdenkens zu widmen? Damals jedenfalls. Damals, als ihr das alles noch übertrieben vorgekommen war.

Dann kamen diese Tage und Nächte, als alles auch den letzten Rest von Bedeutung und Wert zu verlieren schien, als

sie zum Roboter wurde und diese früheren Gedanken nicht einmal mehr sah, die wie zerfetzte Wolkenreste am bleigrauen Nachthimmel des Todes an ihr vorüberzogen. Sie ließ sie einfach dahingleiten, auf ihrer trostlosen Reise von Horizont zu Horizont.

Von der Vergessenheit in die Vergessenheit. Von der Nacht zur Nacht, von der Finsternis zur Finsternis.

Vom Stein bist du gekommen.

Aus deiner klaffenden Wunde steigt dein stummer Schrei zu einem toten Himmel empor.

Der Schmerz des Steins. Härter als alles.

Und der Wahnsinn, ja, der Wahnsinn, wartete gleich hinter der nächsten Ecke.

Der achtzehnte Geburtstag. Ein Freitag. Ein Juli, so heiß wie die Hölle.

»Ich mache es, wenn sie vom Training nach Hause kommt«, hatte sie gesagt. »Dann brauchst du nicht dabei zu sein. Danach essen wir dann in aller Ruhe. Sie wird es gelassen aufnehmen, das spüre ich.«

Zuerst nur beleidigtes Schweigen.

»Wenn es unbedingt sein muss«, hatte er dann endlich gesagt. Als er schon am Spülbecken stand und seine Tasse auswusch.

»Du trägst die Verantwortung. Nicht ich.«

»Ich muss es tun«, verteidigte sie sich. »Vergiss nicht, dass ich es ihr an ihrem fünfzehnten Geburtstag versprochen habe. Vergiss nicht, dass ein Leerraum gefüllt werden muss. Sie wartet doch darauf.«

»Sie hat es aber nie erwähnt«, sagte er. Aus dem Mundwinkel. Abgewandt.

Das stimmte. Auch das musste sie zugeben.

»Blödsinn, aber mach, was du willst. Wozu soll das eigentlich gut sein?«

So viele Wörter. Genauso viele. Dann ging er.

Blödsinn?

Tue ich es für sie oder für mich?, fragte sie sich dann.

Ursachen? Beweggründe?

Undurchdringlich wie das Grenzland zwischen Traum und Wirklichkeit. Unergründlich wie der Stein selber.

Floskeln, Wortpflaster. Das wusste sie jetzt.

3

9. Juli 1999

Als Kriminalinspektorin Ewa Moreno vor Hauptkommissar Reinharts Bürotür stehen blieb, war es Viertel nach drei am Nachmittag, und sie sehnte sich nach einem kalten Bier.

Wäre sie in eine andere Gesellschaftsklasse hineingeboren worden oder mit etwas mehr Fantasie begabt gewesen, dann hätte sie sich möglicherweise nach einem Glas kalten Champagner gesehnt (oder warum nicht gleich nach vier oder fünf?), aber an diesem Tag waren alle Gedankenflüge und alle Sehnsuchtsbilder bereits in den frühen Morgenstunden verdampft. Es war gute dreißig Grad über Null, und das schon den ganzen Tag. Und zwar in der Stadt wie auf der Wache. Der Hochdruck strahlte wie ein vergessenes, durchgedrehtes Bügeleisen, und genau genommen gab es wohl, abgesehen von kalten Getränken, nur zwei Überlebensmöglichkeiten: am Strand und im Schatten.

Auf der Wache von Maardam glänzte Ersterer durch Abwesenheit.

Aber es gab Rollos. Und garantiert sonnenlose Gänge. Sie blieb mit der Hand auf der Klinke stehen und unterdrückte einen Impuls (auch der war so träge wie eine mit Coca Cola betäubte Schmeißfliege, weshalb es ein ziemlich ausgewogener Kampf wurde), nicht darauf zu drücken. Sondern die Flucht zu ergreifen.

Statt hineinzugehen und sich anzuhören, was er ihr zu sagen hatte. Und sie hatte ihre guten Gründe. Oder zumindest einen:

In weniger als zwei Stunden fing ihr Urlaub an. Zwei

Stunden. Einhundertzwanzig widerliche Minuten. Wenn nichts Unvorhergesehenes dazwischenkam.

Morenos Intuition sagte ihr, dass er sie wahrscheinlich nicht herbestellt hatte, um ihr schöne Ferien zu wünschen. Es hatte sich nicht so angehört und hätte auch nicht zu Reinhart gepasst.

Wenn nichts Unvorhergesehenes...? Auf eine seltsame Weise kam das Unvorhergesehene ihr überhaupt nicht unvorhergesehen vor. Wenn sie darauf gewettet hätte, hätte sie immerhin gute Gewinnchancen gehabt. Das war nun einmal so im glanzlosen Bullenmetier, und es wäre nicht das erste Mal.

Flucht oder nicht Flucht, was jetzt? Sie könnte später immer noch behaupten, etwas sei dazwischengekommen. Sie habe einfach nicht die Zeit gehabt, wie gewünscht bei ihm vorbeizuschauen.

Vorbeizuschauen? Das klang doch ganz harmlos?

Schau doch nach dem Mittagessen mal bei mir vorbei. Es dauert nicht lange...

O verdammt, dachte sie. Die Lage kam ihr so tückisch vor wie eine hungrige Kobra.

Nach einem kurzen inneren Kampf war das Kind in den Brunnen gefallen, und ihre lutherisch-kalvinistische Bullenmoral trug den Sieg davon. Sie seufzte, drückte die Klinke herunter und trat ein. Ließ sich in den Besuchersessel sinken, während ihre Befürchtungen wie wütende Schmetterlinge hinter ihrer Schläfe herumschwirrten. Und in ihrem Bauch.

»Was kann ich für dich tun?«, fragte sie.

Reinhart stand am Fenster, rauchte und sah ganz allgemein Unheil verheißend aus. Sie registrierte, dass er Badeschlappen an den Füßen trug. Hellblaue.

»Salve«, sagte er. »Möchtest du etwas trinken?«

»Was hast du denn auf Lager?«, fragte Moreno, und wieder tauchte das kalte Bier vor ihrem inneren Auge auf.

»Wasser. Mit oder ohne heiligem Geist.«

»Ich glaube, ich verzichte«, sagte Moreno. »Wenn du das nicht falsch verstehst. Also?«

Reinhart kratzte sich zwischen den Bartstoppeln und legte die Pfeife neben den Blumentopf auf die Fensterbank.

»Wir haben Lampe-Leermann erwischt«, sagte er.

»Lampe-Leermann?«, fragte Moreno.

»Ja«, sagte Reinhart.

»Wir?«, fragte Moreno.

»Einige Kollegen. Draußen in Lejnice. Ja, eigentlich Behrensee, aber sie haben ihn nach Lejnice gebracht. Das war näher.«

»Hervorragend. Wurde auch Zeit. Gibt's Probleme?«

»Eins«, sagte Reinhart.

»Wirklich?«, fragte Moreno.

Er ließ sich ihr gegenüber in seinen Schreibtischsessel sinken und musterte sie mit einem Blick, der vermutlich unschuldig wirken sollte. Moreno kannte diesen Blick und sandte ein vages Stoßgebet zum Fenster hinüber. Nicht schon wieder!

»Ein Problem«, wiederholte Reinhart.

»Lass hören«, sagte Moreno.

»Er ist nicht ganz so kooperativ.«

Moreno gab keine Antwort. Reinhart machte sich an den Papieren auf seinem Schreibtisch zu schaffen und schien nicht so recht zu wissen, wie es weitergehen sollte.

»Oder genauer gesagt, er ist sehr kooperativ. Unter der Voraussetzung, dass er mit dir sprechen darf.«

»Was?«, fragte Moreno.

»Unter der Voraussetzung, dass er mit dir...«

»Ich habe schon verstanden«, fiel Moreno ihm ins Wort.
»Aber warum um alles in der Welt will er mit mir sprechen?«

»God knows«, sagte Reinhart. »So ist es nun einmal, mach mir da keine Vorwürfe. Lampe-Leermann ist bereit, ein vollständiges Geständnis abzuliefern, unter der Voraussetzung, dass er es dir zu Füßen legen darf. Sonst nicht. Er kann männliche Bullen nicht leiden, behauptet er, ist das nicht seltsam?«

Moreno betrachtete eine Weile das Bild, das über Reinharts Kopf hing. Es zeigte ein kostümiertes Schwein, das auf einer Kanzel stand und eine ekstatische Gemeinde aus Schafsköpfen mit Fernsehapparaten bewarf. Vielleicht handelte es sich auch um Richter mit Perücken, sie war sich da nicht sicher. Sie wusste, dass der Polizeipräsident mehrmals versucht hatte, Reinhart dazu zu bewegen, das Bild abzuhängen, doch vergebens. Rooth hatte es als Symbol der Gedankenfreiheit und allgemeinen Bewusstseinslage bei der Truppe bezeichnet, und Moreno hatte die vage Ahnung, dass diese Analyse gar nicht so dumm war. Obwohl sie Reinhart nie danach gefragt hatte. Und den Polizeipräsidenten auch nicht.

»Mein Urlaub fängt in zwei Stunden an«, sagte sie und versuchte ein mildes Lächeln.

»Er sitzt draußen in Lejnice«, sagte Reinhart gelassen.
»Wirklich hübsch dort. Ein Tag reicht sicher. Höchstens zwei. Hrrm.«

Moreno erhob sich und ging zum Fenster.

»Aber wenn du ihn lieber hier empfangen willst, dann ist das auch kein Problem«, schlug Reinhart hinter ihrem Rücken vor.

Sie schaute auf die Stadt und das Hochdruckgebiet hinaus. Es war nur einige Tage alt und schien sich zu halten. Das hatte Frau Bachman aus dem ersten Stock gesagt, und die Meteorologen im Fernsehen hatten es wiederholt. Sie

beschloss, keine Antwort zu geben. Nicht ohne einen guten Anwalt oder ein erklärendes Angebot. Zehn Sekunden vergingen, und sie hörte nur das Verkehrsrauschen aus der Stadt und das leise Klappern von Reinharts Badeschlappen, als er die Füße übereinander schlug.

Badeschlappen?, dachte sie. Der könnte sich ja wohl mindestens ein Paar Sandalen zulegen. Ein Kriminalkommissar in blauen Plastikschuhen?

Vielleicht war er in der Mittagspause schwimmen gewesen und hatte vergessen, die Schuhe zu wechseln? Oder er hatte eine Besprechung mit dem Polizeipräsidenten gehabt und betrachtete die Badeschlappen als eine Art irrsinnigen Protest? Bei Reinhart wusste man nie, er liebte solche symbolischen Handlungen.

Am Ende gab er auf.

»Verdammt«, sagte er. »Reiß dich zusammen, Frau Inspektor. Wir suchen seit Monaten nach diesem verdammten Blödmann. Und jetzt hat Vrommel ihn sich gekrallt...«

»Vrommel? Wer ist Vrommel?«

»Der Polizeichefin Lejnice.«

Widerwillig dachte Moreno nach. Sie hatte Reinhart noch immer den Rücken zugekehrt, während das Bild Lampe-Leermanns vor ihrem inneren Auge auftauchte... kein großer Name in der Unterwelt, das nicht, aber er war wirklich seit geraumer Zeit gesucht worden. Er hatte vermutlich im März und April an bewaffneten Raubüberfällen mitgewirkt, aber darum ging es jetzt nicht. Jedenfalls nicht in erster Linie.

In erster Linie ging es um seine Kontakte zu gewissen anderen Herren, die von beträchtlich größerem Kaliber waren als er selber. Spitzen des so genannten organisierten Verbrechens, um einen abgegriffenen Ausdruck zu verwenden. Die Verbindung stand zweifelsfrei fest, und Lampe-Leermann war dafür bekannt, dass er gern plauderte. Bekannt dafür, dass

er – in bestimmten Notsituationen zumindest – lieber an seine eigene Haut dachte und deshalb seine illegalen Kenntnisse gern mit der Polizei teilte. Falls es seinen Zwecken diene und mit der nötigen Diskretion behandelt wurde.

Und das war in diesem Fall möglich. Es gab jedenfalls Grund zu dieser Annahme. Reinhart ging offensichtlich davon aus, und Moreno neigte dazu, ihm zuzustimmen. Zumindest im Prinzip. Und deshalb hatten sie ein wenig intensiver nach Lampe-Leermann gefahndet, als das sonst der Fall war. Und deshalb hatten sie ihn gefunden. Ausgerechnet heute.

Doch dass er ausgerechnet Inspektorin Moreno sein Herz ausschütten wollte, kam ja doch recht unerwartet. Diesen Aspekt hatten sie nicht bedacht. Sie nicht und die anderen auch nicht. Das tat nur irgendein böswilliger Machthaber aus dem Jenseits... ja, zum Teufel, dass sie aber auch nie...

»Er mag dich«, riss Reinhart sie aus ihren Gedanken. »Das braucht dir nicht peinlich zu sein. Ich glaube, er weiß noch, dass wir vor ein paar Jahren mit ihm böser Bulle/lieber Bulle gespielt haben... na ja, so ist es nun einmal. Er will mit dir und mit keinem anderen sprechen. Aber du hast ja nun Urlaub, klar.«

»Genau«, sagte Moreno und kehrte zu ihrem Sessel zurück.

»Es ist nicht so weit nach Lejnice, glaube ich«, sagte Reinhart, »zwölf, dreizehn Kilometer, nehme ich an...«

Moreno gab keine Antwort. Sie kniff die Augen zusammen und riss die Gazette vom Vortag an sich, nachdem sie sie aus dem Zeitungschaos auf dem Tisch gefischt hatte.

»...und dann fiel mir dieses Haus ein, zu dem du fahren willst. Liegt das nicht in Port Hagen?«

O verdammt, dachte Moreno. Das hat er sich gemerkt. Er hat sich wirklich Mühe gegeben.

»Ja«, sagte sie. »In Port Hagen, das stimmt.«

Reinhart versuchte, wieder ein unschuldiges Gesicht zu machen. Wie der böse Wolf in Rotkäppchen, dachte Moreno.

»Wenn ich mich nicht irre, dann liegt das in Reichweite«, sagte er. »Kaum mehr als zehn Kilometer oberhalb von Lejnice. Ich war als Kind einige Male dort. Du könntest ganz einfach...«

Moreno ließ mit müder Geste die Zeitung sinken.

»Na gut«, sagte sie. »Es reicht. Ich mach's. Ach, verdammt, du weißt so gut wie ich, dass Lampe-Leermann so ungefähr das Widerlichste ist, was je in handgenähten Schuhen und mit Siegelring unterwegs war... Abgesehen davon stinkt er auch noch die ganze Zeit nach altem Knoblauch... merk dir, dass ich von altem Knoblauch rede, gegen frischen habe ich nichts. Aber ich mach's, du brauchst dich nicht noch mehr anzustrengen. Verdammt und zugenäht. Wann?«

Reinhart ging zum Fenster und kratzte über dem Blumentopf seine Pfeife aus.

»Ich habe Vrommel gesagt, dass du wahrscheinlich morgen auftauchst.«

Moreno starrte ihn an.

»Hast du einen Termin gemacht, ohne mich zu fragen?«

»*Wahrscheinlich* habe ich gesagt«, beschwichtigte sie Reinhart. »Ich habe gesagt, dass du *wahrscheinlich* morgen kommst. Was, zum Teufel, ist denn los mit dir? Spielen wir nicht mehr auf derselben Seite, oder was ist?«

Moreno seufzte.

»Na gut«, sagte sie. »Verzeihung. Ich wollte ohnehin morgen früh fahren, so große Umstände macht es also nicht. Wirklich nicht.«

»Gut«, sagte Reinhart. »Ich rufe Vrommel an und sage Bescheid. Um welche Uhrzeit?«

Sie dachte nach.

»Um eins. Sag, dass ich um ein Uhr komme und dass sie Lampe-Leermann zum Mittagessen nichts mit Knoblauch geben dürfen.«

»Auch nichts mit frischem?«, fragte Reinhart.

Sie gab keine Antwort. Als sie schon in der Tür stand, erinnerte er sie an den Ernst der Lage.

»Und sorg dafür, dass dieser Arsch jeden verdammten Namen ausspuckt, den er in der Birne hat. Ihr kriegt beide einen Bonus für jeden Scheißverbrecher, den wir einsperren können.«

»Ist doch klar«, sagte Moreno. »Der Herr Kommissar fluchen zu viel. Aber eine hübsche Farbe haben deine Schuhe... macht einen einwandfrei jugendlichen Eindruck.«

Noch ehe Reinhart etwas dazu sagen konnte, war sie schon verschwunden.

4

Als sie zu Hause unter der Dusche stand, ging ihr auf, dass es sich um ein Omen handelte.

Was denn sonst? Wie hätte sie die Sache sonst deuten sollen? Franz Lampe-Leermann tauchte einfach auf und vermasselte ihren Urlaub, zwei Stunden, bevor der losging. Das war doch absolut unwahrscheinlich. Oder völlig klar, das kam auf den Standpunkt an. Seit Mitte April hatte er sich der Polizei entziehen können – nach einem reichlich blödsinnigen Banküberfall, der am Gründonnerstag in Linzhuisen passiert war, hatten sie die Fahndung intensiviert –, und dann ging dieser Vollidiot ausgerechnet jetzt in die Falle. Und dann auch noch in Lejnice!

Lejnice! Einer kleinen unscheinbaren Hafenstadt mit vielleicht zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Einwohnern. Und einigen zusätzlichen tausend im Sommer. Und nicht mehr als zehn Kilometer von ihrem eigenen geplanten Aufenthaltsort während der beiden nächsten Wochen gelegen.

Port Hagen. Ein noch kleineres Kaff, aber Käffer hatten auch ihr Gutes, und in diesem lag Mikael Baus Sommerhaus.

Mikael Bau, dachte sie. Mein Nachbar und zufälliger Partner.

Zufällig?, dachte sie dann. Partner? Das klang doch bescheuert. Aber alles andere klang noch schlimmer. Oder jedenfalls falsch.

Verlobter? Liebhaber? Freund!

Konnte eine mit zweiunddreißig denn noch einen Freund haben?

Vielleicht ganz einfach *mein Typ*, überlegte sie. Sie kniff die Augen zusammen und rieb sich Jojoba-Shampoo in die Haare.

Sie hatte über zwei Jahre ohne *Typen* gelebt – seit sie sich von Claus Badher getrennt hatte. Und besonders toll waren diese Jahre nicht gewesen. Nicht für sie selber und nicht für ihre Umgebung. Sie war die Letzte, die das bestritten hätte.

Es waren keine Jahre, die sie zurückhaben wollte, auch wenn sie in dieser Zeit einiges gelernt hatte. Vielleicht war das der richtige Standpunkt. Und sie wollte auch die Jahre mit Claus nicht zurückhaben. Das noch weniger, nie im Leben.

Insgesamt sieben vergeudete Jahre, summierte sie. Fünf mit Claus, zwei allein. Sammelte sie hier langsam genug für ein vergeudetes Leben an? Lief das hier gerade vor ihren Augen ab?

Who knows?, dachte sie. Life is what happens when we're busy making other plans. Sie massierte sich noch eine Weile die Kopfhaut und spülte dann aus.

Was aus ihrer Beziehung zu Mikael Bau werden sollte, ließ sich jedenfalls noch nicht sagen. Sie hatte zumindest keine Lust dazu, im Moment nicht. Im Winter hatte sie so nach und nach seine Bekanntschaft gemacht. Er hatte sie zum Essen eingeladen, nachdem seine Freundin ihn verlassen hatte – Mitte Dezember war das gewesen, während dieser entsetzlichen Wochen, in denen sie nach Erich Van Veeterens Mörder gesucht hatten –, aber sie hatte sich erst einen Monat darauf für die Einladung revanchiert. Und dann hatte es noch einmal anderthalb Monate gedauert, bis sie den entscheidenden Schritt getan hatte und mit ihm ins Bett gegangen war. Oder bis sie beide den entscheidenden Schritt getan hatten. Anfang März war das gewesen, um genau zu sein. Am vierten, wie ihr nun einfiel, denn es war am Geburtstag ihrer Schwester gewesen.

Und seither war es so weitergegangen. Obwohl sie Kriminalinspektorin war und er Sozialarbeiter, waren sie doch nur Menschen.

Genauso drückte er sich immer aus. Scheiß doch drauf, Ewa!

Egal wie, wir sind auch nur Menschen!

Ihr gefiel das. Es war schlicht und gesund. erinnerte kein bisschen an Claus Badher, und je weniger Mikael Bau an Claus erinnerte, umso besser. Das war ein schlichter, aber zuverlässiger Maßstab. Ab und zu musste man zu einfachen Größen greifen, wenn es um das vermeintliche Seelenleben ging, sie war alt genug, um das zu wissen. Vielleicht sollte man das immer tun, überlegte sie bisweilen. Die Psychologie auf Distanz halten und nach dem Instinkt leben. Und es tat gut, begehrt zu werden, das konnte sie nicht leugnen. Carpe diem, war es das vielleicht?

Leichter gesagt als getan, dachte sie und stieg aus der Dusche. Das ist, wie von einem zum anderen Moment mit dem Denken aufzuhören. Auf jeden Fall hatte Mikael Bau also dieses alte Haus in Port Hagen. Er teilte es mit seinen vier Geschwistern, wenn sie das richtig verstanden hatte. Es galt als eine Art Familienerbe, und in diesem Jahr war er im Juli an der Reihe.

Groß und verfallen, hatte er versprochen. Aber bezaubernd und vor fremden Blicken geschützt. Fließend Wasser, ab und zu zumindest. Hundert Meter zum Strand.

Das klang fast zu schön, um wahr zu sein für eine schlecht bezahlte Inspektorin wie sie, und sie hatte ohne langes Zögern sein Angebot angenommen, dort zwei Wochen zu verbringen. Wenn sie ehrlich sein sollte, hatte sie überhaupt nicht gezögert. Es war an einem Sonntagmorgen im Mai gewesen, sie hatten sich geliebt und im Bett gefrühstückt. Eines nach dem anderen. Manche Tage haben wir besser im Griff als andere, das ist kaum eine Überraschung.

Zwei Wochen Mitte Juli also. Mit ihrem Typen am Meer.

Und dann Franz Lampe-Leermann!

Ein selten blödes Omen und ein ungeheuer schlechtes Timing. Sie fragte sich, was das bedeuten mochte. Oder musste

man sich erst auf die Suche nach dem größeren Zusammenhang begeben?

Wie der *Kommissar* ab und zu zu sagen pflegte?

Nach dem Duschen packte sie, und nach dem Packen rief sie Mikael Bau an. Ohne sich mit Details aufzuhalten, erklärte sie ihm, dass sie nicht schon mittags, wie geplant, sondern erst am späteren Nachmittag eintreffen würde, da etwas dazwischengekommen sei.

»Arbeit?«, fragte er.

»Arbeit«, gab sie zu.

Er lachte und sagte: »Ich liebe dich.«

Das sagte er seit neuestem, und es war seltsam, wie gespalten ihre Reaktion darauf ausfiel.

Ich liebe dich.

Sie selber hatte diese Worte noch nicht in den Mund genommen. Und sie würde das auch erst tun, wenn sie sich ganz sicher wäre. Sie hatten darüber gesprochen. Er hatte ihr natürlich Recht gegeben, aber was hätte er denn sonst tun sollen? Hatte gesagt, ihm gehe es genauso. Der Unterschied war nur, dass *er* sicher war. Jetzt schon.

Aber wie konnte er das sein?, hatte sie wissen wollen.

»Bin wohl weniger gebranntes Kind als du«, hatte er geantwortet. »Traue mich etwas früher, den Schritt ins Unbekannte zumachen.«

Weiß der Teufel, dachte Ewa Moreno. Wir haben alle unsere private Beziehung zu Sprache und Worten, vor allem zur Sprache der Liebe. Mit schlechten Erfahrungen braucht das nichts zu tun zu haben.

Aber sie fragte sich – hatte sich schon oft gefragt –, was eigentlich mit Leila passiert war, seiner früheren Freundin. Sie waren über drei Jahre zusammen gewesen, das hatte er ihr erzählt, und noch an dem Abend, an dem sie ihn verlassen

hatte, war er eine Treppe hochgerannt und hatte an Ewas Tür geklingelt. Um sie zum Essen einzuladen, dem Essen, das er für Leila gekocht hatte. Einfach so, war das nicht doch ein wenig seltsam?

Als sie ihn danach gefragt hatte, hatte er das Essen angeführt. Er hatte doch für zwei gekocht. Man stand nicht zweieinhalb Stunden in der Küche, um dann die ganze Pracht innerhalb von zehn Minuten ganz allein hinunterzuwürgen. Wirklich nicht.

Auch jetzt wurde das Thema Essen angeschnitten.

»Wenn du einen guten Wein mitbringst, dann versuche ich, für dich einen essbaren Fisch aufzutreiben. Auf dem Markt gibt's einen Alten, der jeden Morgen frischen Fisch anbietet. Er hat sogar ein Holzbein, die Touristen knipsen jeden Sommer zweitausend Bilder von ihm... na ja, ich werd's jedenfalls versuchen.«

»Abgemacht«, sagte Moreno. »Ich verlasse mich darauf, dass du Glück hast. Ich hab dir ja gerade drei Stunden Frist gegeben. Übrigens...«

»Ja?«

»Nein, schon vergessen.«

»Gelogen.«

»Na gut. Welche Farbe haben deine Badeschlappen?«

»Meine Badeschlappen?«

»Ja.«

»Warum willst du wissen, welche Farbe meine Badeschlappen haben? Im Haus liegen sicher zehn Paar herum... oder jedenfalls zwanzig Stück, aber die Besitzverhältnisse sind ziemlich unklar.«

»Gut«, sagte Moreno. »Das betrachte ich als gutes Omen.«

Mikael Bau behauptete, gar nichts mehr zu begreifen, und riet ihr, sich einen Sonnenhut zuzulegen. Sie versprach, sich die Sache zu überlegen, danach beendeten sie ihr Gespräch. Er

sagte nie zweimal, dass er sie liebte, und sie war dankbar dafür.
Wenn auch ein wenig gespalten.

Später an diesem Abend rief Reinhart an und diskutierte eine halbe Stunde lang mit ihr, wie sie das Verhör mit Lampe-Leermann führen sollte. An und für sich kam ihr das nicht weiter kompliziert vor, aber andererseits war es natürlich wichtig, so bald wie möglich so viel wie möglich aus ihm herauszuholen. Viele und wichtige Namen.

Wichtig war es außerdem, an die Beweise zu denken, damit man gegen die verdienstvollen Herren wirklich Anklage erheben konnte. Die Frage, was Lampe-Leermann dafür in Aussicht gestellt werden durfte, musste ebenfalls erörtert werden, aber Reinhart und Moreno machten so etwas ja nicht zum ersten Mal, und am Ende war der Hauptkommissar mit der Planung zufrieden.

Wenn dieser Arsch nur gegenüber Inspektor Ewa Moreno ein Geständnis ablegen wollte, dann würde er es wohl auch tun, meinte er.

Und dafür sorgen, dass er etwas zu gestehen hatte.

»Zwei Faustregeln«, betonte Reinhart schließlich. »Zum einen ein Tonbandgerät. Zum anderen keine ausformulierten Versprechungen. Nicht in der einleitenden Phase, das müsste auch Lampe-Leermann klar sein.«

»Weiß ich«, sagte Moreno. »Bin auch nicht von gestern. Was ist eigentlich Vrommel für einer?«

»Keine Ahnung«, sagte Reinhart. »Hört sich am Telefon wie ein Feldwebel an. Hat, glaube ich, rote Haare. Kann sich aber auch um einen anderen Vrommel handeln.«

»Wie alt?«

»Zu alt für dich. Könnte dein Großvater sein oder so.«

»Danke, Herr Kommissar.«

Reinhart wünschte Waidmannsheil und erklärte, er freue sich darauf, in zwei oder höchstens drei Tagen ihren Bericht zu lesen.

»Bericht?«, fragte Moreno. »Du bekommst die Abschrift des Verhörs, wobei ich nebenbei gesagt nicht vorhabe, mich um dieses Detail zu kümmern. Ich bin nicht im Dienst.«

»Hmpf«, knurrte Reinhart. »Kein Idealismus mehr bei der Truppe. Was soll aus der Gesellschaft nur werden?«

»Darüber reden wir im August«, sagte Moreno.

»Wenn es die Gesellschaft dann noch gibt«, sagte Reinhart.

10. Juli 1999

Sie begriff erst nach einer ganzen Weile, dass das Mädchen ihr gegenüber wirklich weinte.

Es war kein auffälliges Weinen. Es war ganz still, irgendwie natürlich. Das Gesicht sah nackt und rein aus, die Haut war bleich und die rotbraunen Haare glatt nach hinten gekämmt und mit einem Gummiband zusammengehalten. Sechzehn oder siebzehn, tippte Moreno, aber bei jungen Mädchen wusste man nie so genau. Es konnten auch zwei Jahre mehr oder weniger sein.

Die Augen waren groß und hellbraun, und so weit sie das beurteilen konnte, ganz und gar ungeschminkt. Auch die Wangen, über die die Tränen in regelmäßigem, aber nicht sonderlich reißendem Strom flossen, wiesen keine schwarzen Striche auf. Das Mädchen weinte leise und selbstverständlich. Moreno schaute vorsichtig über den Rand ihres Buches und stellte fest, dass ihr Gegenüber ein zusammengeknülltes Taschentuch in der Hand hielt, die locker auf ihrem Knie lag – dass jedoch kein Versuch unternommen wurde, die Tränenflut zum Stillstand zu bringen. Keinerlei Versuch. Das Mädchen weinte nur. Ließ den Tränen ihren Lauf, so sah es aus, während sie aus dem Fenster auf die flache, sonnige Landschaft schaute, die draußen vorüberhuschte. Das Mädchen saß gegen die Fahrtrichtung, Inspektorin Moreno ihr gegenüber.

Trauer, dachte Ewa Moreno. Es sieht aus wie Trauer.

Sie versuchte, sich daran zu erinnern, an welcher Station die Weinende zugestiegen war. Moorhuijs oder Klampendikk

vermutlich. Ein oder zwei Stationen nach Maardam Kolstraat jedenfalls, wo sie selber eingestiegen war. Es war ein Lokalzug, der so ungefähr alle drei Minuten anhielt. Moreno bereute schon, keinen Expresszug genommen zu haben. Der wäre vermutlich doppelt so schnell gewesen, und vermutlich war der schaukelnde Waggon auch deshalb so leer. Abgesehen von einem älteren Paar, das Kaffee aus einer Thermosflasche trank, waren sie und das Mädchen die einzigen Fahrgäste... seltsam, dass die andere sich ihr gegenüber gesetzt hatte, wo doch so viel Platz war. Seltsam.

»Du weinst.«

Das sagte sie, ohne nachzudenken. Es rutschte ihr einfach so heraus, und sie fragte sich für einen Moment, ob Mikael Bau nicht Recht gehabt hatte, als er ihr zu einem Sonnenhut geraten hatte. Zu einem breitrempigen Sonnenschutz, denn das Hochdruckgebiet war noch immer nicht weitergewandert.

Das Mädchen sah sie für einen Moment an. Dann putzte sie sich die Nase. Ewa Moreno wechselte die Stellung und wartete.

»Ja. Ich weine ein bisschen.«

»Das kann passieren«, sagte Moreno.

Herrgott, dachte sie. Was mach ich da nur? Jetzt kümmere ich mich auch noch um einen flennenden Teenie... um ein betrogenes Mädel mit gebrochenem Herzen auf der Flucht vor ihrem Freund. Oder ihren Eltern. Auf jeden Fall auf der Flucht... Ich sollte weiterlesen und so tun, als hätte ich nie ein Wort mit ihr gewechselt. Ich werde erst wieder auf sie achten, wenn wir Lejnice erreicht haben, hab ich mit Lampe-Leermann nicht schon genug am Hals? Warum, zum Henker, kann ich bloß meinen Mund nicht halten?

»Ich weine, weil ich Angst habe«, sagte das Mädchen und schaute wieder in den Sonnenschein hinaus. »Ich bin auf dem Weg zu meinem Vater.«

»Ach?«, fragte Moreno neutral und verwarf ihre

Fluchttheorie.

»Ich bin ihm noch nie begegnet.«

Moreno ließ ihr Buch sinken.

»Wie meinst du das?«

»Ich kenne ihn nicht.«

»Du bist deinem Vater noch nie begegnet? Wieso denn nicht?«

»Weil meine Mutter das so für richtig hielt.«

Moreno dachte nach. Nahm einen Schluck aus ihrer Mineralwasserflasche. Hielt sie dem Mädchen mit fragendem Blick hin. Das Mädchen schüttelte den Kopf.

»Und warum hielt sie es für richtig, dass du nichts mit ihm zu tun hattest?«

Das Mädchen zuckte die Schultern.

»Ich weiß nicht.«

»Wie heißt du?«

»Mikaela Lijphart.«

»Wie alt bist du? Sechzehn, siebzehn?«

Das ist ja ein Verhör, ging Moreno plötzlich auf, und sie versuchte, ihre Verlegenheit dadurch zu überspielen, dass sie ein Kaugummipäckchen anbot. Mikaela Lijphart nahm sich zwei Stück und lachte kurz.

»Achtzehn«, sagte sie. »Wirklich achtzehn. Gestern war mein Geburtstag.«

»Herzlichen Glückwunsch«, sagte Moreno. »Nachträglich.«

»Verzeihung. Ich störe Sie beim Lesen.«

»Das macht nichts«, sagte Moreno. »In der Bahn kann ich mich ohnehin nicht konzentrieren. Ich lese alles immer mehrere Male. Wenn du von deinem Vater erzählen willst, höre ich gern zu.«

Mikaela Lijphart seufzte tief und schien mit sich zu ringen. Es dauerte drei Sekunden.

»Danke«, sagte sie. »Nein, ich bin ihm also noch nie begegnet. Oder zuletzt als sehr kleines Kind. Bis vorgestern wusste ich nicht, wer er ist. Er heißt Arnold Maager, das hat meine Mutter mir erzählt, weil ich jetzt achtzehn bin. Schönes Geschenk, was? Ein Vater!«

Moreno zog die Augenbrauen hoch, sagte aber nichts. Der Zug bremste hörbar vor der nächsten Station.

»Er sitzt in der Klappe. Als ich zwei Jahre alt war, ist etwas passiert. Und deshalb hat sie ihn bisher geheim gehalten, meine Mutter.«

Großer Gott, dachte Moreno. Was erzählt sie mir da? Für einen Moment glaubte sie, an eine Drogensüchtige geraten zu sein – an einen leicht neurotischen Teenie, der sich vor einer Wildfremden interessant machen wollte. Junge Damen in Not neigten zu solchen Szenen, das wusste sie aus Erfahrung. Das hatten die Jahre bei der Jugendpolizei sie gelehrt. Zweieinhalb Jahre, genau gerechnet, die nicht schlecht gewesen waren, aber die sie auch nicht zurückhaben wollte. So wenig wie alle anderen, die sie vor kurzem erst verworfen hatte...

Aber es fiel ihr schwer zu glauben, dass Mikaela Lijphart ihr Lügen auftischte. Wirklich schwer. Sie kam ihr eher vor wie ein offenes Buch – mit ihren großen klaren Augen und den freimütigen Zügen. Sicher konnte sie sich irren, aber dass sie so sehr danebenlag, bezweifelte sie doch sehr.

»Und jetzt bist du auf dem Weg zu ihm?«, fragte sie vorsichtig. »Zu deinem Vater? Wo wohnt er?«

»In Lejnice«, sagte Mikaela Lijphart. »In einem Pflegeheim am Stadtrand. Ich habe angerufen, sie wissen, dass ich komme. Und sie wollten ihn vorbereiten... ja, so haben sie das gesagt. Vorbereiten. Himmel, das macht mich so nervös, aber ich muss es doch hinter mich bringen.«

Ewa Moreno suchte verzweifelt nach einem tröstlichen Wort.

»Was sein muss, muss sein«, sagte sie. »Hast du wirklich erst vorgestern erfahren, dass du einen Vater hast?«

Mikaela Lijphart zeigte wieder ihr kurzes Lachen.

»Nein. Ich weiß ja, dass jungfräuliche Geburten heutzutage eher selten vorkommen. Ich habe mit drei Jahren einen Stiefvater bekommen, und mit fünfzehn habe ich erfahren, dass er nicht mein richtiger Vater ist. Und dann... ja, dann musste ich drei Jahre warten, ehe meine Mutter mir von meinem richtigen Vater erzählt hat. Arnold Maager... ich weiß nicht, ob mir der Name gefällt oder nicht.«

»Aber warum?«

Diese Frage konnte Moreno sich einfach nicht verkneifen.
»Ich meine, es geht mich natürlich nichts an, aber...«

»Ich weiß nicht«, sagte Mikaela Lijphart.

»Das weißt du nicht?«

»Nein, ich weiß nicht, warum sie mir das nicht sagen konnte. Oder wollte. Sie hat mir eine Menge über Verantwortung und Reife und so erzählt, meine Mutter, aber... nein, keine Details. Als ich klein war, ist etwas vorgefallen, mehr weiß ich nicht.«

Moreno schaute aus dem Fenster und stellte fest, dass sie schon in Boodendijk waren. Es konnte nicht mehr weit bis Lejnice sein. Ein oder zwei Stationen vermutlich. Hinter den wenigen Häuserzeilen konnte sie die Dünen erkennen. Der Himmel sah fast hysterisch aus, so blau war er.

Was, zum Teufel, soll ich denn sagen, fragte sie sich. Das arme Kind muss sich doch vollkommen verlassen vorkommen.

»Du hast nicht überlegt, jemanden mitzunehmen?«, fragte sie dann. »So nervös, wie du bist. Eine Freundin... oder deine Mutter.«

»Ich möchte allein mit ihm sein«, erklärte Mikaela Lijphart.
»Meine Mutter wollte überhaupt nicht, dass ich zu ihm fahre,

aber jetzt bin ich ja schließlich achtzehn.«

»Allerdings«, sagte Moreno.

Einige Sekunden verstrichen. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

»Ich begreife nicht, warum ich das alles einem wildfremden Menschen erzähle«, sagte Mikaela Lijphart und versuchte, ein wenig energischer zu wirken. »Sie müssen mich doch für total verrückt halten... ganz zu schweigen von meiner Mutter und meinem Vater. Die total verrückte Familie. Und das sind wir vielleicht auch, aber ich habe wirklich noch nie...«

»Manchmal kann es gut tun, mit Fremden zu reden«, fiel Moreno ihr ins Wort. »Man kann sagen, was man will, ohne Rücksicht nehmen zu müssen. Ich fange auch manchmal auf diese Weise ein Gespräch an.«

Jetzt öffnete das Gesicht des Mädchens sich wirklich zu einem Lächeln, und Moreno konnte feststellen, dass sie noch anziehender aussah, wenn die Sorgen sich für einen Moment verzogen.

»Genau. Das gilt auch für meinen Vater. Über die Begegnung mit ihm, meine ich. Wir sind uns doch auch fremd. Ich will sonst niemanden dabei haben, wenn ich zum ersten Mal mit ihm spreche. Es wäre... es wäre nicht richtig, verstehen Sie? Ihm gegenüber nicht richtig.«

Moreno nickte.

»Du steigst also in Lejnice aus?«, fragte sie.

»Ja. Und Sie?«

»Auch in Lejnice. Es geht sicher gut, du wirst schon sehen. Mit deinem Vater meine ich, das spüre ich.«

»Ich auch«, verkündete Mikaela Lijphart optimistisch und richtete sich ein wenig auf. »Ich glaube übrigens, wir sind bald da, ich sollte vielleicht kurz zur Toilette gehen, um mir die Tränen aus dem Gesicht zu wischen. Es hat gut getan, mit

Ihnen zu sprechen.«

Ewa Moreno merkte plötzlich, dass sie selber eine Träne im Augenwinkel hatte. Sie tätschelte Mikaela Lijpharts Oberschenkel und räusperte sich.

»Tu das. Ich warte auf dich. Bis zur Station haben wir ja noch ein Stück.«

Mikaela Lijphart stand auf und verschwand auf der Toilette ganz hinten im Wagen. Moreno holte tief Atem. Steckte ihr Buch in die Tasche und stellte fest, dass durch das Fenster jetzt das Meer zu sehen war.

Auf dem Bahnhofsvorplatz verabschiedete sie sich von Mikaela Lijphart, die in den gelben Bus stieg, der zum Sidonisstift fuhr, einem einige Kilometer nördlich im Binnenland gelegenen Pflegeheim.

Moreno selbst nahm ein Taxi, da sie den Weg zur Wache von Lejnice nicht kannte.

Die Entfernung zum Marktplatz, wo auch die Wache lag, betrug knappe zweihundert Meter, und der junge Fahrer fragte, ob er eine Extrarunde um die Kirche drehen dürfe, um wenigstens das Taxameter einschalten zu können.

Moreno lachte und sagte, sie werde in einigen Stunden einen Wagen nach Port Hagen brauchen, worauf er ihr eine Karte mit seiner Telefonnummer gab.

Die Polizeiwache von Lejnice war ein viereckiger zweistöckiger Bau aus dunklem Klinkerstein mit seltsamen quadratischen Fenstern, die von außen nicht einzusehen waren. Sie war sicher kurz nach dem Zweiten Weltkrieg errichtet worden und lag zwischen einer Metzgerei und einem Bestattungsunternehmen. Über dem wenig imposanten Eingang befand sich ein winziger Balkon mit Eisengeländer und einer noch kleineren Flagge, die am Ende einer Art Besenstiel im

schwachen Wind wehte. Moreno hatte eine kurze Assoziation mit einer dekadenten französischen Kolonie des 19. Jahrhunderts – oder mit einem Film über eine solche Kolonie –, und als sie dann Kommissar Vrommel entdeckte, vermutete sie, dass ihm das vergangene Jahrhundert lieber war als das, das gerade vor der Tür stand.

Er selber stand übrigens auch vor der Tür. Lang und schlaksig, in einer Art weicher Khakiuniform, wie Moreno sie nur aus der Welt des Films kannte. Sie schätzte ihn auf vielleicht sechzig oder eher noch fünfundsechzig. Reinharts Vermutung, dass er rothaarig war, mochte nicht falsch liegen, kam aber um einige Jahrzehnte zu spät. Jetzt war Vrommels Haupt nur noch spärlich bewachsen. Um nicht zu sagen gar nicht.

Runde Brille ohne Einfassung, kräftige rotbraune Nase und ein so dünner, fleischfarbener Schnurrbart, dass sie ihn erst entdeckte, als sie dem Mann die Hand reichte.

»Inspektor Moreno, nehme ich an. Angenehm. Reise gut verlaufen?«

Er kann Polizistinnen nicht leiden, dachte sie.

»Hervorragend, danke. Ein bisschen warm.«

Er ging auf die Aufforderung, über das Wetter zu sprechen, nicht ein. Räusperte sich stattdessen und hob den Kopf.

»Willkommen in Lejnice. Ja, hier also ist der Sitz der Macht.«

Er streckte den Arm in einer Geste aus, die – möglicherweise aber nur möglicherweise – als ironisch gedeutet werden konnte. »Gehen wir hinein? Meister Lampe wartet schon.«

Er öffnete die Tür, und Moreno betrat das relativ kühle Innere der Polizeiwache von Lejnice.

Das Verhörzimmer war an die zehn Quadratmeter groß und sah

aus, wie es sich für ein Verhörzimmer gehörte.

Wie es sich für alle Verhörzimmer auf der ganzen Welt gehört. Ein Tisch mit zwei Stühlen. Eine Lampe an der Decke. Kein Fenster. Auf dem Tisch ein Tonbandgerät, ein Krug Wasser und zwei weiße Plastikbecher. Kahle Wände und blanker Betonboden. Zwei Türen mit Gucklöchern. Franz Lampe-Leermann saß schon auf dem einen Stuhl, als Moreno zur Tür hereinkam. Er saß sicher schon eine ganze Weile da. Er sah ziemlich erschöpft aus, und sein Lächeln kam ihr angespannt vor. Große Schweißflecken hatten sich unter den Armen seines gelben Hemdes ausgebreitet, und er hatte Schuhe und Socken ausgezogen. Er atmete schwer. Die Klimaanlage, die im restlichen Gebäude ihre Wirkung tat, schien nicht in diese Dschehenna hineinzureichen.

Möglicherweise hatte Vrommel sie auch ausgeschaltet.

Fünfunddreißig Grad, schätzte Moreno. Mindestens. Gut.

»Ich brauche eine Zigarettenpause«, erklärte Franz Lampe-Leermann und wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn. »Dieser Dreckskerl hier will mich nicht mal rauchen lassen!«

»Pause?«, fragte Moreno. »Frühestens in einer halben Stunde. Falls du dich kooperativ zeigst. Klar?«

Lampe-Leermann fluchte noch einmal und zuckte mit den Schultern.

»Also, los geht's«, sagte Moreno und drückte auf den Aufnahmeknopf. »Was hast du zu sagen?«

6

Mikaela Lijphart stieg bei der Weggabelung nach St. Inns aus, wie ihr geraten worden war. Sie blieb mit ihrem Rucksack am Straßenrand stehen, bis der Bus in der langen Kurve in Richtung Wallby und Port Hagen verschwunden war.

Schaute sich um. Links von ihr, nach Westen, verlief die schnurgerade Straße durch die Dünen zum Meer, nur noch anderthalb Kilometer waren das. Dort würde sie später hingehen – in kurzer Zeit oder einigen Stunden –, denn dort lag die Jugendherberge, wo sie übernachten wollte. Aber jetzt noch nicht. Jetzt ging es nach Osten. Ins Landesinnere, über das schmale gewundene Asphaltband, das in der Hitze zwischen hohen, mit Blumen bewachsenen Graswällen fast zu kochen schien. Das Sidonisheim sollte nur noch einen Kilometer entfernt liegen, aber sie wünschte, es wäre noch kürzer. Oder sie hätte sich aus Lejnice wenigstens eine Flasche Wasser mitgebracht.

Denn es war heiß. Unerträglich heiß. Es war halb zwei, zweifellos der perfekte Zeitpunkt für eine Wanderung in der Sonne, dachte sie. Für einen prachtvollen Sonnenstich.

Das hätte ihr gerade noch gefehlt. Das auch noch.

Sie schaute sich noch einmal um. Versuchte, sich ein Bild vom Ort zu machen. Der schien höchstens aus einem Dutzend Häusern zu bestehen, doch hinter einem davon ragte etwas hervor, das wie ein Reklameschild aussah. Vielleicht eine Art Geschäft... da müsste sie doch zumindest eine Flasche Wasser auftreiben können. Sie lud sich den Rucksack auf die Schultern und machte sich auf den Weg zu dem rotbraunen Klinkerhaus.

Und sie sollte sich auch noch einmal vergewissern, ob sie

wirklich auf dem richtigen Weg zum Heim war, beschloss sie.
Zum Heim und zu ihrem Vater.

Es handelte sich wirklich um einen kleinen Lebensmittelladen. Sie kaufte einen Liter Wasser, ein Eis und eine Packung Kekse mit Zitronengeschmack. Sie ließ sich außerdem den Weg zum Sidonisstift erklären. Sie brauchte nur der Straße zu folgen und beim Schild nach der Brücke rechts zu gehen. Es sei wirklich nicht weit. Ob sie ein Auto habe, fragte die freundliche rundliche Frau hinter dem Tresen. Andernfalls könne sie in einer halben Stunde vom Lieferwagen mitgenommen werden, der Laden brachte fast jeden Tag Vorräte ins Heim.

Mikaela Lijphart lächelte und lehnte dankend ab. Sagte, sie wolle einen Spaziergang machen, bei dem schönen Wetter.

»Wunderbares Wetter«, stimmte die Frau zu und fächelte sich mit einer Illustrierten Luft zu. »Fast zu viel des Guten, könnte man sagen.«

Im Gehen dachte sie über alles nach, was sie der Frau im Zug erzählt hatte.

Die Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit.

Nicht ganz die ganze. Sie wusste ein wenig mehr, als sie zugegeben hatte, und jetzt hatte sie plötzlich ein schlechtes Gewissen, weil sie geschwiegen hatte. Einen Hauch von schlechtem Gewissen jedenfalls. Die Frau war freundlich gewesen und hatte sich um sie gekümmert. Sie hätte wirklich etwas mehr erzählen können, wirklich.

Andererseits hatte sie auch nicht direkt gelogen. Es stimmte wirklich, dass ihre Mutter ihr so wenig über die Vorgeschichte erzählt hatte.

Es war etwas vorgefallen.

Vor sechzehn Jahren.

Etwas mit ihrem Vater.

Was? Was? Als sie jetzt an das Gespräch mit ihrer Mutter dachte, das sie am Vortag geführt hatte, konnte sie deren Haltung fast noch weniger begreifen. Noch weniger als am Frühstückstisch, als der Abstand zwischen ihnen meilenweit gewesen und der Name zum ersten Mal gefallen war.

Arnold Maager.

Arnold? Zwölf Jahre hatte sie einen Vater namens Helmut gehabt. Drei Jahre einen namenlosen. Und jetzt hieß er plötzlich Arnold.

»Was ist denn vorgefallen?«, hatte sie ihre Mutter gefragt. »Jetzt erzähl schon, was so entsetzlich war. Damals vor sechzehn Jahren!«

Aber ihre Mutter hatte nur den Kopf geschüttelt.

»Du musst doch begreifen, dass du auch B sagen musst, wenn du A gesagt hast«, hatte Mikaela gefordert. Das sagte die Mutter selbst auch immer. »Ich habe ein Recht, es zu erfahren.«

Neues Kopfschütteln, jetzt noch energischer. Danach die Tirade: *Ja, du hast das Recht zu erfahren, wer dein Vater ist, Mikaela, und das weißt du jetzt. Aber es wäre nicht gut für dich zu wissen, warum ich ihn verlassen habe. Glaub mir das. Ich würde dir das nicht verschweigen, wenn es nicht zu deinem Besten wäre, das musst du mir glauben.*

»Ich werde es schon herausfinden.«

Das ist deine Sache. Du bist volljährig. Aber ich denke nur an dein Bestes.

Weiter waren sie nicht gekommen, obwohl sie noch eine halbe Stunde in der Küche gegessen hatten. Mikaela hatte gebettelt und gefleht, sie hatte geschimpft und geweint, aber der Entschluss ihrer Mutter war unumstößlich gewesen.

Das kam manchmal vor. Mikaela Lijphart war schon häufiger

mit dem Kopf gegen die Wand gerannt. Sie wusste, wie das war, was für ein Gefühl das war. Aber diese seltsame Distanz zwischen ihr und ihrer Mutter gab es sonst nicht. Seltsam und auch ein wenig überwältigend war die.

Tante Vanja war dann die Rettung gewesen, auch das nicht zum ersten Mal. Mikaela hatte sich in ihrem Zimmer eingeschlossen und sie gleich nach dem Gespräch in der Küche angerufen. War sofort mit der Tür ins Haus gefallen, und nach intensiven Überredungsversuchen hatte sie es geschafft. Als sie schon fast die Flinte ins Korn geworfen hatte. Tante Vanja hatte erzählt. Zwar nicht viel, aber ein wenig... hatte den Vorhang zur Vergangenheit einen Spaltbreit geöffnet.

Er hat einen Menschen umgebracht, dein Vater. Ein junges Mädchen... genauer gesagt konnte es nie bewiesen werden, ob er es wirklich getan hat.

Pause.

Aber natürlich muss er es gewesen sein.

Pause.

Und das konnte er dann nicht ertragen. Er ist zusammengebrochen, aber es ist besser, das alles nicht wieder aufzuwühlen, ich habe ohnehin schon zu viel gesagt.

Wen?

Wen hatte er umgebracht? Und warum?

Aber Tante Vanja hatte nicht mehr verraten wollen. Jetzt war die Vergangenheit wieder da, wo sie hingehörte, es ging sie nichts an, und sie hatte ohnehin schon zu viel gesagt. Der Mann saß sicher noch in diesem Heim bei Lejnice, das glaubte sie zumindest. Er war damals sofort dort eingewiesen worden. Aber es sei besser, das zu vergessen, wie gesagt. Zu vergessen und weiterzugehen.

Das wusste Mikaela schon. Dass er in dieser Anstalt saß – das hatte immerhin auch ihre Mutter verraten.

Die Frage ist nur, warum, dachte Mikaela, als sie ihrer Tante zum Schluss dankte und den Hörer auf die Gabel legte. Warum hatte sie gerade an dieser Stelle die Grenze gezogen, ihre Mutter? Wenn sie an diese Dinge doch nicht rühren wollte, dann wäre es doch sicher besser gewesen, ihrer Tochter diesen Hinweis vorzuenthalten?

Oder lieber gar nichts zu sagen?

Das musste sein, hatte sie erklärt. Ich bin es dir schuldig, dir den Namen deines Vaters und seinen Aufenthaltsort zu nennen. Aber ich wünsche... ich wünsche aus ganzem Herzen, dass du nicht zu ihm gehst.

Aus ganzem Herzen?, dachte Mikaela Lijphart. Klang fast ein wenig pathetisch. Und unbegreiflich. Gestern wie heute. So unbegreiflich, wie ihre Mutter sich bisweilen verhalten konnte. Ja, eigentlich war sie wohl weniger überrascht, als sie es vielleicht sein sollte. Als andere Achtzehnjährige es in dieser Situation gewesen wären.

Ich bin daran gewöhnt, auf Treibsand zu leben, dachte sie. In jeder Hinsicht. Und mit allem zu rechnen.

Vielleicht hatte sie der Frau im Zug deshalb nicht alles erzählen mögen? Weil sie sich ihrer verrückten Familie schämte, genau, wie sie gesagt hatte.

Einen Menschen umgebracht? Himmel, nein, das war dann doch zu viel.

Sie erreichte die Brücke. Überquerte sie und bog dann nach rechts ab. Der überwucherte Bachlauf war wie ausgedörrt, nur ein lehmiger Streifen tief unten zeigte, dass hier normalerweise das Wasser des Baches Muur entlangströmte. Zumindest unter anderen klimatischen Bedingungen. Ein an einem Pfosten angebrachtes großes Schild erzählte das alles und teilte außerdem mit, dass das Sidonisstift jetzt nur noch zweihundert Meter entfernt war.

Zweihundert Meter, dachte Mikaela Lijphart und trank einen

Schluck Wasser. Nach achtzehn Jahren – oder eigentlich sechzehn – bin ich noch zweihundert Meter von meinem Vater entfernt.

Die Gebäude waren von blassem Gelb und lagen in einem kleinen Parkgelände, das von einer niedrigen Mauer und einigen Laubbäumen umgeben war. Ulmen oder Ahorn, sie wusste es nicht genau. Vielleicht von beidem, die hatten doch ziemlich viel Ähnlichkeit miteinander. Es gab nur drei Häuser, ein größeres mit vier Etagen und zwei mit jeweils zwei Stockwerken. Ein kleiner asphaltierter Parkplatz mit vielleicht einem Dutzend Autos. Ein schwarzer Hund war an einem Schuppen angebunden und kläffte. Nirgendwo war auch nur eine Menschenseele zu sehen. Sie folgte den Schildern an der Treppe ins Hauptgebäude und blieb vor einer Art Rezeption stehen. Zwei ältere Frauen kehrten ihr den Rücken zu und waren in ein Gespräch vertieft. Es dauerte eine Weile, bis sie ihre Aufmerksamkeit erregen konnte.

Sie brachte ihren Wunsch vor und wurde gebeten, noch einen Moment Platz zu nehmen.

Nach einigen Minuten tauchte aus einem Gang ein Mann mit Bart und Brille auf und fragte, ob sie Mikaela Lijphart sei. Das stimme, sagte sie. Er reichte ihr die Hand und hieß sie willkommen. Stellte sich als Frank vor und machte eine Bemerkung über das schöne Wetter. Danach winkte er sie hinter sich her. Er führte sie durch zwei grüne Gänge und zwei blaue Treppen nach oben. Sie blieb zwei Schritte hinter ihm und spürte, dass sie dringend zur Toilette musste. Ihre Blase drückte. Sie hatte schließlich auf dem Weg die ganze Flasche ausgetrunken.

Sie erreichten eine Art Aufenthaltsraum mit zwei Sitzgruppen und einem Fernseher. Auch im Haus war keine Menschenseele zu sehen, sie fragte sich, ob aus Anlass des schönen Wetters

vielleicht ein Ausflug unternommen worden sein könnte. Denn ihr Vater konnte doch unmöglich der einzige Patient sein? Es musste noch andere Psychofälle geben. Sie entdeckte eine Toilettentür und bat Frank, für einen Moment zu warten.

Himmel, dachte sie, als sie fertig war und sich den ärgsten Schweiß abgewischt hatte. Ich will nach Hause. Wenn er nicht da ist, laufe ich weg.

Frank wartete auf sie.

»Arnold Maager, das ist dein Vater, nicht wahr?«

Sie nickte und versuchte zu schlucken.

»Du bist ihm noch nie begegnet?«

»Nein. Jedenfalls... nein, egal. Das hier ist das erste Mal!«

Er lächelte, und versuchte, irgendwie wohlwollend auszusehen, wie sie annahm. Konnte kaum mehr als zwei oder drei Jahre älter sein als sie. Ein- oder zweiundzwanzig vielleicht. Sie holte tief Atem und merkte, dass sie ein wenig zitterte.

»Nervös?«

Sie seufzte.

»Ein bisschen aufregend ist es schon.«

Er kratzte sich am Bart und schien nachzudenken.

»Er ist nicht sonderlich redselig, dein Vater. Normalerweise jedenfalls nicht. Aber du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Du möchtest mit ihm allein sein?«

»Ja, sicher. Warum... stimmt etwas nicht...?«

Er zuckte mit den Achseln.

»Nein, alles in Ordnung. Ich bring dich zu seinem Zimmer. Ihr könnt ruhig da sitzen bleiben. Ihr könnt auch einen Spaziergang durch den Park machen, das tut er gern... und in der Küche gibt es Tee und Kaffee.«

»Danke.«

Er zeigte auf einen weiteren Gang. Ließ sie vorgehen.

»Hier ist es. Nummer sechzehn. Ich bin unten im Stationszimmer, wenn du mich brauchst.«

Er klopfte an die Tür und öffnete sie, ohne auf Antwort zu warten. Sie kniff die Augen zusammen und zählte bis fünf. Dann ging sie hinein.

Der Mann, der vor dem offenen Fenster in einem Sessel saß, erinnerte sie an einen Vogel.

Das war ihr erster Gedanke, und auf irgendeine Weise konnte sie sich nicht davon befreien.

Mein Papa ist ein Vogel.

Er war klein und dünn. Trug eine zu weite, abgenutzte Cordhose und ein blaues Hemd, das um seine mageren Schultern schlotterte. Der Kopf auf dem dünnen Hals war lang und schmal; er hatte dunkle, tief in ihre Höhlen eingesunkene Augen und eine spitze, ein wenig krumme Nase. Dichte, kurz geschnittene Haare. Einen Zweitagebart, der noch etwas dunkler war.

Er ließ das Buch sinken, in dem er gelesen hatte, und schaute sie für zwei Sekunden an. Dann schlug er die Augen nieder.

Sie blieb vor der Tür stehen und hielt den Atem an. Hatte plötzlich das Gefühl, sich geirrt zu haben. Vielleicht hatte sie – oder eher der junge Pfleger – das falsche Zimmer erwischt. Das da sollte ihr Vater sein? Diese schwächliche Gestalt sollte...

»Bist du Arnold Maager?«

Mit dieser Frage riss sie sich aus ihren Gedanken. Und staunte darüber, dass ihre Stimme immerhin fast ruhig klang.

Er schaute wieder zu ihr auf. Feuchtete sich mit der Zungenspitze die Lippen an.

»Wer bist du?«

Seine Stimme klang ebenso dünn wie ihr Besitzer. Sie stellte ihren Rucksack auf den Boden und setzte sich in den anderen Sessel. Wartete einen Moment, ließ seinen Blick jedoch nicht

los. Entdeckte, dass er noch nicht sonderlich alt aussah. Fünfundvierzig vielleicht. Ihre Mutter war dreiundvierzig, das konnte also stimmen.

»Ich heiße Mikaela. Du bist mein Vater.«

Er gab keine Antwort. Zeigte keine Reaktion.

»Ich bin deine Tochter«, fügte sie hinzu.

»Meine Tochter? Mikaela?«

Er schien noch tiefer in sich zusammenzusinken, und seine Worte waren so leise, dass sie sie nur mit großer Mühe verstehen konnte. Das Buch fiel zu Boden, aber er bückte sich nicht danach. Seine Hände zitterten ein wenig.

Jetzt nicht weinen, dachte sie. Bitte, Papa, jetzt nicht weinen.

Später wusste sie nicht mehr, wie lange sie einander schweigend gegenüber gesessen hatten. Alles in allem. Vielleicht war es nur eine halbe Minute gewesen, vielleicht auch zehn. Es war so seltsam. Der Augenblick schien nicht zu vergehen und war zugleich endlos lang, und als er dann doch vergangen war, ging ihr langsam etwas auf, was ihr noch nie klar gewesen war, worüber sie sich niemals auch nur Gedanken gemacht hatte... etwas über Sprache und Schweigen. Und über Gefühle.

Sie konnte es nicht genau benennen, aber zum ersten Mal in ihrem Leben begriff sie, dass es möglich war, etwas zu erleben, ohne darüber zu sprechen. Etwas mit einem anderen zusammen zu erleben und es doch nicht in Worte zu kleiden. Nicht einmal für sich selber. Weder während es passierte, noch später... weil die Worte, die schwerfälligen Worte, niemals hundertprozentig zutrafen, und weil es deshalb notwendig wurde, auf sie zu verzichten. Damit sie die Erlebnisse nicht überfuhren und verzerrten.

Es war besser, stumm dazusitzen und zu erleben. Alles so

sein zu lassen, wie es war. Ja, so ungefähr sah sie jetzt alles. Lernte es während ihrer ersten Begegnung mit ihrem Vater. Ihrem Vogelvater.

Eine halbe Minute also. Oder zehn.

Dann erhob er sich. Ging zum Schreibtisch neben dem Bett und zog die unterste Schublade auf.

»Ich habe dir geschrieben«, sagte er. »Gut, dass du es holen kommst.«

Er zog ein Bündel Briefe hervor. Es war sicher fünfzehn Zentimeter dick und mit einem schwarzen Band umwickelt.

»Es wäre besser, sie wegzuworfen. Aber wo du schon hier bist, kannst du sie auch haben.«

Er legte das Bündel auf den Tisch und ließ sich wieder in seinen Sessel sinken.

»Verzeih mir«, sagte er. »Aber du hättest nicht kommen sollen. Und ich glaube, es ist besser, du gehst jetzt.«

Er zwinkerte einige Male und bewegte ruckhaft den Kopf. Sah sie lange nicht an, und sie nahm an, dass er sich nicht wohl in seiner Haut fühlte. Dass es ihm unangenehm war, seiner plötzlich aufgetauchten Tochter gegenüberzusitzen.

»Ich will dich sehen und mit dir sprechen«, sagte sie. »Bis gestern wusste ich nicht, wer du bist. Ich will wissen, warum alles so gekommen ist.«

»Es ist meine Schuld«, sagte er. »Ich habe etwas Entsetzliches getan, und deshalb muss alles so sein, wie es eben ist. Es lässt sich nicht ändern. Das ist unmöglich.«

Wieder warf er den Kopf hin und her.

»Ich verstehe es nicht«, sagte Mikaela Lijphart. »Ich muss es aber wissen, um es verstehen zu können.«

»Geht nicht«, sagte er.

Danach verstummte er und starrte die Tischplatte an. Beugte

sich vor und umklammerte die Armlehne mit den Händen. Noch mehr Zeit verging.

»Du hast einen anderen Vater. Das ist besser so. Geh jetzt.«

Sie spürte, wie das Weinen ihr im Hals brannte.

Sieh mich an, dachte sie. Fass mich an! Sag, dass du mein Papa bist und dass du dich darüber freust, dass ich endlich gekommen bin!

Aber er saß nur da. Das seltsame Schweigen war verschwunden – oder hatte sich verändert –, und jetzt gab es nur noch Leid und Hoffnungslosigkeit. Dass ein Moment so schnell verloren gehen kann, dachte sie mit wachsender Verzweiflung. Und so total vergeudet.

»Ich weiß nicht einmal, was passiert ist«, flüsterte sie und versuchte, die Tränen zurückzudrängen, die hinter ihren Augen brannten. »Meine Mutter sagt nichts, und du sagst nichts. Begreift ihr denn nicht, dass ihr mir alles erzählen müsst? Ihr... ihr verdammtes Mistpack!«

Sie sprang auf und stellte sich vor das Fenster. Kehrt ihm den Rücken zu. Beugte sich vor und umklammerte das spitze Blech, bis es wehtat und die Verzweiflung vor Schmerz und Wut zurückkehrte. Mistpack, wiederholte sie in Gedanken. Verdammtes, verdammtes Mistpack, ja, genau das seid ihr.

»Ihr bildet euch ein, zu wissen, was gut für mich ist, aber ihr habt keine Ahnung!«

Er rührte sich nicht, aber sie konnte hören, wie er hinten in seinem Sessel atmete. Schwer und mit offenem Mund, wie jemand, der an Polypen litt. Sie beschloss, ihn für eine Weile zu ignorieren. Ihre Aufmerksamkeit abzuwenden, zumindest es zu versuchen. Sie hob den Blick. Draußen im Park breiteten sich Sommer und Sonnenschein aus. Der bellende Hund hatte sich inzwischen beruhigt. Er lag im Schatten auf dem Bauch und döste mit ausgestreckter Zunge vor sich hin, das konnte sie von hier oben sehen. Sie hatte einen guten Blick auf die

Umgebung, sie sah die Straße, auf der sie gekommen war, und den Ort, bei dem sie den Bus verlassen hatte, St. Inns. Weiter hinten lag das Meer – eher wie eine Ahnung, und sie fragte sich, wieso ihr das Leben trotz dieser Sicht so ungeheuer ausweglos vorkam. Trotz des Sommers, des Sonnenscheins und des endlosen Himmels.

»Wie alt bist du, Mikaela?«, fragte er plötzlich.

»Achtzehn«, antwortete sie, ohne sich umzudrehen. »Ich bin gestern achtzehn geworden.«

Dann fiel ihr ein, dass sie etwas für ihn mitgebracht hatte. Sie ging zu ihrem Rucksack und nahm das Päckchen heraus.

Zögerte einen Moment, dann legte sie es neben die Briefe auf den Tisch.

»Es ist nichts Besonderes«, sagte sie. »Aber es ist für dich. Ich habe es mit zehn Jahren in der Schule gemacht. Und jetzt bekommst du es.«

Er machte sich vorsichtig an dem flachen Paket zu schaffen, machte aber keine Anstalten, es zu öffnen.

»Du solltest nicht...«, murmelte er.

»Wenn ich dir etwas geben möchte, dann nimmst du das gefälligst an«, fiel sie ihm wütend ins Wort. »Ich nehme deine Briefe, und du nimmst mein Märchen, okay?«

Denn es war ein Märchen. Eine Bildergeschichte über einen unglücklichen Vogel, an der sie in der vierten Klasse fast ein ganzes Schuljahr hindurch gearbeitet hatte. Sie hatte geschrieben und gezeichnet und gemalt. Sie hatte die Geschichte ihrer Mutter oder Helmut zu Weihnachten schenken wollen, aber aus irgendeinem Grund hatte sie sich die Sache dann anders überlegt.

Ob sie sich damals gestritten hatten oder was es sonst für einen Grund gegeben haben mochte, wusste sie nicht mehr. Als ihr das Märchen am Vorabend eingefallen war, war ihr das als

Omen erschienen. Sie konnte es also ihrem Vater schenken. Ein düsteres Märchen mit einem glücklichen Ende.

Sie trat ans Fenster und wartete. Beschloss, kein Wort mehr zu sagen und das Zimmer auch nicht zu verlassen, bevor er sich nicht gerührt hatte. Sie wollte einfach stehen bleiben und sich stur stellen, wie ihre Mutter das getan hatte, wie er das tat. Sich stur stellen. Egal, wie lange. Scheißegal.

Nach zwei Minuten räusperte er sich und erhob sich. Lief einige Male unschlüssig im Zimmer hin und her. Blieb an der Tür stehen. »Ich möchte nach draußen gehen«, sagte er. »Um diese Zeit mache ich immer einen Spaziergang durch den Park.«

»Ich komme mit«, sagte Mikaela Lijphart. »Und ich will, dass du mir alles erzählst. Vorher gehe ich hier nicht weg, ist das klar?«

Wortlos ging ihr Vater aus dem Zimmer.

10. - 11. Juli 1999

»Am Montag geht's also weiter?«, fragte Mikael Bau. »Willst du mir das sagen?«

Ewa Moreno nickte und trank noch einen Schluck Wein. Merkte, dass sie bereits ein wenig beschwipst war, aber warum auch nicht? Es war der erste Abend ihres vier Wochen langen Urlaubs, und sie wusste nicht mehr, wann sie es sich zuletzt erlaubt hatte, ihre Hemmungen wegzutrinken. Sicher war es Jahre her. Was für Hemmungen übrigens?

Am nächsten Tag würde sie ausschlafen können. Ein Handtuch nehmen, die hundert Meter zum Strand gehen. Im Sand liegen und den ganzen Tag lang Sonne tanken. Sich ausruhen und faulenzen und sich von Mikael umsorgen lassen, genau, wie er das versprochen hatte.

Und ein paar Stunden Arbeit übermorgen könnten doch nicht so schlimm sein? Und auch noch nachmittags, das Ausschlafen würde dadurch nicht beeinträchtigt werden.

»Stimmt«, sagte sie. »Nur ein paar Stunden. Er war nicht so kooperativ, wie er versprochen hatte, dieser Schleimscheißer von Lampe-Leermann.«

»Schleimscheißer?«, fragte Mikael Bau und runzelte die Stirn. »Wir merken, dass die Frau Inspektor ein wenig off the record redet.«

Off the record?, wiederholte sie in Gedanken und machte es sich auf dem eingesunkenen karierten Sofa bequem. Vielleicht, aber zum Henker, sie hatte ja schließlich Urlaub. Mikael Bau lag auf dem anderen Ende des riesigen Möbelstücks und hielt

ungefähr so viel Körperkontakt zu ihr, wie beim geruhsamen Verdauen anzuraten war. Er hatte natürlich einen Fisch aufgetan, wie er versprochen hatte. Und nicht irgendeinen Fisch sondern eine Seezunge, die er à la meunière mit einer göttlichen Soße aus Weißwein und Krebschwänzen angerichtet hatte. Es war ihr fast schwer gefallen, sich mit diesem Luxus abzufinden. Alles zu genießen und seinen Kochkünsten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es war schon seltsam, das mit der Offenheit... warum war das nur so schwierig?

Als sie das ihm gegenüber angesprochen hatte, hatte er nur gelacht und mit den Schultern gezuckt.

»Iss«, hatte er gesagt. »Du brauchst hier nicht in gebundener Sprache zu sprechen.«

Sie trank einen Schluck. Lehnte den Kopf an das Sofapolster und merkte, dass ihr ein albernes Lächeln auf den Lippen lag. Das sich von dort offenbar auch nicht entfernen wollte.

»Frank Lampe-Leermann ist ein Schleimscheißer«, erklärte sie. »Ob off oder on the record spielt keine Rolle.«

Mikael Bau blickte leicht skeptisch.

»Aber warum gerade du? Ein Schleimscheißer kann doch von aller Welt verhöhrt werden.«

»Vermutlich aus demselben Grund, aus dem ich hier liege«, sagte Moreno. »Er mag mich leiden. Mag zumindest Frauen eher als Männer.«

»Ach? Und er kann selber entscheiden, von wem er verhöhrt wird? Die neue Charmeoﬀensive der Polizei, wenn ich das richtig verstanden habe?«

»Könnte man meinen, ja. Auf jeden Fall bin ich ihm lieber als der Polizeichef, und da kann ich ihn sogar verstehen. Vrommel ist nicht gerade eine Zierde seines Standes...«

»Vrommel?«

»Ja, so heißt er. Steife sechzig, steifer Kragen, steif in der Birne...«

Sie unterbrach sich einen Moment und staunte darüber, wie leicht ihr die Worte aus dem Mund strömten. Liegt sicher an der Soße, dachte sie. Sommer, Ferien und Sauvignon blanc...

»Ich weiß, wer er ist«, sagte Mikael Bau.

»Wer denn?«

»Vrommel natürlich.«

»Du? Wieso weißt du, wer Vrommel ist?«

Mikael Bau breitete die Arme aus und vergoss ein wenig Wein.

»Das Haus«, erklärte er. »Dieses hier. Vergiss nicht, dass ich mein Leben lang hier den Sommer verbracht habe. In Port Hagen kenne ich mich besser aus als in meinem Werkzeugkasten. In Lejnice auch... das ist hier doch sozusagen der zentrale Ort.«

Moreno dachte nach.

»Alles klar. Aber der Polizeichef? Ich deute das dahingehend, dass ihr in kriminelle Aktivitäten verwickelt seid... du und deine Sippe, meine ich.«

Mikael Bau knurrte viel sagend.

»Hrrrr«, sagte er. »Nicht ganz. Ich kann mich an Vrommel erinnern, weil er einmal hier war. Muss so Anfang der achtziger Jahre gewesen sein, ich war fünfzehn oder sechzehn. Eine meiner Schwestern hatte eine Freundin, die in irgendetwas verwickelt war. Hab vergessen, was... oder hab es wohl nie richtig gewusst. Jedenfalls war er hier, um mit Louise zu sprechen... oder sie zu verhören? Langer rothaariger Typ, dieser Vrommel, oder? Und ziemlich grob.«

»Jetzt hat er eine Glatze«, korrigierte Moreno. »Grob ist er allerdings... aber warum zum Henker unterhalten wir uns eigentlich über glatzköpfige Polizisten?«

»Keine Ahnung«, sagte Mikael Bau. »Kommt mir auch blöd vor, wo es doch in nächster Nähe behaarte Bullen gibt.«

Er packte ihre nackten Füße und massierte sie.

Behaarte Bullen?, dachte Ewa Moreno.

Dann lachte sie schallend los.

»Ich glaube, ich brauche einen Spaziergang am Strand«, sagte sie dann. »Ich habe zu viel getrunken... und zu viel Soße gegessen.«

»Ebenfalls«, sagte Mikael Bau. »Nehmen wir eine Decke mit? Der Mond scheint.«

»Ohne Decke schaffen wir das nicht«, sagte Ewa Moreno.

Sie kamen unmittelbar vor Sonnenaufgang vom Strand zurück, und am Sonntag schlief sie dann bis zwölf.

Das tat auch Mikael Bau, und nach dem Frühstück, das vor allem aus Saft und Kaffee bestand, ließen sie sich in den Liegestühlen im Garten nieder, mit noch mehr Saft und Mineralwasser in Reichweite. Erst jetzt ging Ewa Moreno so richtig auf, in was für ein fantastisches Haus sie da geraten war. In ein großes, verwinkeltes altes Holzgebäude, das unten von einer Veranda und oben von Balkons umgeben war. Knackende Treppen und schiefe Winkel und Ecken, die sich für ewige Zeit in jedes Kindergedächtnis hätten einätzen müssen. Erker mit getrockneten Blumen, undichte altmodische Fenster und Möbel aus vier oder fünf Generationen und zehnmal so vielen Stilrichtungen.

Wie die Familie Bau an dieses Haus – das übrigens Tschandala hieß, warum auch immer, – geraten war, hüllte sich in mystisches Dunkel. Kein Familienmitglied sei jemals dafür bekannt gewesen, mehr Geld zu besitzen, als für das tägliche Brot nötig war, behauptete Mikael, doch nach einer zählebigen Theorie hatte ein gewisser Sinister Bau alles zu Beginn der

zwanziger Jahre in einer befremdlichen und sagenumwobenen Pokerpartie an sich gerissen. Einer Nebentheorie zufolge hatte er am selben Abend seine junge Braut an einen ungarischen Zigeunerhäuptling verspielt, weshalb die Familie der Meinung war, dass Gewinn und Verlust sich so einigermaßen die Waage hielten.

Und dass sie Tschandala mit Fug und Recht ihr Eigen nennen konnten.

Das alles und noch mehr erzählte Mikael Bau, während sie nackt in den Liegestühlen lagen; das Gestrüpp aus knochigen Zwergtannen und Aviolisbüschen war dicht und üppig und verhinderte aufs Wirkungsvollste jeglichen Einblick, und Ewa Moreno merkte, wie sie sich an einigen Stellen doch fragen musste, ob er sich die ganzen Geschichten nicht während des Erzählens aus den Fingern saugte.

Falls nicht ohnehin alles eine Art Illusion war. Das Haus, das Wetter und der nackte Mann, der in diesem Moment eine Hand ausstreckte und sie auf ihre linke Brust legte, das alles konnte doch nicht Wirklichkeit sein? Eher etwas, das sie sich zusammenträumte, während sie darauf wartete, dass der Wecker einen weiteren regnerischen Dienstag im November einläutete. Das jedenfalls kam ihr doch verdammt noch mal sehr viel wahrscheinlicher vor.

Allmählich jedoch kam sie zu der Erkenntnis, dass das alles keine Rolle spielte. Sie erinnerte sich wieder an etwas, was der *Kommissar* – Hauptkommissar Van Veeteren, genauer gesagt, der vor zwei Jahren seinen Schreibtisch bei der Polizei geräumt hatte und seine Tage nunmehr im Antiquariat Krantz in der Kupinski-Gasse verbrachte – einmal über dieses Thema gesagt hatte. Dass es wirklich egal war, ob sich alles in einem Film oder einem Buch abspielte. Oder im wirklichen Leben. Die Bedingungen waren dieselben – wenn auch niemand wusste, welche –, aber dieselben waren sie nun einmal.

Also streckte sie die Hand aus und ließ sie dort liegen, wo sie gelandet war.

Gegen vier Uhr gingen sie zum Strand und badeten. Dort war natürlich die Hölle los. Sommer, Sonne und Sonntag. Mütter, Väter, Kinder und Hunde. Frisbees, flatternde Drachen, zerfließendes Eis und wilde Bälle. Zwei schwarze Sekunden lang überwältigte sie, während sie sich von der Sonne trocknen ließ, ein heftiger Neid auf dieses zum Kotzen idyllische Familienleben. Auf diese selbstverständlichen und harmonischen Menschen, die in ihren schlichten, gesunden und natürlichen Zusammenhang eingepasst waren. Aber diese Stimmung verflog. Den Kopf über ihre Feld-, Wald-und-Wiesen-Analyse schüttelnd, betrachtete sie Mikael Bau, der sich auf dem Rücken im Sand ausstreckte.

Wenn ich wirklich in dieser Art Gemeinschaft enden will, dann steht dem doch nichts im Wege, dachte sie. Es gibt nichts, was mich an diesem Schritt hindert.

Nichts Äußerliches, genauer gesagt. Nur sie selber. Er hatte doch gesagt, dass er sie liebte. Und zwar gleich mehrmals. Sie rutschte ein wenig näher an ihn heran. Schloss die Augen und dachte an ihre Familie.

An ihre Eltern, mit denen sie einmal im Monat telefonierte. Und die sie einmal im Jahr traf.

An ihren bisexuellen Bruder in Rom.

Ihre verlorene Schwester.

Maud. Verloren in Europas Hinterhöfen. Auf dem Straßenstrich der Großstädte und in der verdreckten Hoffnungslosigkeit der Junkieszenen. In den Betten der Lieferanten. In einer einzigen langen, ekelhaften, abwärts gleitenden Spirale. Sie wusste nicht mehr, wo Maud sich aufhielt.

Es trafen keine Postkarten mehr ein. Es gab keine Adresse und kein Lebenszeichen. Vielleicht gab es ihre Schwester auch nicht mehr?

Familie?, dachte sie. Kann man wirklich in einer leben, wenn man über dreißig ist und nie eine gehabt hat? Oder sahen alle Familien mehr oder weniger so aus wie ihre eigene, wenn man sie sich einmal ein wenig genauer ansah?

Fragen über Fragen, wie immer. Sie hatte sich diese Fragen schon sehr oft gestellt.

Hatte gefragt und gefragt, aber keine richtige Antwort gefunden. Es war so leicht, alles auf die Leute zu schieben, die für ihre Existenz verantwortlich waren. Sich an Mutter- und Vätermale zu klammern. Viel zu leicht.

»Wie hieß er doch noch gleich?«

Mikael Bau fuhr mit der Hand über ihren Bauch.

»Wer denn?«

»Der Schleimscheißer.«

Zielsicher hatte er sie in die Wirklichkeit zurückgeführt.

»Lampe-Leermann. Franz Lampe-Leermann. Warum fragst du?«

Langsam füllte er ihren Nabel mit Sand. Ein dünner warmer Strahl weißer warmer Sand rieselte behutsam aus seiner Faust.

»Weiß nicht so recht. Eifersucht, nehme ich an. Du triffst dich doch alle zwei Tage mit ihm. Will er deshalb nicht alles sofort sagen? Um die Möglichkeit zu haben, Europas schönste Bullen noch öfters zu sehen?«

Moreno überlegte.

»Vermutlich«, sagte sie. »Aber da hat er sich geschnitten. Ich werde ihm sagen, dass ich ihn ab morgen auf jeden Fall seinem Schicksal überlasse. Ich werde zum Trost versuchen, ein wenig freundlicher zu sein. Ihm gewisse Versprechungen machen...«

»O verdammt«, sagte Mikael Bau. »Sag so was nicht. Was hat er übrigens verbrochen?«

»So gut wie alles«, sagte Moreno. »Er ist fünfundfünfzig und hat mindestens zwanzig von diesen Jahren hinter Gittern verbracht. Aber er kennt Namen. Kinderpornografie. Drogenhandel. Waffen... vielleicht auch Menschenschmuggel. Ja, das ist ein wildes Kuddelmuddel, aber zumindest einen Teil davon können wir entwirren... mit Meister Lampes Hilfe. Und deshalb bleibt mir nichts anderes übrig. Es ist meine Aufgabe, den Schleimscheißer zum Reden zu bringen. Aber ich werde der Sache nur noch einen Tag opfern, versprochen.«

Mikael Bau blies den feinen Sand weg und küsste sie auf den Bauch.

»Du glaubst an das, was du tust?«

Sie hob den Kopf und musterte ihn überrascht.

»Wie meinst du das?«

»So, wie ich es sage, natürlich. Ich möchte wissen, ob du glaubst, dass es wirklich eine Rolle spielt. Dass du als Inspektorin etwas ausrichten kannst? Und dass ich durch meine Sozialarbeit irgend jemanden rette? Glaubst du, es spielt auf diesem verdamnten Marktplatz der Heuchelei und des Zynismus eine Rolle? Bei dieser Zweidrittelgesellschaft und diesem ganzen verdamnten Superegoismus? Glaubst du das?«

»Aber sicher«, sagte Ewa Moreno. »Natürlich glaube ich das. Warum, zum Teufel, willst du das wissen?«

»Gut«, sagte Mikael Bau. »Hat mich nur interessiert. Ich glaube es auch. Ich glaube daran, und wenn das das Letzte ist, was ich jemals tun werde.«

Sie fragte sich, warum er plötzlich dieses ernste Thema zur Sprache gebracht hatte, gerade hier, unter der brennenden Nachmittagssonne auf dem ewigen Strand.

Und warum sie bisher nie darüber gesprochen hatten.

»Es ist nicht nur gut, dass du daran glaubst«, sagte er jetzt.
»Es ist notwendig. Leila glaubte das nicht, deshalb ging die Sache nicht gut. Sie hielt sich an Ironie und Zynismus, als wäre das unsere einzige Wahl... als sei Solidarität nur ein historischer Begriff, der ungefähr gleichzeitig mit der Berliner Mauer eingestürzt ist, und als bleibe uns jetzt nur noch, unser eigenes Haus zu bestellen.«

»Ich dachte, sie hätte mit dir Schluss gemacht?«

Er dachte eine Weile nach.

»Ich habe ihr dieses Vergnügen gelassen. Und im Grunde war es ja auch so. Sie hat mich im Stich gelassen, ganz einfach. Aber jetzt habe ich ihren Nachnamen und ihr Gesicht vergessen. Scheißegal, es kommt mir vor, als sei es über zweihundert Jahre her... weißt du, dass du die erste Frau bist, von der ich mir je ein Kind gewünscht habe?«

»Du spinnst doch«, sagte Ewa Moreno. »Du solltest dich künstlich befruchten lassen.«

»Ich bin dafür bekannt, dass ich nie spinne.«

»Ich habe Durst.«

»Du weichst vom Thema ab.«

»Welchem Thema?«

»Kinder. Wir. Liebe und alles, was dazu gehört. O langhaarige Bullin, ich liebe dich.«

Sie schwieg eine Weile.

»Bist du verletzt?«, fragte sie dann. »Weil ich keine Antwort gebe?«

»Tödlich.«

Sie stützte sich auf die Ellbogen auf und überzeugte sich davon, dass er nicht übertrieben selbstmordgefährdet aussah. Ein Mundwinkel zuckte ein wenig, aber er schaffte es gerade noch, sein Lächeln zu unterdrücken. Oder sein Weinen. Er spielt Theater, dachte sie. Warum, zum Teufel, kann ich kein

Vertrauen zu ihm haben? Sie stand auf und fing an, sich den Sand abzuwischen. »Wenn wir auf dein Schloss zurückkehren und ein wenig Wasser getrunken haben«, sagte sie, »dann werde ich dir alles erklären. Okay? Mein Flüssigkeitshaushalt ist leider in ein gewaltiges Ungleichgewicht geraten.«

»Mhm?«, fragte Mikael Bau und erhob sich ebenfalls. »Ich vergehe vor Neugier.«

»Und vor Begehren«, fügte er hinzu, als der Strand hinter ihnen lag und Tschandalas spitzes Dach über den Zwergtannen aufragte.

»Also?«, fragte er.

Moreno stellte ihr Glas ab.

»Du zeigst mir nur deine guten Seiten«, sagte sie. »Wie auf einer verdammt Ausstellung. Darauf kann ich nichts aufbauen. Solange du die Kellertür nicht aufmachst und mir deine Leichen präsentierst, werde ich dir nicht den kleinsten Finger meiner eigenen Zukunft reichen.«

Er ließ sich zurücksinken und dachte nach.

»Ich finde Fußball toll«, sagte er. »Mindestens zwei richtige Spiele pro Jahr und pro Woche eins im Fernsehen.«

»Kann ich mit leben«, sagte Ewa Moreno. »Wenn ich nicht mitkommen muss.«

»Du darfst nicht mitkommen. Und auch sonst brauche ich manchmal meine Ruhe. Will Bob Dylan und Tom Waits und Robert Wyatt hören, ohne dass mich dabei jemand anspricht oder die Lautstärke runterdreht.«

Sie nickte gelassen.

»Ich bringe die Arbeit oft mit nach Hause«, sagte er dann. »Kann gewisse Fälle nicht loslassen. Das ist eigentlich übel, ich hab schon mit dem Gedanken gespielt, es mit Yoga oder Meditation zu probieren, um mich davon zu befreien. Man

schläft so schlecht, wenn einem die Arbeit keine Ruhe lässt.«

»Wir könnten zusammen gehen«, sagte Moreno. »Das meine ich ernst.«

»Nicht, wenn wir uns sofort Kinder anschaffen«, sagte Mikael Bau besorgt. »Jemand muss doch zu Hause bleiben und sich um sie kümmern. Neugeborene darf man nicht zum Yoga schleifen. Hast du übrigens keinen Hunger?«

»Soll das heißen, dass es auch heute etwas zu essen gibt?«

Mikael Bau nickte.

»Es gibt Quiche und Salat. Und Wein.«

»Ich verabscheue Wein«, sagte Moreno. »Und morgen muss ich außerdem arbeiten.«

»Hm«, sagte Mikael Bau lächelnd. »Wenn ich mir das genauer überlege, dann enthält die Quiche Spargel. Irgendwo hab ich gelesen, dass Spargel als einziges Nahrungsmittel überhaupt nicht zu Wein passt.«

»Gut so«, sagte Moreno. »Lang lebe der Spargel.«

Sie schliefen ein, ohne sich mehr als ein wenig aus Jux geliebt zu haben, doch nach zwei Stunden erwachte sie und konnte keinen Schlaf mehr finden. Sie lag in dem breiten Doppelbett und schaute den verschwommenen Schatten zu, die über die Wände und über den durchtrainierten Körper neben ihr spielten. Sie sahen nicht sonderlich wirklich aus. Eher im Gegenteil. Der Mond ließ eine Lichtstraße durch das offene Fenster und die dünnen Vorhänge fallen, und sie hatte fast das Gefühl, mit ihrem Liebhaber (Freund? Partner? Typen?) durch eine Art surrealistisches Filmbad zu schwimmen. Wind und Wellen preisgegeben, während sie darauf warteten, entwickelt zu werden.

Entwickelt wozu?

Ich bin eine freie Frau, dachte sie. Ich gehöre der ersten

Generation freier Frauen der Weltgeschichte an. Ich trage mein Leben in meinen Händen.

Ich brauche für niemand Verantwortung zu übernehmen. Muss keine zwingenden gesellschaftlichen Rücksichten nehmen. Habe keine Bindungen.

Ich bin eine Frau, die tun kann, was sie will.

Im Moment. Hier. Heute und morgen.

Auch darüber hatten sie gesprochen. Genau darüber. An diesem Abend und auch früher. Wie hatte er sich noch ausgedrückt?

Wenn man seine Freiheit zu sehr liebt, wird man sein Leben lang einen kalten Stein umarmen. Immer härter, immer kälter.

Sie dachte eine Weile darüber nach.

Bullshit, dachte sie dann. Das hat er hinten auf einem Video. oder auf einem Milchkarton gelesen, das ist dummes Gerede. Und morgen wartet der Schleimscheißer Lampe-Leermann auf mich.

Aber sie wusste – noch ehe an diesem neuen Tag die Sonne aufgegangen war und noch ehe sie in dieser alten Nacht in den Schlaf gefunden hatte –, dass sie einen Entschluss fassen musste. Unausweichlich.

Vermutlich hatte sie vier Wochen Bedenkzeit. Zwei zusammen mit ihm. Zwei ohne. Sie glaubte nicht, dass er bereit sein würde, ihr mehr Zeit zu geben.

Vorsichtig strich sie mit der Hand über seinen schönen Rücken und fragte sich, ob sie die Antwort nicht bereits wusste.

Dann schlief sie ein.

9

Die Jugendherberge war bis auf das letzte Bett belegt. Nach allerlei Hin und Her konnte sie dann aber ein Zimmer mit dänischen Interrailerinnen und einer Krankenschwester mittleren Alters teilen, der es nicht gelungen war, ein Doppelzimmer zusammen mit ihrem Mann zu bekommen.

Die Krankenschwester – die nach einem langen Tag am Strand reichlich gegrillt aussah – begegnete ihr im Duschaum, die Däninnen lagen auf ihren Betten und schrieben Postkarten. Beide hatten Walkmen über den Ohren, und beide nickten ihr zu, ohne die Kopfhörer abzulegen.

Sie unterdrückte den Impuls loszuweinen. Schob ihre Sachen in den Schrank, zog das gestreifte Bettzeug auf und ging in die Kantine, um sich etwas zu essen zu holen.

Nachdem sie drei Brote, eine große Cola und einen Apfel verputzt hatte, fühlte sie sich ein wenig besser. Sie zog ihr Notizbuch heraus und vertiefte sich in ihre Aufzeichnungen. Dachte eine Weile darüber nach, an welchem Ende sie wohl anfangen sollte, und als sie ihren Entschluss gefasst hatte, ging sie zurück zur Rezeption, um dort nachzufragen. Es war erst Viertel vor sechs, und mit etwas Glück würde sie an diesem Abend noch einen Besuch schaffen.

Es ging viel besser als erwartet. Die beiden jungen Frauen hinter dem Tresen nahmen sich Zeit für sie, und als sie die Haltestelle erreichte, wartete schon der Bus.

Sie ließ sich auf den Sitz hinter dem Fahrer sinken und überdachte die verschiedenen Vorgehensmöglichkeiten. Zog ihr Notizbuch aus der Tasche und steckte es wieder hinein, nachdem sie sich das Wichtigste eingeprägt hatte. Der Bus fuhr

an, und sie dachte an den Spaziergang im Park. Und an die Briefe, die sie von ihrem Vater erhalten und unter wachsendem Erstaunen gelesen hatte. Das Gefühl der Unwirklichkeit überkam sie wie ein plötzlicher Albtraum.

Arnold Maager. Ihr Vater.

Papa. Sie kostete dieses alte Wort mit dem neuen Inhalt aus und versuchte zugleich, sich seine schwächliche Gestalt noch einmal vor Augen zu führen.

Den etwas schrägen Hals. Den schweren, länglichen Kopf auf dem schmalen Hals. Das Vogelhafte. Die in die Hosentaschen gebohrten Hände und die hochgezogenen Schultern, so als friere er mitten an diesem heißen Sommertag. Und die Distanz... die Distanz zu seiner Tochter, die er die ganze Zeit beibehalten hatte, als sei Körperkontakt gefährlich und verboten.

Sie waren über eine Stunde lang durch den Park gelaufen hin und her, nebeneinander und einen halben Meter voneinander entfernt. Mindestens einen halben. Waren gegangen und gegangen und gegangen. Erst nach einer Weile hatte sie begriffen, dass sie nicht mehr auf ihn einzureden brauchte.

Nicht zu fragen und nicht zu drohen. Er hatte sich zum Reden entschieden.

In seinem eigenen Tempo. Mit seinen eigenen Worten. Mit Pausen und Abschweifungen und Namen, die sie noch nie gehört hatte. Er hatte immer angespannter gewirkt, je weiter er gekommen war, aber das war natürlich kein Wunder gewesen.

Denn es war keine lustige Geschichte, die er da für seine Tochter in Worte gefasst hatte.

Gar keine lustige Geschichte.

Aber er hatte sie erzählt.

Die Glocke der niedrigen weißen Kirche schlug Viertel vor

sieben, als sie den Marktplatz von Lejnice betrat. Drei dumpfe Schläge jagten eine Taubenschar vor ihren Füßen hoch und wieder zu Boden.

Sie umrundete den ausgetrockneten Springbrunnen und erkundigte sich am Zeitungskiosk nach dem Weg. Sie hatte sich die Adresse schon in der Jugendherberge aus dem Telefonbuch gesucht. Es war nur einen Katzensprung entfernt, wie die verschwitzte Frau asthmatisch erklärte, worauf sie in Richtung Hafen zeigte. Und sehr leicht zu finden.

Sie bedankte sich und ging in die angewiesene Richtung. Denckerstraat in Richtung Meer – eine enge Straße mit alten Holzhäusern, die sich zueinander neigten und die Straße noch schmaler machten. Dann nach links in den Groopsweg, fünfzig Meter oder so. Bis zum Haus vor der Apotheke.

Auf diesen letzten fünfzig Metern geschahen zwei Dinge.

Zum einen kam unter einer Zaunlatte eine schwarze Katze hervor und wanderte langsam vor ihr über die Straße.

Zum anderen fiel aus irgendeinem Grund ein Dachziegel vom Dach und schlug drei Meter vor ihr auf den Boden auf. Das passierte nur wenige Sekunden, nachdem die Katze hinter einer anderen Zaunlatte verschwunden war. Eine Frau, die aus der Gegenrichtung kam, stand noch dichter vor dem Niederschlagsplatz und stieß einen Schrei aus, der sie eigentlich mehr erschreckte als der Ziegelstein. Für den Moment jedenfalls.

Lange stand sie dann unschlüssig vor Nummer sechszwanzig. Spürte, dass die leichte Brise vom Strand den Duft des Meeres mit sich brachte. Und ein wenig Öl und Oregano aus der Pizzeria an der Ecke. Das Haus – das aktuelle Haus war ein kleineres Mietshaus mit nur zwei Eingängen und drei Etagen. Typischer Bau aus den siebziger Jahren, mit kleinen, überdachten Balkons zur Straße und vielleicht auch zum Hinterhof.

Ich bin nicht abergläubisch, dachte sie. War ich nie, werde ich niemals sein. Ich glaube nicht an solche albernen Relikte aus einer dunklen Zeit... Hier zitierte sie Kim Wenderbout, wie ihr aufging, ihren wunderbaren Sozialkundelehrer, in den mindestens die Hälfte ihrer Mitschülerinnen verliebt war. Sie selber auch.

Alberne Relikte? Aus einer dunklen Zeit? Humbug also.

Trotzdem blieb sie stehen. Auf dem Markt schlug die Kirchturmglöcke sieben Mal.

Katze und Dachziegel, dachte sie. Ganz natürlich. Sie zählte die Schläge. Brachte es auf acht. Dann machte sie auf dem Absatz kehrt und ging den Weg zurück, den sie gekommen war.

Seltsam, dachte sie, als sie am Sonntagvormittag dann wieder im Bus saß. Warum habe ich das getan?

Eine Katze, die die Straße überquert, und ein Dachziegel, der zu Boden fällt? Das ist doch nicht weiter schlimm.

Sie hatte fast zwölf Stunden lang wie ein Stein geschlafen. War nach ihrer Rückkehr in die Jugendherberge sofort ins Bett gefallen und erst um halb zehn wieder aufgewacht, als einer der Däninnen eine Schüssel auf den Boden gefallen war.

Sie hatte geduscht und bezahlt und gerade noch den Bus um zwanzig nach zehn erwischt. Ihr Frühstück: eine Birne und ein Glas Birnenlimonade. Wirklich irrsinnig variationsreich.

Aber ihr Verhalten am Vorabend war wirklich seltsam gewesen. Absolut. Es sah ihr überhaupt nicht ähnlich, jetzt im klaren Morgenlicht sah sie das noch genauer. Es passte nicht zu Mikaela Lijphart, der Vernünftigen und Klarsichtigen – unter ihren Klassenkameradinnen waren mehrere mit einer Neigung zu allerlei New-Age-Kram, Millenniumsmystik und anderen dubiosen Dingen, aber sie gehörte nicht dazu. Nicht Mikaela,

die Kluge und Zuverlässige. Und deshalb war es schon seltsam, das mit der Katze und dem Ziegelstein. Und ihre Reaktion.

Und wenn jetzt auf ihrem Weg neue Zeichen auftauchten? Wie würde sie dann reagieren?

Lächerlich, dachte sie. Gestern war gestern. Ich war müde. Todmüde und psychisch überanstrengt. Und wer wäre das nicht gewesen? Der Tag hatte es wirklich in sich gehabt, wie Helmut immer zu sagen pflegte. Und das nicht zu knapp.

Als sie durch den Goopsweg ging, fiel ihr ein, dass sie in der ganzen Zeit noch nicht zu Hause angerufen hatte.

Nicht dass sie es versprochen gehabt hätte, aber sie meldete sich sonst immer. In der Gasse hinter der Pizzeria entdeckte sie eine Telefonzelle, und sie hatte eine neue Telefonkarte in der Tasche. Sie ging langsamer und dachte nach.

An sich sollte sie ja schon... welchen Grund hatte sie, ihrer Mutter und Helmut grundlos Sorgen zu bereiten?

Einen sehr guten. Den hatte sie wirklich. Etwas egoistisch gedacht.

Und sie war jetzt volljährig.

Besser, sie gewöhnen sich gleich daran, dass neue Zeiten angebrochen sind, dachte sie. Zumindest einige Stunden würde sie mit dem Anruf noch warten. Oder vielleicht auch den ganzen Tag.

Sie fing an zu pfeifen und ging an der Telefonzelle vorüber.

Die Frau, die die Tür öffnete, sah ungefähr aus wie eine Mathematiklehrerin, die sie in der achten oder neunten Klasse unterrichtet hatte. Das gleiche lange Pferdegesicht. Die gleichen blassen Augen. Die gleichen strähnigen, verwaschenen, farblosen Haare. Für einen Moment war Mikaela Lijphart sich so sicher, es mit derselben Person zu tun zu haben, dass der Name ihr schon auf der Zunge lag.

Dann aber fiel ihr ein, dass Frau Dortwinckel sich während der Weihnachtsferien das Leben genommen hatte – sie hatte ein halbes Dutzend Kristallgläser verzehrt, wenn die Gerüchte zutrafen –, und ihr ging auf, dass hier einfach nur eine gewisse Ähnlichkeit vorlag. Eine gewisse Ausstrahlung.

Oder das Fehlen einer solchen. Vielleicht konnte der liebe Gott nur unter einer begrenzten Anzahl von Gesichtern wählen. Vor allem, wenn es um ein wenig verlebte Frauen mittleren Alters ging.

Wie komme ich bloß auf solche Gedanken?, fragte sie sich. Und wo finde ich sie so schnell?

»Ja?«

Die Stimme klang scharf und unfreundlich. Hatte keinerlei Ähnlichkeit mit der von Frau Dortwinckel, an die sie sich durchaus noch erinnern konnte.

»Verzeihung. Ich heiße Mikaela Lijphart. Ich hoffe, ich störe nicht, aber ich würde gern kurz mit Ihnen sprechen.«

»Mit mir? Warum denn?«

Jetzt war die Schnapsfahne der Frau zu riechen. Spontan trat Mikaela einen halben Schritt zurück und packte das Geländer, um nicht die Treppe hinunterzufallen.

Um elf Uhr, an einem Sonntagvormittag. Schon betrunken? Warum...?

Dann ging ihr auf, dass es etwas mit ihrem Vater zu tun haben könnte. Mit dem, was ihr Vater erzählt hatte. War es denn möglich, dass...?

Sie verlor den Faden. Oder ließ ihn freiwillig fallen. Die Frau zwinkerte ihr zu.

»Warum willst du mit mir sprechen?«, fragte sie noch einmal.
»Warum sagst du nichts? Bist du nicht ganz gescheit, oder kommst du von einer Sekte und sollst Seelen fischen? Ich habe keine Seele.«

»Nein... nicht doch«, beteuerte Mikaela Lijphart. »Verzeihung, ich bin nur ein wenig verwirrt, in letzter Zeit ist so viel passiert, und ich weiß nicht so recht, wie ich mich verhalten soll. Es geht um etwas, das passiert ist, als ich klein war... erst zwei Jahre. Etwas, über das ich mir Klarheit zu verschaffen versuche und bei dem Sie mir vielleicht helfen können. Ich wohne nicht hier in der Stadt. Darf ich einen Moment hereinkommen?«

»Ich habe nicht aufgeräumt«, sagte die Frau.

»Nur einige Minuten.«

»Meine Haushaltshilfe hat mich am Freitag im Stich gelassen, hier ist nicht aufgeräumt, habe ich doch gesagt.«

Mikaela Lijphart versuchte es mit einem verständnisvollen Lächeln. »Alles klar. Das macht doch nichts, und wir können auch in ein Café gehen, wenn Ihnen das lieber ist. Wenn ich nur mit Ihnen sprechen darf.«

Die Frau murmelte vor sich hin und schien immer noch zu zögern. Stand in der Türöffnung und wippte auf Zehen und Hacken langsam hin und her, während sie die Lippen einsog und sich am Heizkörper festhielt.

»Worum geht es denn?«, fragte sie dann. »Was willst du wissen?«

»Ich würde lieber nicht zwischen Tür und Angel darüber reden. Es geht um meinen Vater.«

»Um deinen Vater?«

»Ja.«

»Und wer ist dein Vater?«

Mikaela überlegte zwei Sekunden. Dann nannte sie seinen Namen. Die Frau schnappte nach Luft und ließ den Heizkörper los. »O verdammt«, sagte sie dann. »Ja, dann komm rein.«

Mikaela zweifelte keine Sekunde daran, dass die Haushaltshilfe

am Freitag ausgeblieben war. Wie an allen anderen Freitagen während des vergangenen halben Jahres. Sie hatte noch nie eine so schmutzige und verwahrloste Wohnung gesehen. Oder sich auch nur vorstellen können. Ihre Gastgeberin führte sie in eine enge Küche, in der es nach Zigarettenrauch, altem Fisch und allerlei anderem stank. Sie fegte einige Zeitungen und Reklamebroschüren vom Tisch, damit sie einander gegenüber sitzen konnten – getrennt durch eine kleine klebrige Fläche für Gläser, Aschenbecher und Flaschen.

Kirschwein. Sie schenkte ohne zu fragen ein. Mikaela nippte an dem hellroten, starken Getränk, und der süße Geschmack löste fast einen Brechreiz bei ihr aus.

Die Frau kippte ihr Glas auf Ex und knallte es auf den Tisch. Nahm sich dann eine Zigarette und gab sich Feuer.

Warum kann sie nicht wenigstens etwas lüften?, fragte Mikaela sich. Warum haust sie mitten im Hochsommer auf einem stickigen Müllplatz? Seltsam!

Obwohl sie ja nicht gekommen war, um über Hygiene und Wohnkultur zu diskutieren.

»Es geht also um Arnold Maager«, sagte die Frau. »Um diesen miesen Wichser.«

»Er ist... Arnold Maager ist mein Vater«, sagte Mikaela Lijphart.

»Das behauptest du, ja. Erzähl, was du weißt.«

Sie spürte, wie ihr wieder die Tränen kamen, doch sie biss die Zähne zusammen, und es gelang ihr, sie zu unterdrücken.

»Könnte ich ein wenig das Fenster aufmachen?«, fragte sie. »Ich bin allergisch gegen Zigarettenrauch.«

»Hier wird kein Fenster aufgemacht«, erklärte die Frau. »Du wolltest diesen Dreck doch unbedingt betreten.«

Mikaela schluckte.

»Also erzähl«, sagte die Frau und goss Kirschwein nach. »Du

zuerst, eine gewisse Ordnung muss sein.«

Mikaela räusperte sich und legte los. Eigentlich hatte sie ja nicht viel zu sagen, doch kaum hatte sie angefangen, als die Frau aufsprang und zum Spülbecken ging, das vor schmutzigem Geschirr, leeren Flaschen und allerlei Abfall überquoll. Dort wühlte sie mit dem Rücken zu ihrem Gast in einer Schublade herum, und als sie sich umdrehte, streckte sie den Arm aus und zeigte mit einem Gegenstand auf Mikaela.

Erst nach einer Sekunde begriff diese, dass es sich um eine Pistole handelte.

Die Katze, dachte sie. Der Ziegelstein.

12. Juli 1999

Der Montag war bewölkt, aber im Verhörraum auf der Wache von Lejnice herrschte immer noch ein Hochdruckgebiet. Lampe-Leermann trug ein oranges Hemd mit langem Kragen, die drei oberen Knöpfe standen offen. Die Schweißflecken unter seinen Armen waren noch klein. Er stank nach Rasierwasser.

Immerhin besser als alter Knoblauch, dachte Moreno und nahm ihm gegenüber Platz. Betrachtete ihn für einen Moment, ehe sie loslegte. Fand, dass er konzentrierter wirkte als am Samstag, weshalb sie mit einem leichten Gefühl von Optimismus das Tonbandgerät einschaltete.

Es war genau 13.15 Uhr, und als sie nach einer Runde guter Arbeit das Gerät ausschaltete, waren eine Stunde und vierzig Minuten vergangen.

Nach einer Runde wirklich guter Arbeit. Zumindest was sie anging. Franz Lampe-Leermann sah die Sache vermutlich anders, aber sie nahm doch an, dass sie fast alles aus ihm herausgeholt hatte, was er überhaupt wusste. Drei Namen, die der Polizei neu waren, ein halbes Dutzend alter Bekannter und Informationen, die ausreichten, um gegen allesamt Klage zu erheben. Darüber hinaus gab es weitere Auskünfte, deren Wert sie im Moment nicht beurteilen konnte, die aber auf Dauer sicher zu der ein oder anderen Verurteilung führen würden. Falls nicht die Staatsanwaltschaft anderer Meinung war, falls nicht irgendwelche Rücksichten genommen werden mussten, aber es lohnte sich kaum, über solche Dinge zu spekulieren.

Und sie hatte auch keine besonderen Zusagen machen müssen, was Strafnachlass oder andere Vergütungen anging. Sie wäre dazu auch nicht befugt gewesen.

Sie hatte also gute Arbeit geleistet, dieses Lob wollte sie sich gönnen. Um den Rest sollte Reinhart sich kümmern. Inspektorin Moreno hatte mehr als nur ihre Pflicht getan.

»Die Frau Bulle sieht zufrieden aus«, stellte Lampe-Leermann jetzt fest und kratzte seine behaarte Brust.

»Das liegt daran, dass ich dieses Haus jetzt verlassen kann«, erwiderte Moreno.

»Und sie hätte nicht gern noch ein bisschen mehr?«

Diese Anspielung – die mögliche Anspielung – ließ sie rot sehen, aber sie beherrschte sich.

»Und was sollte das sein?«

»Ein Leckerbissen. Ein kleiner Leckerbissen zum Abschluss. Aber zuerst muss ich eine rauchen.«

Moreno zögerte. Schaute auf die Uhr und fragte sich, was, zum Teufel, er da andeuten wollte.

»Was soll das heißen?«, fragte sie deshalb.

»Genau, was ich sage, natürlich. Wie immer. Ein Leckerbissen. Aber zuerst eine Zigarette. Ein jeglich Ding hat seine Zeit.«

»Sie haben fünf Minuten«, entschied Moreno. »Aber sorgen Sie dafür, dass es wirklich ein Leckerbissen ist, sonst verlieren sie alle Bonuspunkte.«

»Keine Sorge, Teuerste. Ich hab noch keine Frau enttäuscht.«

Er klopfte an die Tür und ließ sich auf den Raucherhof führen.

»Es geht um diesen Zeitungsschmierer.«

»Zeitungsschmierer?«

»Journalist. Nicht so am Wort kleben, gute Frau.«

Moreno schwieg.

»Ich hab da eine nette kleine Geschichte. Aber seinen Namen hab ich hier...«

Er tippte sich mit zwei Fingern an die Stirn.

»...und darum geht's ja bei Verhandlungen, nicht?«

Moreno nickte und warf einen Blick auf das Tonbandgerät, doch Lampe-Leermann machte eine abwehrende Handbewegung.

»Ich glaube nicht, dass sie das festhalten wollen. Ich glaube, Sie werden sich das auch so merken können.«

»Zur Sache«, sagte Moreno. »Ein Journalist, der etwas weiß?«

»Genau. Was hält die Frau Bulle von Pädophilen?«

»Die liebe ich«, sagte Moreno.

»Das ist mir durchaus nicht unverständlich«, sagte Lampe-Leermann und kratzte sich am Kinn. »Es werden so viele Gemeinheiten über sie geschrieben... die pure Schikane, könnte man meinen. Und es gibt sie ja überall. Nette, normale Mitbürger wie Sie und ich...«

»Zur Sache!«

Lampe-Leermann musterte sie mit einer Miene, aus der vermutlich väterliche Nachsicht sprechen sollte.

»...überall, wie gesagt. Kein Grund, sich zu schämen, man sollte sich seiner Neigungen nicht schämen, das hat mein Mütterchen immer gesagt... aber dieses Thema ist heute ja so gefühlsbeladen, und die Leute sind sauer, nach allem, was passiert ist. Aber egal...«

Er legte eine Kunstpause ein und fuhr sich mit Daumen und Zeigefinger über seinen gefärbten Schnurrbart, und Moreno dachte bei sich, dass ihr so einer noch nie untergekommen war. Schleimscheißer war als Name fast ein Kompliment. Sie biss die Zähne zusammen und verzog keine Miene.

»Egal, jedenfalls habe ich diesen Zeitungsschmierer kennen gelernt, und er hat mir erzählt, dass er zehntausend bekommen hat, um die Klappe zu halten.«

»Um die Klappe zu halten?«

»Ja.«

»Worüber denn?«

»Über diesen Namen. Den Pädophilen.«

»Von wem sprechen wir?«

Franz Lampe-Leermann zuckte mit den Schultern.

»Weiß nicht. *Ich* weiß es nicht. Der Zeitungsschmierer weiß es, und ich weiß den Namen des Zeitungsschmierers. Kann die Frau Inspektor mir folgen?«

»Sicher«, sagte Moreno. »Und?«

»Sein Beruf macht die Sache so interessant. Ich würde nicht von einem Leckerbissen sprechen, wenn er nicht an dieser Brutstätte tätig wäre. Dieser Knabe mit den Neigungen. Was glaubst du?«

Moreno schwieg. Registrierte, dass er sie soeben zum ersten Mal geduzt hatte. Fragte sich, ob das eine Bedeutung haben könnte.

»Mitten im Nest sitzt er. Was sagst du dazu? Ein Krimo... bei euch.«

Er lächelte und ließ sich zurücksinken.

»Was?«, fragte Moreno.

Lampe-Leermann beugte sich wieder vor. Zupfte sich ein Haar aus dem rechten Nasenloch und lächelte noch einmal.

»Ich wiederhole. Auf der Wache von Maardam gibt es einen Pädophilen. Bei der Kripo. Er hat meinem Gewährsmann zehntausend Gulden gezahlt, um nicht entlarvt zu werden. Wäre doch blöd, so viel hinzublättern, wenn man keinen Dreck am Stecken hat, oder was meinst du?«

Was zum...? dachte Moreno. Was, zum Teufel, redet er da?

Die Information wollte nicht zu ihrem Gehirn durchdringen, tat es am Ende aber doch. Sickerte schwer und unwiderruflich durch ihre Abwehraster aus Vernunft und Gefühlen und Erfahrungen und wurde zu einer begreiflichen Botschaft.

Oder eher zu einer unbegreiflichen.

»Scher dich zum Teufel«, sagte sie.

»Danke«, sagte Lampe-Leermann. »Irgendwann vielleicht...«

»Du lügst... Vergiss alle Pluspunkte, von denen du geglaubt hast, du hättest sie hier erworben. Ich Sorge dafür, dass du acht Jahre bekommst. Zehn. Du Mistkerl!«

Er lächelte noch breiter.

»Ich sehe, dass die Frau Inspektor sich unangenehm berührt fühlt. Sie hat also auch kein Verständnis? Ich weiß übrigens nicht, ob er das Geld aus dem eigenen Sack genommen hat oder ob er sozusagen in die Kasse der Allgemeinheit gegriffen hat... kommt drauf an, welche Position er hat, und die kenne ich nicht. Wie gesagt. Aber der Zeitungsschmierer weiß Bescheid.«

Er verstummte. Für einen Moment glaubte Moreno, das Zimmer schaukele. Nur für einen kleinen Moment – als habe der Film, in dem sie mitspielten, plötzlich drei der vierundzwanzig Bilder übersprungen und einen kleinen Sprung gemacht... oder als stehe sie während eines Erdbebens nur ein wenig vom Epizentrum entfernt.

Während eines Erdbebens?

Dieser Vergleich konnte ihr ja wohl kaum grundlos eingefallen sein. Sie betrachtete Franz Lampe-Leermanns schlaffe Gestalt auf der anderen Tischseite. Dachte, dass sie unter etwas weniger zivilisierten Umständen – es reichte, wenn sie *etwas* weniger zivilisiert wären – nicht lange zögern würde,

ihn umzubringen. Wenn sich die Gelegenheit bot. Wirklich nicht. Ihn zertreten würde sie. Wie eine Kakerlake unter ihrem Absatz. Und diese Vorstellung erschreckte sie nicht im Geringsten.

Aber es erschreckte sie, dass sie nicht erschrak.

»Fertig?«, fragte sie. Versuchte, ihre Stimme eiskalt klingen zu lassen, damit er begriff, dass er von ihr keine Gnade zu erwarten hatte.

»Fertig«, sagte er. Sein Lächeln schrumpfte ein wenig, aber nicht sehr. »Ich sehe, dass meine Nachricht angekommen ist. Melden Sie sich, wenn Sie sie interpretiert haben.«

Moreno erhob sich. Ging zur hinteren Tür und klopfte mit dem Schlüsselbund daran. Ehe sie hinausgelassen wurde, klärte Lampe-Leermann noch ein Detail.

»Gerade wegen dieses Leckerbissens habe ich doch auf einer Polizistin bestanden. Was haben Sie denn gedacht? Ich wollte doch nicht Gefahr laufen, plötzlich Auge in Auge diesem... diesem Polizisten gegenüberzusitzen. Oder jemandem, der vielleicht mit ihm solidarisch ist. Schönes Wort, solidarisch, obwohl es im Moment wohl ein wenig aus der Mode geraten ist.«

Das hier habe ich nur geträumt, dachte Kriminalinspektorin Ewa Moreno. Aber aus irgendeinem Grund ist mir trotzdem schlecht.

Fünf Minuten später hatte sie Franz Lampe-Leermann und der Wache von Lejnice den Rücken gekehrt.

Für diesen Tag.

Polizeianwärter Vegesack schlug ein Kreuzzeichen und klopfte an die Tür.

Nicht, dass er fromm gewesen wäre, und katholisch war er schon gar nicht, aber das Kreuzzeichen hatte ihm einmal sehr

geholfen – er war während einer nächtlichen Observation in seinem Auto eingeschlafen (weshalb das Objekt, ein Zwischenträger aus der Kokainliga, entwischt war), und am folgenden Tag war er zwecks Zusammenstauchens zu Kommissar Vrommel bestellt worden. Weil ihm nichts Besseres eingefallen war, hatte er vor der Tür das Kreuzzeichen gemacht (wie er das eine Woche zuvor im Fernsehen beim italienischen Torwart gesehen hatte, ehe der bei einem Meisterschaftsspiel den Elfmeter hatte halten können), und zu seiner großen Überraschung hatte es funktioniert. Vrommel hatte ihn fast wie einen Menschen behandelt.

Das alles lag vermutlich daran, dass der Zwischenträger später in der fraglichen Nacht dann doch in die Falle gegangen war, aber das war Vegesack egal. Von diesem Tag an bekreuzigte er sich immer, wenn er vor der Tür seines Chefs stand.

Schaden kann es jedenfalls nicht, dachte er.

Vrommel stand zwischen den Aktenschränken und wippte auf den Fußballen hin und her. Das machte er jeden Tag zehn Minuten lang, um sich in Form zu halten, ohne seine Arbeit zu vernachlässigen.

»Setzen«, sagte er, als Polizeianwärter Vegesack die Tür hinter sich geschlossen hatte.

Vegesack nahm im Besuchersessel Platz.

»Mitschreiben«, sagte Vrommel.

Der Polizeichef war für eine gewisse Wortkargheit bekannt, und sein Training führte dazu, dass er seine Sprache noch ein wenig mehr rationieren musste.

»Erstens«, sagte er.

»Erstens?«, fragte Vegesack.

»Dieses Arschloch Lampe-Leermann wird heute Abend oder

morgen in den Knast von Emsbaden überführt. Ruf an und triff alle Vorbereitungen.«

Vegesack notierte.

»Zweitens. Inspektor Morenos Bänder der Verhöre müssen abgeschrieben werden, damit sie sie unterschreiben kann. Das machst du.«

Vegesack notierte.

»Fertig bis morgen um zwölf. Die Bänder liegen da.«

Er nickte zum Schreibtisch hinüber. Vegesack nahm die zwei Kassetten und stopfte sie in seine Jackentasche. Der Polizeichef legte eine kurze Pause ein, dann änderte er die Richtung seiner Rollbewegungen.

»Noch was?«, fragte Vegesack.

»Dann hätte ich es gesagt«, sagte Vrommel.

Als Vegesack sein eigenes Büro betrat – das er sich mit den Wachtmeistern Mojavic und Helme teilte –, fragte er sich, ob er diesen Wortwechsel in seinem schwarzen Heft notieren sollte. In dem Heft, das er vor einem halben Jahr begonnen hatte und das eines Tages seine Rache und seine Abrechnung mit Hauptkommissar Vrommel in die Wege leiten sollte. Und das ihm das Durchhalten ermöglichte.

Die wahre Geschichte über den Polizeichef von Lejnice.

Er hatte schon über fünfzig Seiten, und sein derzeitiger Lieblingstitel lautete: *Das uniformierte Stinktier*. Aber auch *Der Darm des Gesetzes* und *Ein Nero von heute* waren noch mit im Rennen.

Polizeianwärter Vegesack schaute in seinen Kalender. Stellte fest, dass es noch achtzehn Tage bis zu seinem Urlaub waren. Dann rief er in Emsbaden an und bestellte einen Transport für Franz Lampe-Leermann. Das dauerte eine halbe Stunde. Er sah auf die Uhr. Viertel vor vier. Er zog Notizblock und Kugelschreiber hervor und legte die erste Kassette in den

Rekorder ein.

Wenn ich Glück habe, dann bin ich um Mitternacht fertig, dachte er.

Als sie alles erzählt hatte, ging ihr auf, dass sie vielleicht den Mund hätte halten sollen.

Oder nicht nur vielleicht. Das, was der Schleimscheißer Lampe-Leermann da von sich gegeben hatte, war von einer Sorte, von der niemand etwas wissen sollte. Oder mit der niemand sich befassen sollte.

Vor allem dann nicht, wenn es sich um einen Bluff handelte.

Und es war natürlich einer. Ein Bluff. Alles andere war undenkbar.

Warum erzählte sie also alles Mikael Bau, sowie sie sich auf der Veranda des Hafencafés niedergelassen hatten? Warum?

Sie fand keine gute Antwort, zögerte kurz und biss sich dann auf die Lippe.

»Ach was?«, sagte er. »Ja, du meine Güte. Und was denkst du?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Das ist natürlich einfach nur gelogen. Nur begreife ich nicht, was er sich davon verspricht.«

Mikael Bau schwieg, sah sie an und rührte langsam in seiner Tasse.

»Und wenn nicht?«

»Wenn nicht was?«

»Wenn es nicht gelogen ist.«

»Es ist gelogen.«

»Von wem?«

»Wie meinst du das?«

»Wer hier gelogen hat, natürlich. Ich wüsste gern, ob es Lampe-Leermann war oder dieser Journalist.«

Moreno überlegte.

»Irgendwer«, sagte sie. »Und wir wissen ja nicht einmal, ob es diesen Journalisten überhaupt gibt.«

»Ehe ihr den Namen aus dem Schleimscheißer herauspressen könnt?«

»Genau«, sagte Moreno. »Und umsonst gibt er den nicht her.«

Sie schwiegen eine Weile. Mikael Bau betrachtete sie weiterhin mit leicht gehobenen Augenbrauen, aber sie achtete nicht darauf.

»Hypothetisch«, sagte er.

Sie gab keine Antwort. Er wartete noch einige Sekunden.

»Rein hypothetisch... nehmen wir an, dass es doch nicht gelogen ist. Wo landen wir dann?«

Ewa Moreno musterte ihn aus zusammengekniffenen Augen und ballte die Fäuste. Holte tief Atem.

»Dann landen wir... tja, dann landen wir in der Situation, dass einer meiner engsten Kollegen ein verdammter Kinderficker ist.«

»Nicht so laut«, mahnte Mikael Bau und schaute sich vorsichtig um. Aber die Gäste an den anderen Tischen schienen nichts gehört zu haben. Moreno beugte sich vor und sprach etwas leiser weiter.

»Wir landen in einer Situation, die so verdammt widerwärtig sein wird, dass ich nachts nicht schlafen werde. Das dürfte doch wohl sonnenklar sein?«

Mikael Bau nickte.

»Sollte man meinen«, sagte er. »Wie groß ist die Auswahl? An möglichen Kandidaten... noch immer rein hypothetisch,

natürlich.«

Moreno dachte nach. Zwang sich zum Nachdenken.

»Kommt drauf an«, sagte sie. »Kommt drauf an, wen du zur Kripo zählst, die Wachtmeister wechseln ja zwischen den Abteilungen, und es gibt ein paar Grenzfälle. Acht bis zehn, denke ich mal... nicht mehr als zwölf.«

»Ein Dutzend?«

»Höchstens, ja.«

Mikael Bau kippte seinen Cappuccino hinunter und wischte sich Schaum aus den Mundwinkeln.

»Was hast du vor?«, fragte er.

Ewa Moreno gab keine Antwort.

Es gab keine brauchbare.

11

Als sie Port Hagen und Tschandala erreichten, war es fünf Uhr, und auf der Veranda erwartete sie eine rothaarige Frau.

»Au Weih«, murmelte Mikael Bau. »Das hatte ich vergessen.«

Die Frau hieß Gabriella de Haan, war eine Verfllossene von Mikael und brachte eine Katze. Diese Katze hieß Montezuma und war eine träge Rotgelbe von ungefähr zehn Jahren. In Morenos Augen fehlte es nicht an Ähnlichkeiten zwischen den beiden Damen. Im Gegenteil. Die waren in Massen vorhanden, wie schon eine flüchtige Inspektion ergab.

»Du magst keine Katzen?«, fragte Mikael Bau, als Frau de Haan nach weniger als fünf Minuten gegangen war.

»Doch«, sagte Ewa Moreno. »Ich hatte selber vor einigen Jahren eine. Ist unter geheimnisvollen Umständen verschwunden. Aber diese da...«

Sie nickte zu Montezuma hinüber, die sich auf der alten verblichenen Hollywoodschaukel ausstreckte und sich überaus wohl zu fühlen schien.

»Die da, ja«, sagte Mikael Bau und sah für einen Moment schuldbewusst aus. »Ich dachte, ich hätte sie erwähnt. Sie bleibt für zwei Wochen hier, während Gabriella in Spanien ist. Konnte nicht Nein sagen, wir haben sie damals gemeinsam angeschafft, und dann ist sie bei der Trennung an Gabriella gefallen. Und ein bisschen Meeresluft tut ihr sicher gut, der alten Monta. Sie kommt sonst nicht raus... und sie wird uns nicht stören. Hat ein goldenes Herz, auch wenn sie einen etwas mürrischen Eindruck machen kann.«

Er bückte sich und kitzelte den Bauch der Katze, was dieser

offenbar tiefen Genuss bereitete.

Moreno ertappte sich bei einem Lächeln. Sie kniff die Augen zusammen und versuchte, ein Zukunftsbild vor sich zu sehen. In zehn Jahren oder so... falls sie ihren Entschluss traf und daran festhielt.

Sie und Mikael Bau. Zwei Kinder. Ein großes Haus. Zwei Katzen.

Viel deutlicher wurde es nicht, das Bild wurde auf irgendeine Weise zu wenig belichtet, und das Resultat kam ihr unerträglich vor.

Bestenfalls unerträglich.

Ich stürze, dachte sie dann. Muss Kraft und Abwehrmechanismen aufbauen, sonst schwimme ich am Ende nur noch mit dem Strom.

Abends spazierten sie zum Restaurant Winckler, das ganz am Ende der nach Norden gelegenen Landspitze lag und einen guten Ruf hatte. Sie aßen Fischsuppe mit Mineralwasser und Zitronensorbet mit frischen Himbeeren und gingen die ganze Zeit dem Thema Franz Lampe-Leermann aus dem Weg.

Bis sie auf dem Rückweg vor einem Quallenhaufen stehen blieben, den jemand aus dem Meer gefischt und in eine Grube am Strand gelegt hatte.

»Der Schleimscheißer?«, fragte Mikael Bau. »Sieht er so ähnlich aus?«

Moreno schaute angeekelt in die Grube.

»Igitt«, sagte sie. »Ja, so ungefähr. Scheißegal, wie er aussieht, übrigens. Ich wünschte nur, diese letzte Karte hätte er sich verkniffen.«

»Gehe ich recht in der Annahme, dass die Inspektorin beim Dessert von unangenehmen Gedanken geplagt wurde?«

Moreno seufzte.

»Danke«, sagte sie. »Sicher, wie sollte ich das vermeiden können? Bitte, sprich mit mir darüber. Egal, wie ich es auch sehe, es handelt sich doch um eine Anklage, um eine entsetzliche Anklage gegen einen meiner Kollegen. Jemanden, mit dem ich zusammenarbeite und den ich achte, und den ich zu kennen glaubte und dem ich mein Vertrauen geschenkt habe. Und wenn es nun doch stimmt... nein, verdammt, es ist natürlich nur ein Bluff, aber ich muss immer daran denken, und das quält mich. Himmel, kannst du dir das alles vorstellen?«

Mikael Bau sagte, das könnte er. Sie kehrten der Schleimgrube den Rücken zu und setzten sich wieder in Bewegung. Zuerst schwiegen sie, dann aber erzählte Mikael eine Geschichte über die Kindertagesstätte »Der fröhliche Panda« in Leufsheim, wo es angeblich beim Personal einen Pädophilen gegeben hatte... Trotz genauer Untersuchungen, bei denen die Behauptungen zu hundertzehn Prozent widerlegt wurden und alle einen Persilschein erster Güte ausgestellt bekamen, musste »Der fröhliche Panda« nach einigen Monaten dichtmachen, weil die Eltern ihre Kinder einfach nicht mehr hinschicken wollten.

Und weil die neun dort arbeitenden Frauen sich mit ihren drei Kollegen solidarisch erklärt hatten. So konnte man das auch ausdrücken.

Einer der Männer war ein alter Freund von Mikael. Die Geschichte lag vier Jahre zurück, der Freund war inzwischen geschieden und ließ sich zum Lokführer umschulen.

»Reizend«, sagte Moreno.

»Überaus reizend«, stimmte Mikael Bau zu. »Aber die suizidale Phase liegt hinter ihm. Trotzdem, ich glaube, wir kommen vom Thema ab.«

Moreno ging schweigend weiter.

»Du meinst, es reicht, dass Lampe-Leermann mir einen Floh ins Ohr gesetzt hat? Ich werde die Sache nicht mehr loswerden

können?«

»So ungefähr«, sagte Mikael Bau. »Das ist schlichte Psychologie. Es ist so verdammt leicht, einen nicht wiedergutzumachenden Schaden anzurichten... wenn nicht einmal du eine solche Anklage abtun kannst, wie soll die Allgemeinheit dann damit umgehen? Falls sie die Möglichkeit bekommt, sich zu diesem Problem zu äußern. Wo Rauch ist, da ist auch Feuer.«

Moreno gab keine Antwort.

»Aber ich frage mich, was du wirklich glaubst«, sagte er nach einer kurzen Pause. »Ganz ehrlich, meine ich. Es wäre doch leichter, darüber zu diskutieren, wenn du nicht das Gefühl hättest, deinen Kollegen beschützen zu müssen. Kann das stimmen? Besteht die Möglichkeit – irgendeine Möglichkeit –, dass es nicht nur eine gemeine Lüge ist?«

Moreno ging einige Schritte weiter und schaute auf das rasch dunkler werdende Meer hinaus. Sie konnte den Horizont nicht mehr erkennen, aber eine Reihe von Lichtpunkten – Fischerboote, die zum Fang ausliefen – zeigte so ungefähr, wo er sich befinden musste.

»Ich kann es nicht glauben«, sagte sie. »Ich kann es einfach nicht. Ich würde lieber anderswo anfangen. Versuchen, das Motiv zu verstehen... ich meine, Lampe-Leermanns Motiv. Was verspricht er sich von der ganzen Sache?«

»Meinst du, er lügt?«

»Sehr gut möglich. Ich gehe davon aus. Aber natürlich kann auch dieser Journalist Lampe-Leermann angelogen haben.«

»Aber warum?«

Moreno zuckte mit den Schultern.

»Keine Ahnung. Ich kapiere ja nicht mal, warum irgendwer diesem Schleimscheißer überhaupt etwas erzählt. Falls es nicht im Suff passiert ist... was sicher nicht unwahrscheinlich wäre.

Wir dürfen Logik und Fähigkeit dieser Kreise, einen Plan zu verfolgen, nicht überschätzen, das habe ich inzwischen gelernt.«

»Zufall«, sagte Mikael Bau. »Ein unbedachtes Wort?«

»Vielleicht«, sagte Ewa Moreno. »Es gibt eine Art Grauzone. Der Kommissar... ja, der, von dem ich dir erzählt habe... der *Kommissar* hat immer gesagt, dass alles, was überhaupt passiert, ein unheilbarer Widerspruch zwischen dem Erwarteten und dem Unerwarteten ist. Das Problem ist nur, in jedem Einzelfall das Verhältnis zu bestimmen... manchmal ist es acht zu zwei, manchmal eins zu neun... ja, das klingt vielleicht spekulativ, aber es ist doch ein gewaltiger Unterschied.«

»Ordnung oder Chaos«, sagte Mikael Bau und hob eine leere Coladose hoch, die jemand zusammengepresst und zwei Meter vor den grünen Mülltonnen deponiert hatte, die von der Stadtreinigung in regelmäßigen Abständen am Strand aufgestellt worden waren. »Und das Verhältnis zwischen beiden... ja, das klingt überaus bestechend. Darüber haben wir ja schon früher gesprochen. Aber Lampe-Leermann hat seinen Stich doch sicher vorher genau geplant?«

»Zweifellos«, seufzte Moreno. »Zweifellos. Er erwartet ein konkretes Angebot im Tausch gegen den Namen seines verdamnten Zeitungsschmierers. Je mehr ich darüber nachdenke, desto sicherer werde ich mir, dass es einen Gewährsmann gibt und dass etwas an der Sache dran ist. Leider.«

»Und warum glaubst du das?«

»Weil die Verhandlungsposition eben so ist. Das muss sogar ein Schafskopf wie Lampe-Leermann begreifen. Wenn wir ihm eine Zusage machen, brauchen wir sie doch einfach nur zurückzuziehen, wenn er geblufft hat. Er kann uns im Grunde keinerlei Bedingungen diktieren.«

Mikael Bau dachte darüber nach, während sie weitergingen und schließlich Tschandalas spitze Dachsilhouette auftauchte.

»Und wenn er Geld sehen will? Er kann euch doch sicher dazu bringen, eine bestimmte Summe hinzublättern... Wäre es nicht schwer, die zurückzuholen, wenn sie schon auf einem Bankkonto gelandet ist? Oder unter einer Matratze?«

»Stimmt«, sagte Moreno. »Das glaube ich zumindest. Aber egal, das ist nicht meine Sache. Ich muss sehen, dass ich sie weiterreiche... Habe ich nicht übrigens Urlaub? Stille Tage am Meer, mit meinem begabten jungen Liebhaber?«

»Den Nagel auf den Kopf getroffen«, sagte Mikael Bau und zog sie an sich. »Ruf an, sowie wir im Haus sind, und überlasse die Sache denen, die im Dienst sind.«

»Hm«, sagte Moreno. »Ich glaube, ich warte doch wenigstens bis morgen.«

»Bis morgen?«, fragte Mikael Bau. »Warum denn das?«

»Ich muss mir zuerst überlegen, mit wem ich sprechen will.«

Er dachte drei Sekunden nach. »Aha«, sagte er dann. »Alles klar. Verflixt.«

»Ja«, sagte Moreno. »Verflixt.«

Sie erwachte um halb drei. Versuchte zwanzig Minuten lang einzuschlafen, dann stand sie ganz leise auf und setzte sich mit Papier und Stift an den großen runden Küchentisch.

Schrieb die Namen in der Reihenfolge auf, in der sie ihr einfielen.

Kommissar *Münster*

Hauptkommissar *Reinhart*

Inspektor *Rooth*

Inspektor *Jung*

Kommissar *deBries*
Polizeianwärter *Krause*

Das waren die Kollegen von der Kripo. Die, mit denen sie mehr oder weniger jeden Tag zusammenarbeitete.

Die sie seit sechs oder sieben Jahren in- und auswendig kannte. In- und auswendig. Könnte denn einer von ihnen...

Sie merkte, wie sich ihr bei dieser Frage die Kehle zuschnürte. Als sie versuchte zu schlucken, wollte ihr auch das kaum gelingen.

Sie verdrängte den Gedanken und ging ihre Liste weiter durch. Dabei überlegte sie, warum sie die Dienstgrade mit aufgeschrieben hatte. Konnten die denn in einem solchen Fall eine Rolle spielen?

Kommissar *le Houde*
Assistent *Bollmert*

Und dann die Wachtmeister. Die nur in lockerer Verbindung zur Kripo standen, aber trotzdem.

Joensu
Kellermann
Paretsky
Klempje

Sie ließ sich zurücksinken und betrachtete ihre Liste. Zwölf Namen insgesamt. Weitere fielen ihr nicht ein. Weitere gab es nicht. Heinemann war in Rente gegangen. Van Veeteren hatte aufgehört.

Wer, dachte sie. Wer könnte denn...

Die Frage hing einige Minuten lang wie eine schwarze Wolke über ihrem Bewusstsein. Dann nahm sie sich die nächste vor.

Wen? Wen soll ich anrufen?

Zu welchem von diesen Männern habe ich das größte Vertrauen?

Während sie noch versuchte, dieses Problem zu klären, schlug die Uhr zuerst Viertel nach drei und dann halb vier, und ihr Unwohlsein wurde immer größer.

12

13. Juli 1999

»Der hat zu tun«, sagte Vegesack zum dritten Mal. »Verstehen Sie denn nicht? Entweder setzen Sie sich und warten, oder Sie sagen mir, worum es geht.«

Die Frau schüttelte gereizt den Kopf und fuchtelte mit den Händen herum. Holte Luft, um noch einmal eine Unterredung mit dem Polizeichef zu fordern – so sah es zumindest aus –, überlegte sich die Sache dann aber anders und atmete stattdessen laut hörbar durch die Zähne aus.

Sicher knapp über vierzig, schätzte Vegesack. Kräftig, aber nicht dick. Irgendwie gesund... kurze dunkelrote Haare, die mit Sicherheit gefärbt sind.

Nervös.

Total nervös. Unmöglich, sie auch nur zum Sitzen zu bringen. Sie lief hin und her wie ein Dackel, der dringend pissen muss. Polizeianwärter Vegesack hatte als Kind einen Dackel gehabt, deshalb wusste er, wovon er redete.

»Wenn Sie mir wenigstens erklären könnten, was Sie auf dem Herzen haben?«, fragte er. »Wie Sie zum Beispiel heißen.«

Sie blieb stehen. Stemmte die Fäuste in die Seiten und musterte ihn abschätzig. Automatisch hob er seine linke Hand und überprüfte seinen Schlipsknoten.

»Sigrid Lijphart«, sagte sie. »Ich heiße Sigrid Lijphart, und ich suche meine Tochter Mikaela. Die ist seit Samstag verschwunden.«

Vegesack machte Notizen.

»Wohnen Sie hier in der Stadt? Ihr Name ist mir nicht...«

»Nein«, fiel sie ihm ungeduldig ins Wort. »Ich wohne nicht hier. Aber vor sechzehn Jahren habe ich hier gewohnt. Der Polizeichef weiß, warum ich damals umziehen musste. Und deshalb möchte ich mit ihm sprechen, statt eine Menge Dinge erklären zu müssen, an die ich kaum denken mag... o verdammt!«

Sie ließ sich auf einen Stuhl sinken, und er sah plötzlich, dass ihr Tränen in den Augen standen.

»Ach du meine Güte«, sagte er unschlüssig. »Ich meine... Polizeichef Vrommel ist wirklich nicht im Hause...«

Er warf einen raschen Blick auf seine Armbanduhr. »Er sitzt mit einer Inspektorin aus Maardam im Café Vronski. Hrrm, ja. Kann jeden Moment wieder zurück sein... ich glaube, wir sollten einfach warten. Falls Sie mir nicht doch alles erzählen mögen, meine ich. Kann ich Ihnen etwas zu trinken holen?«

Sigrid Lijphart schüttelte den Kopf. Zog ein Taschentuch aus der Handtasche und putzte sich die Nase.

»Wie alt?«, fragte Vegesack. »Ihre Tochter, meine ich.«

Die Frau schien zu überlegen, ob sie antworten sollte oder nicht. Dann zuckte sie mit den Achseln und seufzte tief.

»Achtzehn. Am Freitag ist sie achtzehn geworden. Sie ist hergekommen, um ihren Vater zu besuchen... und ist von diesem Besuch nicht zurückgekehrt. Wir leben in Moorhuijs, ihr muss etwas passiert sein.«

Vegesack notierte: *Vater? Moorhuijs? Etwas passiert?*

»Warum glauben Sie, dass etwas passiert ist? Haben Sie mit ihrem Vater gesprochen? Sie sind geschieden, nehme ich an?«

Mikaela, 18, fügte er hinzu.

»Ja, und wie«, sagte Sigrid Lijphart, nachdem sie wieder die Luft ausgestoßen hatte. »Nein, ich habe nicht mit ihm

gesprachen. Er lebt im Pflegeheim des Sidonisstiftes, wenn Ihnen das etwas sagt.«

»Ach herrje«, rutschte es Polizeianwärter Vegesack heraus.
»Ich verstehe.«

»Wirklich?«

»Naja. Ja...nein.«

Das wird sicher noch Folgen haben, dachte er und machte sich wieder an seinem Schlipsknoten zu schaffen. Schrieb *Sidonis* auf seinen Block und wich dem Blick der Frau aus.

»Sie hat nicht angerufen«, fuhr sie fort. »Mikaela hätte uns niemals so lange Zeit ohne einen Anruf gelassen, ich weiß, wovon ich rede. Ihr ist etwas passiert, und es ist Ihre verdamnte Pflicht und Schuldigkeit, dafür zu sorgen, dass sie wieder nach Hause kommt.«

»Sie könnten vielleicht ein wenig über... den Hintergrund erzählen? Während wir auf Herrn Vrommel warten, meine ich. Wo wir schon mal hier sitzen.«

»Vrommel«, schnaufte Sigrid Lijphart und erhob sich wieder. Wanderte abermals vor Vrommels Schreibtisch auf und ab und erinnerte ihn an einen neurotischen Eisbären, den er einmal im Zoo von Aarlach gesehen hatte.

Mal was anderes als ein Dackel, immerhin.

»Sie dürfen nicht glauben, dass ich für Ihren Chef besonders viel übrig hätte«, erklärte Frau Lijphart und blieb stehen. »Aber man wendet sich doch sicher weiterhin an die Polizei, wenn man den Verdacht hat, dass ein Verbrechen geschehen ist?«

»Verbrechen?«, fragt Vegesack. »Was denn für ein Verbrechen?«

»Verdammt«, stöhnte sie und stemmte wieder die Hände in die Seiten. »Bezahlen wir dafür eigentlich Steuern? Ich werde noch wahnsinnig.«

Vegesack schluckte und suchte verzweifelt nach irgendeinem

erlösenden Wort, doch so weit kam er nicht mehr. Draußen schlug die Glastür zu, und einige Sekunden später erschien der Polizeichef zusammen mit der angereisten Inspektorin. Moreno sah ziemlich gut aus, das stand fest. Sigrid Lijphart öffnete ihre Handtasche und machte sie wieder zu. Der Polizeianwärter erhob sich.

»Also«, sagte er. »Polizeichef Vrommel, Inspektorin Moreno... Frau Lijphart. Ja, Sie kennen sich ja. Sie beide, meine ich.«

Er errötete und zeigte mit der ausgestreckten Hand auf Vrommel und Frau Lijphart.

»Guten Morgen«, sagte Vrommel. »Was ist denn los?«

»Frau Lijphart hat ein kleines Problem«, erklärte Vegesack. »Ihre Tochter ist offenbar verschwunden.«

»Ich glaube, Sie erinnern sich an mich«, sagte Sigrid Lijphart und schaute Vrommel ins Gesicht.

»Wie war noch Ihr Name?«, fragte Inspektorin Moreno. »Lijphart?«

Später – in den folgenden Wochen und im Herbst, als dann alles aufgeklärt und zu den Akten gelegt war – sollte Ewa Moreno sich immer wieder fragen, warum sie während dieser ersten kurzen Begegnung zwischen Vrommel, Sigrid Lijphart und ihr selbst so passiv geblieben war.

Welche vage Intuition hatte sie dazu gebracht, sich einfach nur auf einen Stuhl zu setzen und zuzuhören?

Einfach nur dazusitzen und zu beobachten und zu registrieren – statt sofort und unverblümt zu erzählen, dass sie am Samstag auf der Bahnfahrt nach Lejnice ausgiebig mit Mikaela Lijphart gesprochen hatte?

Das wäre doch das Natürlichste gewesen. Der besorgten Mutter zu sagen, dass sie mit der verschwundenen Tochter

gesprochen hatte – wenn auch schon vor einigen Tagen.

Aber sie schwieg, saß schräg hinter Sigrid Lijphart auf einem Stuhl und ließ Vrommel das Wort führen. Sich der Aufgabe annehmen, die im Grunde ja auch seine war. Reibungslos wie eine Registrierkasse.

Anfangs wischte er sich mit einem Papiertaschentuch den Schweiß von seinem kahlen Schädel.

»Sie erinnern sich doch an mich?«, fragte Sigrid Lijphart noch einmal.

Vrommel überprüfte im Spiegel neben der Tür den Glanz seines Schädels, warf das Taschentuch in den Papierkorb und ließ sich hinter dem Schreibtisch nieder. Fünf Sekunden vergingen.

»Natürlich kann ich mich an Sie erinnern. Es war keine lustige Geschichte.«

»Ich habe gehofft, nie mehr hierher zurückkehren zu müssen.«

»Das verstehe ich.«

Sigrid Lijphart holte zweimal tief Atem und versuchte, die Schultern zu senken.

Sie kann Vrommel auch nicht leiden, dachte Moreno. Aber sie gibt vor, ihn zu respektieren.

»Bitte, von Anfang an«, sagte Vrommel.

Sigrid Lijphart holte noch einmal Luft.

»Wir wohnen jetzt in Moordhuijs. Wohnen dort seit... ja, seit damals. Ich habe auch wieder geheiratet.«

Vrommel zog einen Kugelschreiber aus dem schwarzen Gestell.

»Mikaela, meine Tochter, ist am Freitag achtzehn geworden. Wir hatten schon lange vor, ihr dann von ihrem richtigen Vater zu erzählen. Kinder haben das Recht... wenn sie alt genug

sind. Unter allen Umständen.«

Vrommel drückte auf den Kugelschreiber und schrieb etwas auf den Block, der vor ihm auf dem Tisch lag.

»Unter allen Umständen«, wiederholte Sigrid Lijphart. »Mikaela beschloss sofort, ihn aufzusuchen, und am folgenden Tag... dem Samstag... ist sie hergefahren. Hat morgens früh die Bahn genommen, es war ihre Entscheidung, die ich respektiere. Und seither ist sie verschwunden.«

»Verschwunden?«, fragte Vrommel.

»Verschwunden«, sagte Sigrid Lijphart. »Ich habe im Sidonisstift angerufen. Sie war so ungefähr von zwei bis halb fünf bei ihm. Am Samstagnachmittag. Und seither ist sie nicht wieder gesehen worden.«

Vrommel fuhr sich mit dem Zeigefinger über den Schnurrbart,

»Hm«, sagte er. »Mädchen in dem Alter können doch...«

»Unsinn«, fiel Sigrid Lijphart ihm ins Wort. »Ich kenne meine Tochter. Sie entspricht diesen Vorurteilen absolut nicht. Sie wollte eine Nacht wegbleiben, mehr nicht. Es ist etwas passiert. Ich weiß, dass etwas nicht stimmt. Sie müssen etwas unternehmen... unternehmen Sie ausnahmsweise mal etwas! Mein Kind ist verschwunden, suchen Sie nach ihr, sonst... sonst...«

Die Verzweiflung in ihrer Stimme ist abgründig, dachte Moreno. Eine notdürftig getarnte Panik, die natürlich zum entsetzlichsten aller entsetzlichen Szenarien führte.

Eine Mutter, die ihr Kind nicht finden kann. Egal, ob volljährig oder nicht. Egal, ob nur zwei Tage vergangen sind. Moreno wollte endlich etwas sagen, doch der Polizeichef kam ihr zuvor. Er tippte mit dem Kugelschreiber auf den Tisch und räusperte sich.

»Natürlich, Frau Lijphart. Natürlich. Wir werden der Sache

nachgehen. Machen Sie sich keine allzu großen Sorgen, nur... wie war das noch? Haben Sie auch mit ihm gesprochen, als Sie im Sidonisstift angerufen haben? Mit ihrem Vater, meine ich. Sie hat ihm vielleicht von ihren Problemen erzählt?«

»Mit Arnold? Ob ich mit Arnold gesprochen habe?«

»Ja. Denn hier geht es doch wohl um Arnold Maager?«

Sigrid Lijphart schwieg und starrte zu Boden.

»Ja«, sagte sie dann. »Es geht hier um Arnold. Aber ich habe nicht mit ihm gesprochen. Sondern mit einem Pfleger.«

»Sie haben keinen Kontakt?«

»Nein.«

»Gar keinen?«

»Nein.«

»Ich verstehe«, sagte Vrommel. »Wo können wir Sie erreichen?«

Es wurde deutlich, dass Frau Lijphart sich diese Frage noch nicht gestellt hatte. Sie zog die Lippen ein und hob die Augenbrauen.

»Das Kongershuus, existiert das noch?«

Vrommel nickte.

»Dorthin gehe ich. Zumindest für eine Nacht.«

»Gut. Sie wissen nicht zufällig, wo Ihre Tochter übernachten wollte... falls sie das wirklich vorgehabt haben sollte?«

Sigrid Lijphart schüttelte wieder den Kopf. Vrommel stand auf und gab damit zu erkennen, dass das Gespräch beendet war.

»Hervorragend. Wir lassen so schnell wie möglich von uns hören.«

»Heute Abend?«

»Heute Abend oder morgen früh.«

Sigrid Lijphart zögerte einen Augenblick. Dann nickte sie verbissen und verließ die Wache von Lejnice.

Es geht mich nichts an, dachte Kriminalinspektorin Ewa Moreno. Es geht mich absolut nichts an.

II

21. Juli 1983

»Was denn für eine Idee?«, fragte sie.

Er gab keine Antwort. Legte nur den Arm um sie und drückte sie an sich. Dann gingen sie los.

Zuerst in Richtung Zentrum, doch auf Höhe des Wasserturms bog er in die Brüggerstraat ab, statt geradeaus weiterzugehen. Er leitete, sie folgte. So ist es immer, dachte sie. Vielleicht hatte sie gehofft, er werde mit ihr in ein Café am Polderplejn oder am Grote Markt gehen, aber das tat er nicht. In der letzten Zeit – in den vergangenen beiden Monaten, seit sie ihm erzählt hatte, wie es um sie stand – war er solchen Orten ausgewichen. Sie hatte schon häufiger darüber nachgedacht. Sie hatte ihn sogar gefragt, und er hatte gesagt, er wolle eben lieber mit ihr allein sein.

Das gefiel ihr, und es gefiel ihr auch wieder nicht. Sie balgte sich gern in der sommerlichen Dunkelheit mit ihm herum. Und ließ sich streicheln. Streichelte ihn, ritt ihn, mit den Händen auf seiner Brust und seinem harten Schwanz tief in sich. Aber es machte auch Spaß, im Café zu sitzen. Zu rauchen und Kaffee zu trinken und mit Leuten zu plaudern. Gut auszusehen und sich anschauen zu lassen. Vielleicht deshalb, dachte sie. Vielleicht, weil er wusste, dass sie sich gern anschauen ließ, lenkte er ihre Schritte jetzt aus der Stadt hinaus, in Richtung Saar und Fußballplätze, statt ins Zentrum.

»Wohin gehen wir?«, fragte sie.

»Wir müssen reden«, sagte er.

Sie erreichten den Park hinter der Feuerwache, wie immer

der nun heißen mochte. Feuerwachenpark vielleicht. Er hatte jetzt die rechte Hand auf ihrer Hüfte liegen und sie spürte, dass er Lust bekam. Es war ja auch lange her. Er ging mit ihr in den Park, und sie setzten sich auf eine Bank, die ziemlich geschützt zwischen zwei Büschen stand. Sie konnte im Park sonst keinen Menschen sehen, wusste aber, dass beim Spielplatz auf der anderen Seite immer Paare zu finden waren. Sie selber war einige Male dort gewesen, wenn auch nie mit ihm. Sie lachte ein wenig, als sie daran dachte.

»Möchtest du?«

Er reichte ihr eine Flasche, die er aus seiner Schultertasche gezogen hatte. Sie trank einen Schluck. Es war irgendein Schnaps. Er war stark und brannte in ihrem Hals. Aber er war auch süß. Er wärmte sie und schmeckte ein wenig nach Johannisbeeren oder so. Sie trank noch einen Schluck und legte ihre Hand zwischen seine Beine. Und sie hatte Recht, er war schon steinhart.

Später trank er die Flasche leer und rauchte einige Zigaretten. Sagte nicht viel, er redete danach nicht gern. Sie fühlte sich ziemlich beschwipst, aber zugleich verspürte sie eine seltsame Art von Ernst und nahm an, dass das mit Arnold Maager zu tun hatte. Und mit dem Kind.

»Was hattest du für eine Idee?«, fragte sie dann.

Er drückte seine Zigarette aus und spuckte zweimal in den Kies. Sie begriff, dass er ebenso angetrunken war wie sie. Er hatte aber auch einiges intus. Obwohl er natürlich mehr vertrug, das war bei Typen ja immer so.

»Maager«, sagte er. »Du hast gesagt, du hättest dir die Sache anders überlegt? Wie, zum Teufel, meinst du das?«

Sie dachte nach.

»Ich will nicht«, sagte sie. »Will ihn nicht betrügen. Du und

ich... du und ich, wir gehören doch... nein, ich will nicht.«

Es war schwer, die richtigen Worte zu finden.

»Wir brauchen Geld«, sagte er. »Deshalb haben wir es getan, begreifst du das denn nicht? Wir können ihn erpressen.«

»Ja«, sagte sie. »Aber ich will das nun mal nicht. Ich will mit ihm darüber sprechen.«

»Mit ihm sprechen? Hast du denn den Verstand verloren?«

Danach murmelte er etwas, das sich anhörte wie »miese Fotze«, aber da hatte sie sich natürlich verhöhrt. Er schien jedenfalls sehr böse auf sie zu sein, zum ersten Mal, und sie merkte, wie sich in ihrem Bauch alles verkrampfte.

»Ich will einfach nicht«, sagte sie noch einmal. »Kann nicht. Es ist nicht richtig... es ist so verdammt gemein.«

Er gab keine Antwort. Er scharrte nur mit den Füßen im Kies herum, ohne sie anzusehen. Sie hatten im Moment überhaupt keinen Kontakt zueinander. Ein wahres Luftmeer trennte sie, obwohl sie sich eben erst geliebt hatten und sich noch immer auf derselben Bank in demselben verdamnten Park befanden. Es war seltsam, und sie fragte sich, ob sie auch nüchtern so empfunden hätte.

»Verdammt, es ist doch unser Kind«, sagte sie. »Und da soll sich kein anderer einmischen.«

»Das Geld«, sagte er nur. Er klang wütend und müde. Und betrunken, wie sie.

»Ich weiß«, sagte sie.

Plötzlich war sie entsetzlich traurig. Als gehe alles in wildem Tempo zum Teufel. Eine halbe Minute verstrich. Er scharrte weiter im Kies herum.

»Wir hatten das doch genau geplant«, sagte er endlich. »Verdammt, du wolltest es doch auch... du kannst doch nicht mit dem alten Arsch ins Bett gehen und dir die Sache dann anders überlegen. Irgendwie muss er doch auch bezahlen, oder

ist dir dieser blöde geile Bock am Ende lieber als ich?
Verdammt, ein Scheißlehrer!«

Plötzlich wurde ihr schlecht. Nicht kotzen jetzt, dachte sie. Sie biss die Zähne zusammen und ballte die Fäuste auf ihrem Knie. Atmete tief und vorsichtig durch, spürte, wie die Wellen der Übelkeit kamen und gingen. Als sie sich langsam legten, traten stattdessen die Tränen an ihren Platz.

Erst saß er tatenlos dabei, doch dann rutschte er endlich näher und legte ihr den Arm um die Schultern.

Das tat gut, und für eine Weile ließ sie ihren Tränen freien Lauf.

Wer weint, braucht weder zu sprechen noch zu denken, hatte ihre Mutter einmal gesagt, und sie hatte nicht ganz Unrecht. Manchmal war sie gar nicht so dumm, ihre hoffnungslose Mutter, aber meistens war sie eben, wie sie war.

Die Kirchturmuhre von Waldeskirke, wo sie zwei Jahre zuvor konfirmiert worden war, schlug dreimal. Viertel vor eins. Er zündete zwei Zigaretten an und gab ihr die eine. Zog eine Dose Bier aus der Tasche und öffnete sie.

Trank zuerst zweimal selber, dann ließ er sie kosten. Sie trank und fand, dass der Schnaps viel besser geschmeckt hatte. Bier schenkte einfach keine Wärme. Schnaps und Wein waren besser, das hatte sie immer schon gedacht. Und sie musste davon auch nicht so schnell pissen. Sie schwiegen einige Minuten, dann sagte er:

»Ich habe eine Idee.«

Ihr fiel wieder ein, dass er das schon vor zwei Stunden behauptet hatte. Unten am Strand. Sie fand es seltsam, dass er die ganze Zeit eine Idee gehabt und nicht darüber gesprochen haben sollte.

Aber vielleicht war es ja auch eine andere Idee.

»Was denn?«, fragte sie.

»Wir reden mit ihm«, sagte er.

Sie begriff nicht, was er meinte.

»Jetzt«, erklärte er. »Du rufst ihn an, und dann reden wir mit ihm. Und dann sehen wir weiter.«

Er kippte den Rest der Bierdose auf den Boden und öffnete noch eine.

»Wie viele hast du?«, fragte sie.

»Nur noch eine. Also?«

Sie dachte nach. Merkte, dass sie pinkeln musste. Und wie.

»Wie?«, fragte sie.

»Dahinten gibt es ein Telefon.«

Er zeigte auf die Feuerwache.

»Na?«

Sie nickte.

»Na gut. Muss nur noch schnell pinkeln.«

Die Eisenbahnbrücke?, dachte sie, als sie in der engen Zelle stand und die Nummer wählte. Warum sollen wir uns gerade da oben, auf der Eisenbahnbrücke, treffen?

Eine Antwort auf diese Frage fiel ihr nicht ein, und dann hörte sie schon das Klingelzeichen und wie sich am anderen Ende der Leitung jemand meldete. Sie holte tief Atem und versuchte ihre Stimme fest klingen zu lassen.

Hoffentlich ist es nicht seine Frau, dachte sie.

Es war seine Frau.

13. Juli 1999

Sigrid Lijphart bekam im Kongershuus ein Zimmer, weil eine Stornierung einlief, als sie noch in der Rezeption stand und nicht recht weiter wusste. Es war Urlaubszeit, und wie immer waren die Hotels in der Umgebung von Lejnice überfüllt. Für einen schwachen Moment hatte sie mit dem Gedanken gespielt, sich an eine Freundin von früher zu wenden – aus ihrem vorigen Leben, vor sechzehn Jahren und noch länger –, aber diese Idee stieß ihr fast sofort sauer auf.

Obwohl sie wirklich die Auswahl gehabt hätte.

Es gab genug alte Bekannte, die sie bei sich aufgenommen hätten. Um ihre alte Teilnahme zum Ausdruck zu bringen und über gewisse Dinge allerlei zu erfahren, allein deshalb.

Aber vorbei war vorbei war vorbei. Sie hatte diese Menschen und diese Beziehungen – jede und alle davon – aufgegeben, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, und sie hatte nie das Gefühl gehabt, sie zu vermissen. Also konnte es nur ein vager Impuls gewesen sein, das war klar. Irgendeinen Kontakt aufzunehmen. Nie im Leben würde sie eine von diesen aufgegebenen Beziehungen aktivieren, unter normalen Umständen nicht und jetzt erst recht nicht. Das wäre ihr vorgekommen wie... wie auf den Gestank von etwas zu stoßen, das sechzehn Jahre lang unter einem Deckel vor sich hingefault war. O verdammt.

Lieber würde ich am Strand schlafen, dachte sie und betrat den Fahrstuhl. Wie gut, dass ich doch noch ein Zimmer bekommen habe.

Es lag im fünften Stock. Hatte Balkon und einen ziemlich großartigen Blick nach Westen und Südwesten. Über die Dünenlandschaft und die lange geschwungene Küste im Süden. Bis zum Leuchtturm an Gordons Punkt.

Es kostete zweihundertvierzig Gulden pro Nacht, aber sie wollte ja nur einen Tag bleiben, da kam es nicht so darauf an.

Sie rief Vrommel an und teilte ihm mit, wo sie zu erreichen war. Dann duschte sie. Bestellte bei der Rezeption eine Kanne Kaffee und setzte sich damit auf den Balkon.

Es war zwei Uhr. Die Sonne kam und ging. Oder genauer gesagt, die Wolken kamen und gingen, aber es war doch bald so warm, dass sie auch nackt hätte dort sitzen können. Außer von Hubschraubern und Möwen konnte sie nicht gesehen werden. Trotzdem behielt sie Unterhose und BH an.

Den breitkrempigen Strohhut und die Sonnenbrille. Als seien die imaginären Augen doch vorhanden.

Und jetzt?, überlegte sie. Was, zum Teufel, mache ich jetzt?

Und die Panik näherte sich wie ein Fieber in der Nacht.

Schuld?

Warum fühle ich mich schuldig, fragte sie sich.

Unruhe und Angst und Panik. Es muss etwas passiert sein. Aber warum fühle ich mich zu allem Überfluss auch noch schuldig?

Sie hatte nur getan, was getan werden musste. Damals wie jetzt.

Das getan, was sich nicht vermeiden ließ. Früher oder später musste es getan werden. Ein Kind muss die Wahrheit über seine Eltern erfahren. Eine Seite dieser Wahrheit zumindest. Hat dieses Recht, dieses unbestreitbare Recht, das lässt sich nicht wegdiskutieren.

Früher oder später, wie gesagt, und sie hatten schon längst

den achtzehnten Geburtstag dafür ausersehen.

Sie dachte an Helmut und seine üble Laune am letzten Abend.

An Mikaela und deren spontane Reaktion, die doch so ausgefallen war, wie sie es erwartet hatte.

Oder etwa nicht? Hatte sie im Grunde geglaubt, die Tochter werde den Rat der Mutter befolgen und die ganze Sache auf sich beruhen lassen? Alles liegen lassen, ganz unberührt, wie etwas Stummes und Verwelktes und Vergessenes? Und nicht einmal den Deckel anheben?

War es so? Hatte sie geglaubt, sie werde ihn nicht aufsuchen?

Natürlich nicht. Mikaela war Mikaela, und sie war die Tochter ihrer Mutter. Sie hatte sich genauso verhalten, wie die Mutter es erwartet hatte. Wie die Mutter selber sich verhalten hätte.

Hatte sie ihr Vorwürfe gemacht?

Hatte Mikaela ihrer Mutter Vorwürfe gemacht, weil sie es nicht früher erfahren hatte? Oder weil sie es jetzt erfuhr?

In beiden Fällen nein.

Vielleicht ein wenig, weil sie noch nicht alles erfahren hatte, aber zum Verstehen reichte es trotzdem. Zweifellos. Und sie hatte noch etwas übrig lassen müssen, das Arnold erzählen konnte. Hatte ihm zumindest eine Chance geben müssen.

Und Helmut's schlechte Laune?

Nicht der Rede wert. Wie üblich.

Warum also dieses Ekel erregende Schuldgefühl?

Sie hatte eine Notration Zigaretten gekauft und wühlte jetzt in ihrer Handtasche danach. Kehrete auf den Balkon zurück, steckte sich eine an und ließ sich im Sessel zurücksinken.

Beim ersten Zug wurde ihr schwindlig.

Arnold?, dachte sie.

Sollte ich Arnold etwas schuldig sein?
Was für ein Unsinn. Sie machte noch einen Zug.
Und fing an, an ihn zu denken.

Nicht einmal ein Anruf.

Kein Brief, keine Zeile, kein Wort.

Nicht von ihm an sie, nicht von ihr an ihn.

Wenn er tot wäre, hätte sie das vielleicht nicht einmal erfahren. Oder gab es noch eine Mitteilungspflicht? Von Seiten des Sidonisstifts? Hatte sie so ein Papier unterschrieben? Ihren Namen und ihre Adresse hinterlegt? Sie wusste es nicht.

Und wenn er in ein anderes Heim gekommen wäre, hätte Mikaela ihn vielleicht nie erreichen können?

Aber er war noch dort. Sie hatte am Vortag dort angerufen und die Sache überprüft. Doch, Mikaela war gekommen und hatte ihn angetroffen. So sah die Lage aus.

Er hatte vermutlich all diese Jahre in seiner eigenen stummen Hölle verbracht. Sechzehn Jahre. Und gewartet. Vielleicht hatte er auf sie gewartet? Auf Mikaela? Oder auch auf seine verlorene Ehefrau?

Aber das wohl eher nicht. Vermutlich war sein Gedächtnis leer. Er war nicht gesund gewesen, als sie ihre Tochter genommen und ihn verlassen hatte. Von einer Haftstrafe war nie die Rede gewesen. Ihres Wissens nach zumindest nicht.

Verrückt. Der Geist vollkommen vernebelt. Hatte sich mitten in der Verhandlung die Hose nass gemacht, aus irgendeinem Grund erinnerte sie sich gerade an dieses Detail mit erbarmungsloser Schärfe... wie er dort im Gerichtssaal auf seinem Stuhl gesessen und der Sache ihren Lauf gelassen hatte, ohne auch nur eine Miene zu verziehen... nein, Arnold hatte vor sechzehn Jahren eine Grenze überschritten, und es gab keinen Weg zurück.

Keinen Weg und keine Brücken. Nur Vergessen und neue innere Landschaften. Je einsamer, desto besser.

Sie drückte ihre Zigarette aus. Zu viele Wörter, dachte sie. Es gibt zu viele Wörter, die durch meinen Kopf wirbeln, sie hindern mich am klaren Denken.

Arnold? Mikaela?

Aber unter den Wortwirbeln brodelte nur die Panik, das wusste sie, und plötzlich wünschte sie Helmut herbei.

Helmut, den Fels. Helmut, das Urgestein.

Er hatte sich angeboten, hatte fast darauf bestanden, aber sie hatte sich geweigert.

Es ging hier ja nicht um ihn. Helmut hatte an der ganzen Sache keinen Anteil. Es war eine Abrechnung zwischen Mikaela und deren Vater. Und vielleicht ihr selbst.

Abrechnung?, dachte sie. Was sage ich denn da bloß? Was meine ich?

Und was ist passiert?

Erst, als sie ihre zweite Zigarette zur Hälfte geraucht hatte und merkte, dass diese von Tränen aufgeweicht war, ging sie zum Anrufen ins Zimmer.

Er war nicht zu Hause, aber am Ende fiel ihr seine Handynummer ein, und dann erreichte sie ihn.

Sie erklärte, sie habe mit der Polizei gesprochen, und bis zum Abend werde sicher alles geklärt sein.

Und sie habe sicherheitshalber für die Nacht ein Zimmer genommen. Weil es doch zu anstrengend gewesen wäre, am selben Tag noch zurückfahren zu müssen.

Helmut hatte nicht viel dazu gesagt. Sie beendeten ihr Gespräch. Sie ging wieder auf den Balkon. Setzte sich und betete zum ersten Mal seit sechzehn Jahren.

Auch wenn sie nicht glaubte, dass Gott sie hörte.

14. Juli 1999

Am Ende entschied sie sich für Münster.

Der Grund war einfach, und sie war froh, ihn nicht nennen zu müssen. Nicht Mikael Bau und auch keinem anderen Menschen. Denn so war die Lage: Kriminalinspektorin Moreno war einmal in Hauptkommissar Münster verliebt gewesen, und fast wäre es zu einer Affäre gekommen.

Nein, nicht verliebt, korrigierte sie sich. Das war ein zu starkes Wort. Es war etwas in derselben Richtung, wenn auch... wenn auch von geringerem Wert, beschloss sie. Von sehr viel geringerem. Auf jeden Fall war der Gedanke, sie hätte vielleicht... unter anderen Umständen, wohl gemerkt... eine Beziehung zu einem Mann mit pädophilen Neigungen einleiten können, so absolut unvorstellbar, dass das schon allein der Gegenbeweis war. Der bloße Gedanke war absurd. Münster war in dieser Rolle unvorstellbar. Ganz einfach unvorstellbar.

Es war natürlich schwer, sich einen ihrer anderen Kollegen als Kinderficker vorzustellen, aber in die war sie nicht verliebt gewesen (nicht einmal auf dem allerniedrigsten Niveau). Und deshalb wäre das immerhin kein Widerspruch an sich.

Wie das, wenn sie sich richtig erinnerte, zu ihrer Gymnasialzeit im Philosophiebuch gestanden hatte.

Münster also. Eine absolut sichere Karte.

Zum Glück fragte er nicht, warum sie sich gerade für ihn entschieden hatte.

Er stellte jedoch sehr viele andere Fragen.

Ob sie den Verstand verloren habe, zum Beispiel.

Was, zum Henker, das denn heißen solle?

Wie sie einem Scheißkerl wie Franz Lampe-Leermann auch nur ein Wort glauben könne?

Moreno erklärte kurz, dass sie Lampe-Leermann nicht mehr Glauben schenke als einem Horoskop in einer Teeniezeitschrift, aber dass sie die Sache anstandshalber doch weitergeben wolle, da sie schließlich Urlaub hatte.

Das konnte Münster akzeptieren, aber er trug noch eine ganze Weile seine Ansichten vor, bis sie hörte, dass seine ursprüngliche, im Schockzustand getroffene Entscheidung immer mehr ins Wanken geriet.

Genau wie das bei ihr der Fall gewesen war. Genau wie Lampe-Leermann, dieser Drecksack, vermutlich auch erwartet hatte.

»Er hat einen Trumpf im Ärmel, oder was?«

»Ich weiß nicht«, sagte Moreno.

»Er muss doch einen Grund haben, wenn er so etwas behauptet?«

»Sollte man annehmen.«

»Was glaubst du denn?«

»Gar nichts«, antwortete Moreno. »Aber ich habe nicht sehr gut geschlafen.«

»Kann ich mir vorstellen«, sagte Münster. »Was, zum Teufel, machen wir jetzt?«

»Man geht jedenfalls nicht zu Hiller.«

»Vielen Dank für den guten Rat«, sagte Münster. »Hast du noch andere?«

»Es gibt wohl nur einen.«

»Und der wäre?«

»Du musst mit dem Schleimscheißer reden.«

»Was?«

»Verzeihung. Mit Franz Lampe-Leermann.«

»Hm«, sagte Münster. »Und wo hält der sich gerade auf?«

»In Emsbaden«, erklärte Moreno. »Da sitzt er und wartet auf dich. Ich schlage vor, du kümmerst dich selber darum und bewahrst Diskretion.«

Münster schwieg einige Sekunden.

»Ich lasse von mir hören«, versprach er dann. »Danke für deinen Anruf. Mach dir ein paar schöne, faule Tage, damit du im August dann wieder ein tüchtiger Bulle bist.«

»Ich werde mein Bestes tun«, sagte Inspektorin Moreno.

Nachmittags fuhren sie mit der Fähre zu den Inseln. Wanderten eine Stunde bei Ebbe über die Strände von Werkeney und fuhren dann mit einem kleineren Boot nach Doczum weiter, der Vogelinsel, die unter Naturschutz stand. Dort aßen sie zwischen dickbäuchigen Touristen und sorgfältig ondulierten Touristinnen mit hohem Durchschnittsalter und kräftiger Gesichtsfarbe in einem Wirtshaus am Markt.

So ein Inselausflug gehöre einfach mit zum Sommer, erklärte Mikael Bau, als Moreno anfang, sich skeptisch umzuschauen. Er machte das, so weit er zurückdenken konnte, mit Ausnahme des Jahres 1988, da war er als Austauschstudent in den USA gewesen.

»Du warst jeden Sommer deines Lebens in Lejnice... oder Port Hagen?«, fragte Moreno.

»Mit dieser einen Ausnahme, ja. Wie gesagt. Warum fragst du?«

Moreno gab keine Antwort.

Nein, dachte sie. Ich habe ja schon entschieden, dass es mich

nichts angeht.

Mich nicht, und Mikael Bau schon gar nicht.

Weshalb die Frage erst auf der Abendfähre nach Lejnice wieder aufgeworfen wurde. Und auch jetzt war Moreno nicht schuld daran.

»Du hast den Schleimscheißer den ganzen Tag noch nicht erwähnt«, sagte Mikael Bau.

»Genau«, sagte Moreno. »Case closed.«

Mikael Bau hob eine Augenbraue.

»Ach? Und wie ist das passiert?«

»Hab ihn delegiert. Hab Urlaub.«

Seine Augenbraue hing noch immer oben. Plötzlich fand sie, dass er aussah wie ein Schauspieler. Ein zweitklassiger Schauspieler in einer Schmierenkomödie, die jemand abzustellen vergessen hatte. Ob jetzt endlich der Vorhang reißt?, fragte sie sich.

»Was ist los mit dir?«, fragte sie. »Du siehst bescheuert aus.«

»Um mich geht es hier nicht«, erklärte er und setzte nun eine Art pädagogischer Miene auf. »Sondern um dich. Wenn Lampe-Leermann ein abgeschlossenes Kapitel ist, dann möchte ich doch wissen, worüber du dir jetzt den Kopf zerbrichst!«

»Den Kopf? Ich? Was, zum Teufel, meinst du?«

Sie spürte, wie eine Mischung aus Resignation und Verärgerung in ihr aufstieg. Und vielleicht auch Wut. Über sein vernünftiges Gerede; für wen hielt er sie denn eigentlich?

Er schien ihre Reaktion zu bemerken und schwieg eine Weile. Schaute aufs Meer hinaus und trommelte mit Zeige- und Mittelfinger auf seinem Knie herum. Das war eine Unsitte von ihm, die ihr schon lange aufgefallen war, aber erst jetzt sah sie es als das, was es war. Eine Unsitte.

»Den Kopf«, wiederholte er. »Mach dich nicht lächerlich. Entweder kriegst du mich langsam satt, oder es hat einen anderen Grund. Und mir wäre Letzteres lieber. Ich bin doch kein Idiot.«

Plötzlich war sie bereit, ihm zuzustimmen. Mikael Bau war kein Idiot. Claus Badher, an den sie fünf Jahre vergeudet hatte, war ein Idiot gewesen, und deshalb verfügte sie über eine gewisse Erfahrung. Konnte Vergleiche ziehen und wusste, worum es ging.

Und man muss wissen, wann man das erste Kapitel einer Beziehung beendet und das nächste aufschlägt, das hatte sie irgendwo gelesen und sich gemerkt. Verdammt, dachte sie. Kann ich den Job denn nie vergessen? Muss der sich immer vor alles andere schieben?

Sofort gab eine andere innere Stimme ihr Antwort.

Es geht nicht um deinen Job, sagte diese Stimme. Es geht um Fürsorge und Mitmenschlichkeit. Um ein verschwundenes Mädchen und eine verzweifelte Mutter.

Mikael Bau trommelte noch immer. Die Abendsonne brach durch eine Wolke. Moreno kniff angesichts der fast horizontalen Strahlen die Augen zusammen und dachte eine Weile nach.

»Auf der Wache ist etwas Seltsames passiert«, sagte sie dann endlich.

Das Trommeln verstummte. Dann prustete er los.

»King von der Grenzpolizei«, sagte er.

»Was, zum Teufel, hat King von der Grenzpolizei damit zu tun?«

Er breitete die Arme aus. »Ruht nie. Schläft nie. Warum besitzen Frauen so selten richtige literarische Bildung?«

Sie brauchte fünf Minuten für ihre Geschichte.

Mehr nicht. Ein weinendes Mädchen im Zug. Ein unbekannter Vater in einer Anstalt. Eine besorgte Mutter auf einer Wache.

Etwas, das vor langer Zeit passiert war.

Als sie fertig war, hatte die Fähre angelegt, und sie entdeckte auf Mikael's Stirn eine senkrechte Falte, die sie dort noch nie gesehen hatte. Die Falte stand ihm nicht schlecht, aber sie wusste nicht, was sie bedeuten mochte.

Er sagte nichts, als sie an Land gingen. Und als sie endlich alle Schmerzbäuche und Dauerwellen hinter sich gelassen hatten, mussten sie sich vor allem darauf konzentrieren, den Stellplatz ihres Wagens wiederzufinden. Morgens hatte die Sonne geschienen, jetzt hing ein feuchter Dunst über dem Parkplatz, der die Perspektiven zu verschieben schien und alle Voraussetzungen auf seltsame Weise änderte.

»Da hinten«, sagte Moreno und zeigte darauf. »Ich erkenne die Möwe oben auf dem Schuppen.«

Mikael Bau nickte und ließ den Wagenschlüssel um seinen Zeigefinger wirbeln. Dann kam ihm die Erinnerung. Langsam, wie einem dementen Patienten an einem verregneten Montag.

»Jetzt«, sagte er. »Ja, jetzt hab ich's wieder. Wenn ich mich nicht irre, dann muss es so sein. Wie auch sonst?«

Moreno wartete.

»Wie, zum Henker, hieß sie noch? Ganz ruhig, gleich hab ich's. Winnie irgendwas? Ja, Winnie Maas, so war das. Müsste jetzt... ja, was hast du gesagt? Wie lange ist das her?«

»Sechzehn Jahre«, sagte Moreno. »Du meinst, du weißt etwas davon?«

»Hm«, sagte Mikael Bau. »Ich glaube schon. Ich war doch jeden Sommer hier, wie gesagt... 1983 also? Ja, so wird es sein.«

»Sie war zwei Jahre, als sie ihren Vater verloren hat«, sagte

Moreno. »Und am Freitag ist sie achtzehn geworden. Das behauptet sie zumindest.«

»Winnie Maas«, wiederholte Mikael Bau und nickte bestätigend. »Ja, das war wirklich eine unappetitliche Geschichte. Sie war ungefähr so alt wie ich. Ich kannte sie natürlich nicht, wir haben es nie richtig geschafft, mit den Eingeborenen bekannt zu werden... so haben wir sie damals genannt. Wir haben nur selten mit ihnen geredet. Wir waren ein halbes Dutzend Vettern und Kusinen, das war wirklich mehr als genug Gesellschaft. Wer seine Ruhe haben wollte, musste aufs Klo gehen oder sich in den Dünen vergraben.«

»Wer war Winnie Maas?«, fragte Moreno ungeduldig. »Ich pfeife auf deine Verwandtschaft, wenn du verzeihst.«

Sie fanden Mikael Baus alten Trabi zwischen einem silbrig glänzenden Mercedes und einem rot glänzenden BMW. Wie eine müde Dohle zwischen zwei Adlern, dachte Moreno. Aber noch nicht ganz tot. Sie krochen in die Dohle. Mikael Bau ließ unter einer gewissen Rauchentwicklung den Motor an, und sie suchten sich einen Weg vom Parkplatz. Moreno hatte das Gefühl, dass er eine Kunstpause einlegte, ehe er antwortete.

»Winnie Maas wurde in dem Sommer damals ermordet«, erklärte er schließlich und schaltete die Scheinwerfer ein. »Sie wurde auf der Eisenbahnlinie unter der Brücke tot aufgefunden... Wir werden die Gleise in zwei Minuten überqueren, dann kann die Frau Inspektor sich selber ein Bild machen.«

Er lachte dabei, schien aber zu merken, dass es nicht echt klang.

»Verzeihung. Ja, sie lag also tot unten auf den Gleisen, und der Mörder saß neben ihr. Das zumindest ist die offizielle Darstellung.«

»Die offizielle Darstellung? Du meinst, es könnte auch noch andere geben?«

Er zuckte mit den Schultern.

»Wer weiß? Ich weiß noch, dass damals sehr viel geredet wurde, aber das war vielleicht kein Wunder. Ich glaube, das war der einzige Mord, den sie hier draußen seit dreißig oder vierzig Jahren gehabt hatten... gegen Ende der fünfziger Jahre hat, glaub ich, ein Schmied seine Frau mit einer Eisenstange erschlagen. Klar, dass da alle wild drauflosspekuliert haben, und es war ja auch noch so richtig skandalös. Der ganze Ort war in Aufruhr... tja, du kannst dir das doch sicher vorstellen?«

Moreno nickte.

»Und wer war der Mörder?«

»Ich weiß nicht mehr genau, wie er hieß. Aber es kann durchaus Maager gewesen sein. Er war Lehrer hier an der Schule, was die Sache natürlich nicht besser machte. Das Mädchen war seine Schülerin und... tja, offenbar hatte er ein Verhältnis mit ihr.«

»Wirklich?«, fragte Moreno, und wieder schoss ihr die Pädophilenfrage durch den Kopf. Sechzehn Jahre? Das war doch sicher noch unter dem sexuellen Mindestalter, dachte die Polizistin in ihr. Damals jedenfalls.

Und auf jeden Fall war es moralisch nicht in Ordnung, dachten die Frau und der Mensch Ewa Moreno. Zu keinem Zeitpunkt. Lehrer und Schülerin, das war einfach übel als Kombination, aber trotzdem nicht gerade neu.

»Ich glaube, sie war noch dazu schwanger, ja, das stank wirklich zum Himmel, wenn man es recht bedenkt... also, es war gleich hier.«

Sie bogen um eine lange Kurve und erreichten das Viadukt, das sich über die Bahngleise hinzog. Gut und gern zwanzig Meter Fallhöhe, schätzte Moreno. Ungewöhnlich hoch, aber das hatte sicher irgendeinen Grund. Mikael Bau drosselte das Tempo und zeigte nach unten.

»Da unten war es, wenn ich mich nicht irre. Angeblich hat er sie von hier oben hinuntergestoßen... das Geländer war damals noch nicht so hoch. Ich glaube, das neue ist nach diesem Mord aufgestellt worden.«

Er fuhr dicht an das Geländer heran und hielt.

»Aber sie kann natürlich auch gesprungen sein«, fügte er hinzu.

Ewa kurbelte das Fenster nach unten und schaute hinaus. Versuchte eine nüchterne und sachliche Analyse. So, wie es hier jetzt aussah, wäre es nicht leicht, einen Menschen nach unten zu stoßen. Zumindest nicht, wenn der Mensch noch einigermaßen lebendig und widerstandsfähig wäre. Der Zaun war fast zwei Meter hoch.

»Es gibt jedenfalls keine Gedenktafel«, sagte Mikael Bau.
»Gott sei Dank.«

Er ließ die Kupplung los, und sie rollten weiter. Moreno schloss das Fenster und merkte, dass ihre Unterarme sich mit einer Gänsehaut überzogen hatten.

»Ich weiß nicht, wie es dann weitergegangen ist, wie das Urteil aussah und so. Der Prozess hat dann sicher im Herbst stattgefunden, als wir wieder in Groenhejm waren.«

»Aber er war der Mörder?«, fragte Moreno. »Dieser Lehrer... er hat gestanden?«

Mikael Bau trommelte mit den Fingern auf dem Lenkrad herum, ehe er antwortete.

»Ja, bestimmt war er das. Aber er hat dann zu allem Überfluss auch noch den Verstand verloren. Saß neben dem Leichnam, als man sie fand, wie gesagt. Hat keinen Fluchtversuch unternommen, aber sie konnten auch nicht viel Gescheites aus ihm herausbringen... aber was hat das alles mit dem verschwundenen Mädchen und ihrer Mutter zu tun, kannst du mir das erzählen? Da kann es doch unmöglich einen

Zusammenhang geben!«

Moreno antwortete nicht sofort. Versuchte eilig, in Gedanken alles noch einmal durchzugehen, aber es fiel ihr schwer, zu einem anderen Schluss zu kommen als bisher.

»Ich weiß nicht«, sagte sie. »Irgendeiner existiert da wohl doch. Mikaela Lijphart wollte ihren Vater besuchen, den sie aus irgendeinem Grund zuletzt mit zwei Jahren getroffen hat. Damals war etwas vorgefallen, so hat sie sich ausgedrückt... *etwas vorgefallen?* Ihr Vater lebt in einem Pflegeheim in der Nähe von Lejnice. Auf jeden Fall scheint es um diese Geschichte zu gehen. Weißt du, ob er Kinder hatte, dieser Lehrer? Eine kleine Tochter zum Beispiel... zwei Jahre alt oder so?«

»Keine Ahnung«, sagte Mikael Bau. »Woher, zum Teufel, soll ich das wissen? Aber ich weiß noch, dass ich später etwas über den Prozess gelesen habe... als der gerade lief. Der Mann konnte offenbar nicht verhört werden. Entweder brach er zusammen und weinte nur noch, oder er schwieg wie ein Grab... ich erinnere mich vermutlich daran, weil in der Zeitung genau diese Formulierung stand, schwieg wie ein Grab.«

»Also muss er in der Psychiatrie gelandet sein, egal, wie das Urteil ausgefallen ist, meinst du?«

»Vermutlich. Und es geht um jemanden im Sidonis, ja?«

Moreno nickte.

»Kennst du das?«

»Nur vom Namen her«, sagte Mikael Bau. »Sicher kennen alle Kinder den Namen der nächstgelegenen Klappe, oder nicht?«

»Bestimmt«, sagte Moreno. »Na, dann ist das klar. Schöne Geschichte.«

Sie fuhren eine halbe Minute schweigend weiter.

»Ergo«, sagte Mikael Bau danach. »Und korrigier mich,

wenn ich mich irre... die Kleine besucht ihren Papa, einen Mörder, den sie mit zwei Jahren zuletzt gesehen hat. Sie geht zu ihm, unterhält sich zwei Stunden mit ihm und verschwindet dann. Darüber hast du doch den ganzen Tag nachgedacht?«

»Nicht ganz«, sagte Moreno. »Das hast du mir eben erst erzählt, dass der Papa sich Mörder nennen darf... wenn man so will. Wie ist es um dein Kurzzeitgedächtnis bestellt?«

Mikael Bau gab keine Antwort. Er änderte seinen Trommelrhythmus und schwieg dann wieder.

»Was machen wir?«, fragte er dann, als ein Schild mit der Aufschrift *Port Hagen 6* an Morenos Fenster vorüberzog. Moreno dachte einen Moment nach.

»Umdrehen«, sagte sie dann.

»Was?«

»Fahr zurück. Wir müssen mit Vrommel sprechen.«

»Jetzt?«, fragte Mikael Bau. »Es ist fast halb zehn. Hat das nicht Zeit bis morgen? Ich fürchte, auch er hat keine Ahnung von King bei der Grenzpolizei.«

Moreno biss sich in die Unterlippe und dachte nach.

»Na gut«, seufzte sie. »Morgen.«

15. Juli 1999

Vrommel wippte auf den Zehen auf und ab.

»Sehnen und Waden«, erklärte er. »Auch die müssen in Form bleiben. Ich dachte, die Frau Inspektor wollten an einem Tag wie heute am Strand auf einem Handtuch liegen.«

»Heute Nachmittag«, sagte Moreno. »Ich wollte nur fragen, ob die kleine Lijphart wieder aufgetaucht ist.«

Der Polizeichef hob und senkte sich dreimal langsam, dann sagte er:

»Leider.«

»Leider nein?«

»Leider nein.«

»Können wir uns einen Moment setzen?«, schlug Moreno vor. »Ich bin der Kleinen doch im Zug begegnet, vielleicht kann ich...«

»Pure Routine«, fiel Vrommel ihr ins Wort. »Nichts, worüber Sie sich Gedanken machen müssen. Wenn wir heute nichts von ihr hören, schreiben wir sie morgen zur Fahndung aus.«

Verbissen hob und senkte er sich weiter. Jedes Mal stieß er dabei ein gutturales Stöhnen aus, und seine Gesichtsfarbe bewies, dass er nicht pfuschte, sondern sich gewaltig ins Zeug legte.

Der ist doch nicht zurechnungsfähig, dachte Moreno und lehnte sich an die Schreibtischkante. Noch einer, so ist das eben.

»Was glauben Sie, was passiert ist?«, fragte sie.

Vrommel ließ sich auf die Hacken fallen und verharrte dort. Holte zweimal tief Luft und drehte dann den Kopf hin und her. Von rechts nach links. Von links nach rechts. Langsam und methodisch. »Nichts«, sagte er.

»Nichts?«, fragte Moreno. »Die Kleine ist doch verschwunden.«

»Mädchen verschwinden«, sagte Vrommel. »Haben sie immer schon getan. Werden sie immer tun. Kommen mit etwas rötlichen Wangen zurück.«

Was, zum Teufel, dachte Moreno, vermochte aber den Mund zu etwas verziehen, das hoffentlich als Lächeln gedeutet werden konnte. Wenn auch als starres. Wenn auch als rasch vorübergehendes.

»Sie glauben nicht, dass es einen Zusammenhang mit dieser alten Geschichte gibt?«

»Die kennen Sie also?«

»Ein wenig. Die war ja offenbar ziemlich spektakulär...?«

Vrommel gab keine Antwort.

»Es wäre doch möglich, dass es einen Zusammenhang gibt, meine ich... auf irgendeine Weise.«

»Das glaube ich nicht.«

»Nicht? Aber wäre es denn nicht doch richtig, sich beim Personal des Sidonisheims zu erkundigen? Danach, wie die Begegnung zwischen Vater und Tochter verlaufen ist... was sie danach gemacht hat und solche Dinge?«

»Schon erledigt.«

»Ach?«

Schweigen. Rechts, links. Ausatmen, einatmen.

»Vegesack hat sich gestern Abend dort umgehört. Wieso stochert die Frau Inspektor eigentlich in allem herum? Meint sie vielleicht, ich wüsste nicht, was ich zu tun habe?«

»Verzeihung«, sagte Moreno. »Natürlich. Ich interessiere mich einfach für die Kleine. Hab sie kurz im Zug getroffen, als ich hergefahren bin... also, Sie haben damals vor sechzehn Jahren die Ermittlungen geleitet?«

»Wer denn sonst?«, fragte Vrommel. »Wie halten Sie es eigentlich selber mit dem Fitnesstraining?«

Genialer Themenwechsel, dachte Moreno.

»Danke, ich kann nicht klagen«, sagte sie, »ich jogge und gehe ins Fitness-Studio.«

»Fitness-Studio«, schnaubte Vrommel. »Blöde Erfindung!«

Moreno beschloss, nicht darauf einzugehen.

»Was konnte Vegesack denn erzählen?«, fragte sie stattdessen.

»Null und nichts«, sagte Vrommel und drehte den Kopf so weit nach rechts, dass Moreno seine Halswirbel knacken hörte.

»Null und nichts?«

»Ich hab seinen Bericht noch nicht gesehen«, erklärte Vrommel. »Er hat donnerstagvormittags frei. Kümmert sich um seine alte Mutter oder so. Auch eine blöde Erfindung.«

Moreno wusste nicht so recht, ob der Polizeichef sich damit von der Mutterschaft an sich distanzieren wollte oder von der Tatsache, dass es Menschen gab, die sich noch immer um ihre Eltern kümmerten. Sie ihrerseits fand es immer schwerer, sich in diesem Zimmer aufzuhalten, ohne Vrommel eins vors Schienbein zu geben oder ihn aufzufordern, sich zum Teufel zu scheren... und deshalb räusperte sie sich und richtete sich auf. Bedankte sich für sein Entgegenkommen. Für sein übergroßes Entgegenkommen.

»Keine Ursache«, sagte Vrommel. »Ehrenkodex. Und jetzt legen Sie sich in die Sonne. Wir treffen alle Maßnahmen gemäß unseren Vorschriften.«

Leck mich, dachte Moreno, als sie in den Sonnenschein hinaustrat. Ehrenkodex! Maßnahmen gemäß den Vorschriften. Meine Güte. Sie zweifelte keine Sekunde daran, dass Polizeichef Vrommel sämtliche Vorschriften für einen solchen Fall aus dem Ärmel schütteln konnte.

Für Mädchen, die verschwanden und mit rötlichen Wangen zurückkehrten.

Sie überquerte den Platz und setzte sich an einen der Außentische des Café Tarms. Bestellte Cappuccino und frischgepressten Apfelsinensaft und zerbrach sich weiter den Kopf darüber, was sie jetzt unternehmen sollte – Vegesack würde erst ab eins auf der Wache sein, das hatte sie von Frau Glossmann an der Rezeption in Erfahrung gebracht –, als sie plötzlich einige Tische weiter Sigrid Lijphart entdeckte.

Sie zögerte kurz. Dann nahm sie ihre Tasse und ihr Glas und fragte, ob sie sich dazusetzen dürfe.

Das durfte sie. Sigrid Lijphart schien in der Nacht nicht sonderlich gut geschlafen zu haben, aber warum hätte sie das auch tun sollen? Sie sah fast ein wenig verweint aus, fand Moreno und unterdrückte den Impuls, ihr die Hand auf den Arm zu legen.

Sie wusste nicht so recht, warum sie diesen Impuls unterdrückte, aber die Erklärung lag auf jeden Fall eher bei ihr als Polizistin denn bei ihr als Frau, das war klar. Es war nicht so leicht, beides in sich zu haben, beide Naturen. Sie hatte sich das schon früher überlegt. Mehrere Male.

»Wie geht es Ihnen?«, fragte sie vorsichtig.

Sigrid Lijphart zog ein Taschentuch heraus und putzte sich die Nase.

»Nicht gut«, sagte sie.

»Das kann ich verstehen«, sagte Moreno.

»Wirklich?«, fragte Sigrid Lijphart. »Haben Sie Kinder?«

Moreno schüttelte den Kopf.

»Noch nicht.«

Noch nicht? Sie zuckte zusammen und fragte sich, warum ihr gerade diese Formulierung herausgerutscht war. Stellte fest, dass es sich immerhin um keine Polizistinnenformulierung handelte, sondern eher um eine Art Freudsche Fehlleistung, was das Gleichgewicht zwischen ihren beiden Naturen wieder herstellte.

»Ich mache mir solche Sorgen«, sagte Sigrid Lijphart und ließ die Kaffeetasse gegen die Untertasse klirren. »So schreckliche, schreckliche Sorgen. Es muss... ja, es muss ihr etwas passiert sein. Mikaela würde nie... nein, und es sind jetzt so viele Tage vergangen...«

Ihre Stimme brach. Sie zuckte heftig zusammen – wie nach einem Weinanfall, dachte Moreno – setzte sich dann gerade und versuchte, sich zu sammeln.

»Verzeihen Sie. Aber das ist alles so hart.«

»Das verstehe ich«, sagte Moreno noch einmal. »Wenn ich irgendetwas für Sie tun kann, dann bin ich gern dazu bereit.«

Sigrid Lijphart schaute sie überrascht an.

»Sind Sie... sind Sie bei der Polizei hier in Lejnice?«

Moreno lachte kurz.

»Nein, in Maardam. Ich mache hier Urlaub. Hatte nur beim Polizeichef etwas zu erledigen.«

»Aha.«

Sie schwiegen für einen Moment, und Moreno fragte sich, was dieses Aha wohl zu bedeuten hatte. Wenn sie es richtig deutete, dann enthielt es eine gewisse Zufriedenheit angesichts der Tatsache, dass sie nicht zu Vrommels Truppe gehörte.

Und das wäre eine durchaus verständliche Reaktion.

»Haben Sie schon selber etwas unternommen?«

Sigrid Lijphart schüttelte den Kopf.

»Nein. Ich bin um eins mit Vrommel und diesem Polizeianwärter Vegesack verabredet... nein, ich habe nicht das Gefühl, dass ich hier durch die Stadt gehen und mit den Leuten reden sollte. Nicht nach dem, was passiert ist, ich habe sozusagen allem den Rücken gekehrt... habe es hinter mich gebracht. Ich könnte ihnen einfach nicht noch einmal ins Gesicht blicken.«

»Sie wissen zum Beispiel nicht, wo Mikaela übernachten wollte?«

Sigrid Lijphart machte ein unsicheres Gesicht. »Ich habe keine Ahnung«, sagte sie. »Sie ist doch ganz spontan aufgebrochen. Natürlich... natürlich sollte das von ihrer Seite auch eine Strafe sein, so sehe ich das jedenfalls. Weil ich ihr nicht schon früher alles erzählt hatte... und vielleicht wollte sie auch Helmut treffen. Das ist mein Mann, Mikaelas Stiefvater... Sie hat nur gesagt, dass sie zu ihrem Vater will, und dann war sie auch schon weg. Aber ich weiß, dass sie niemals aus freien Stücken so lange fortbleiben würde. Nicht alle kennen ihre Kinder so gut, aber bei mir ist das der Fall.«

»Und das hier kann nicht auch eine Art Denkmäler sein? Dass sie Ihnen ein bisschen Angst einjagen will?«

»Nein.«

Sigrid Lijphart schüttelte energisch den Kopf. »Auf keinen Fall. Ich hatte natürlich damit gerechnet, dass sie einen Tag und vielleicht auch noch eine Nacht ausbleiben würde, aber nicht mit dem hier. Es ist... ja, es ist doch jetzt fast eine Woche. Herrgott, warum unternimmt er denn nichts, dieser verdammte Polizeichef?«

Moreno konnte diese Frage nicht beantworten, deshalb schwieg sie eine Weile und versuchte, freundlich und neutral auszusehen.

»Und Sie wollen nicht zu Ihrem früheren Mann fahren und

mit ihm sprechen?«, fragte sie dann.

Sigrid Lijphart fuhr zurück, als habe sie sich verbrannt.

»Zu Arnold fahren? Und mit Arnold sprechen? Nein, ich weiß wirklich nicht, wozu das gut sein sollte.«

»Sie könnten zum Beispiel in Erfahrung bringen, worüber die beiden gesprochen haben«, sagte Moreno. »Mikaela und er.«

Sigrid Lijphart schwieg zunächst. Zog dann die Mundwinkel nach unten und sah aus wie eine, die sich zwischen Pest und Cholera entscheiden muss.

»Nein«, sagte sie dann. »Was immer passiert sein mag, ich glaube nicht, dass es etwas mit diesem Besuch zu tun hat. Außerdem hat dieser Polizeianwärter doch schon mit ihm gesprochen, also hat er sicher nichts sagen können.«

»Was ist eigentlich passiert?«

»Wie meinen Sie das?«

»Damals vor sechzehn Jahren. Was ist passiert?«

Sigrid Lijphart sah aufrichtig überrascht aus. »Das wissen Sie doch.«

»Ich weiß nur das, was auf der Wache angedeutet wurde«, log Moreno.

»Sie sind nicht von hier?«

»Maardam, wie gesagt.«

Sigrid Lijphart fischte eine Zigarette aus ihrer Handtasche. Steckte sie in den Mund und gab sich so ungeschickt Feuer, dass Moreno wusste, dass sie es wohl kaum mit einer Gewohnheitsraucherin zu tun hatte.

»Er hatte etwas mit einer Sechzehnjährigen«, sagte sie nach dem ersten Zug. »Mit einer Schülerin.«

Moreno wartete.

»Er hat sie geschwängert und sie dann umgebracht. Mein Mann. Ich spreche von dem Menschen, mit dem ich verheiratet

war und der Mikaelas Vater ist. Das müssen Sie sich mal vor Augen führen.«

»Entsetzlich«, sagte Moreno. »Das muss für Sie doch ein grauenhaftes Trauma sein.«

Sigrid Lijphart sah sie einige Sekunden lang abschätzend an.

»Ich hatte nur eine Möglichkeit«, sagte sie dann. »Die Tür zumachen und einen neuen Anfang versuchen. Das habe ich dann auch getan, mir war klar, dass ich versuchen musste, mir ein neues Leben aufzubauen... für mich und für meine Tochter. Wenn wir nicht untergehen wollten. Es gibt Dinge, die man nicht verarbeiten kann. Die man einfach auf sich beruhen lassen muss. Ich hoffe, Sie verstehen, wovon ich da rede?«

Moreno nickte vage. Überlegte, ob das der Fall war. Ob sie verstand. Ob sie dieser schwer geprüften Frau darin zustimmte, dass bestimmte Dinge nicht verarbeitet werden konnten und sollten. Nicht verstanden oder vergeben. Sondern nur vergessen.

Vielleicht, dachte sie. Vielleicht auch nicht. Man musste sich sicher die Umstände klar vor Augen halten, ehe man eine solche Entscheidung traf. Alle Umstände.

»Weshalb haben Sie Ihrer Tochter alles erzählt?«, fragte sie dann.

»Weil ich musste«, erwiderte Sigrid Lijphart sofort. »Ich habe die ganze Zeit gewusst, dass es eines Tages so weit sein würde. Immer habe ich das gewusst. Es ließ sich doch nicht vermeiden, und deshalb habe ich mich für dieses Datum entschieden. Ihren achtzehnten Geburtstag. Es wird leichter, wenn man für solche unangenehmen Dinge einen Zeitpunkt festlegt... Ich weiß nicht, ob Sie sich das auch schon einmal überlegt haben.«

Moreno war nicht sicher, ob sie diese Logik begriff, aber Sigrid Lijphart schien von der Weisheit ihrer Behauptungen überzeugt zu sein.

»Und dieses Mädchen«, fragte Moreno. »Die von damals...«

»Eine kleine Nutte«, fiel Sigrid Lijphart ihr voller Überzeugung ins Wort. »Manche scheinen einfach dazu geboren zu sein, ich habe keine Vorurteile, ich bin nur realistisch. Arnold war nicht ihr erster Liebhaber, das steht jedenfalls fest. Nein, ich will darüber nicht sprechen, Sie müssen schon verzeihen.«

»Wie hieß sie?«, fragte Moreno.

»Winnie«, sagte Sigrid Lijphart und verzog angeekelt den Mund. »Winnie Maas. Er ist danach verrückt geworden, mein Mann, das wissen Sie doch sicher? Wurde gleich danach verrückt.«

»Das habe ich verstanden, als ich mit Vrommel gesprochen habe«, sagte Moreno und warf einen Blick auf die Uhr. »Um Himmels willen, ich bin schon viel zu spät dran. Verzeihen Sie, wenn ich mich aufgedrängt habe, aber wenn ich Ihnen irgendwie behilflich sein kann, dann können Sie mich jederzeit erreichen... Ich habe ein Handy. Ich kann Sie wirklich gut verstehen, und ich hoffe, dass Mikaela sich bald wieder einfindet.«

Sie reichte der anderen ihre Karte, und Sigrid Lijphart musterte sie eine Weile, ehe sie sie in die Handtasche steckte.

»Danke«, sagte sie. »Ich fahre morgen auf jeden Fall nach Hause. Mehr als zwei Nächte in dieser Stadt halte ich nicht durch... Ich weiß Ihr Mitgefühl zu schätzen, es hat gut getan, mit Ihnen zu sprechen.«

»Keine Ursache«, beteuerte Moreno und stand auf. »Jetzt muss ich aber los. Mein Verlobter wartet schon.«

Der Verlobte (Liebhaber? Freund? Er?) saß nicht wie verabredet im Donnerspark und wartete auf sie, sondern lag auf dem Rücken unter einer Rosskastanie, hatte den Kopf gegen

eine Wurzel gelehnt und versuchte, Eis zu essen, ohne sein Gesicht zu verschmieren.

»Du kommst spät«, sagte er, als Moreno sich neben ihn fallen ließ. »Aber das macht nichts. Das ist das erste Privileg der Frau, und ich liebe dich trotzdem nicht weniger.«

»Gut«, sagte Moreno. »Auch du bist in meinen Augen vermutlich nicht ganz ohne Anziehungskraft. Schade, dass du an eine so hart gesottene Person geraten bist wie mich. Aber nicht aufgeben. Wie ist es gelaufen?«

Mikael Bau setzte sich auf und lehnte sich gegen den Baumstamm. Überließ ihr ritterlich das letzte Zwölftel des Eises und wischte sich die Hände im Gras ab.

»Nicht schlecht«, sagte er. »Nicht, wenn man bedenkt, dass ich in dieser Kunst nicht bewandert bin. Ich habe schon die Adresse von Frau Maas ausfindig gemacht... sie wohnt noch immer hier in der Stadt. In einer Wohnung im Goopsweg. Mitten im Zentrum, so ungefähr. Und die Übernachtungsfrage ist auch geklärt.«

»Die Übernachtungsfrage?«, fragte Moreno. »Du meinst, dass Mikaela Lijphart doch in der Stadt übernachtet hat?«

»Ja, in der Jugendherberge, wie wir angenommen hatten. Draußen bei Missenraade. Aber leider nur von Samstag auf Sonntag. Hat gegen zehn Uhr am Sonntagvormittag ihren Rucksack gepackt und ist in die Stadt gefahren... und da endet bisher ihre Spur. Ich habe mit einer Frau gesprochen, die in der Jugendherberge an der Rezeption sitzt. Sie kann sich sehr gut an Mikaela erinnern, sagt sie, aber sie hat keine Ahnung, wo sie hinwollte. Sie sind den Sommer über immer voll belegt... aber sie glaubte sich doch daran zu erinnern, dass Mikaela schon am Samstagabend einen Ausflug nach Lejnice unternommen hat. Und dann ist sie zurückgekommen... tja, ich weiß ja nicht, wohin uns das alles führt. Nirgendwohin, nehme ich an?«

»Das weiß man nie«, sagte Moreno und seufzte. »Das ist ja gerade das Problem. Und der Charme des Ganzen vielleicht... ein ziemlich düsterer Charme natürlich, aber so ist es nun mal. Eine Menge vager Fäden, die in die Finsternis führen... das ist wohl noch so ein Zitat des *Kommissars*, fürchte ich... und dann hängt plötzlich irgendetwas mit irgendetwas anderem zusammen, und danach kann es wirklich ganz schnell gehen... hm, was rede ich hier eigentlich für einen Unsinn? Muss an der Hitze liegen!«

Mikael Bau musterte sie interessiert. »Dir gefällt es«, sagte er. »Das hat nichts mit der Hitze zu tun... du brauchst dich nicht dafür zu schämen, dass du deine Arbeit liebst.«

»Was heißt schon lieben«, sagte Moreno. »Man muss einfach versuchen, alles aus einem erträglichen Blickwinkel zu sehen. Oder nicht? Im Sozialwesen herrscht doch sicher auch nicht die pure Idylle?«

Mikael Bau kratzte sich zwischen den Bartstoppeln, die inzwischen drei oder vier Tage alt geworden waren.

»Man muss optimistisch sein, obwohl man im Grunde pessimistisch ist?«, fragte er. »Ja, das ist kein dummes Prinzip. Weißt du übrigens, in welcher Branche es die größten Humoristen gibt? Bei den Totengräbern. Bei den Totengräbern und den Obduzenten. Das muss ja auch einen Grund haben. Na, egal, willst du den ganzen Urlaub hindurch die Privatdetektivin spielen, oder legen wir uns eine Weile an den Strand?«

»Strand«, sagte Ewa Moreno. »Mindestens zwei Stunden. Ich würde nur gern noch ein paar Worte mit Vegesack wechseln, ehe ich aufgebe, aber das hat keine Eile. Auch wenn er im Grunde Recht hat, Vrommel, meine ich. Vielleicht ist sie nur durchgebrannt. Wir werden's ja sehen, wenn sie morgen die Vermisstenmeldung herausgeben. Es ist nicht so leicht, zu verschwinden, wie viele glauben.«

Als sie zum Meer fuhren, kam ihr eine andere Frage in den Sinn.

Zum Thema Kinderkriegen. Und ganz bestimmt zum Thema Optimismus kontra Pessimismus.

Wäre es nicht besser, keine zu haben – sich also keine Kinder zuzulegen –, als ertragen zu müssen, dass sie eines schönen Tages verschwanden?

Oder unter einem Viadukt auf einem Bahngleis endeten?

Noch eine Frage ohne Antwort, und sie wollte nicht wissen, was Mikael Bau dazu dachte.

»Kaffee?«, fragte Vrommel.

»Nein, danke«, sagte Sigrid Lijphart. »Hab eben erst welchen getrunken.«

Polizeianwärter Vegesack wollte schon sagen, dass ihm ein Kaffee gut tun würde, beherrschte sich dann aber.

»Na?«, fragte Vrommel und setzte sich hinter seinen Schreibtisch. »Arnold Maager? Wie ist es gelaufen?«

Vegesack räusperte sich und blätterte rasch in seinem Notizblock.

»Hat nicht viel ergeben«, gab er dann zu. »Ziemlich... verschlossener Typ, dieser Herr Maager.«

»Verschlossen?«

»In sich gekehrt, könnte man sagen«, erklärte Vegesack. »Ja, natürlich ist er ja auch krank, es war also nicht leicht, etwas aus ihm herauszuholen.«

»Haben Sie ihm gesagt, dass Mikaela verschwunden ist?«, fragte Sigrid Lijphart.

»Aber sicher.«

Er nickte. »Fast sofort... vielleicht hätte ich eine Weile damit warten sollen. Er ist gewissermaßen verstummt, als ich das gesagt habe.«

»Verstummt?«, fragte Vrommel.

»Er wurde jedenfalls sehr schweigsam«, korrigierte Vegesack sich. »Ich habe versucht herauszufinden, worüber sie gesprochen haben, als sie bei ihm war, aber er schüttelte nur stumm den Kopf. Und am Ende ist er dann in Tränen ausgebrochen.«

»In Tränen?«, fragte Vrommel. Muss der Idiot jedes Wort wiederholen, das ich sage, dachte Vegesack, beherrschte sich aber ein weiteres Mal. Er warf einen Blick auf die Frau, die neben ihm saß. Frau Lijphart hielt sich gerade wie ein Feuerhaken, hatte die Hände auf dem Schoß liegen und kam ihm auf irgendeine Weise abwesend vor. Fast als stehe sie unter Drogen.

Seltsame Leute, mit denen man sich so umgibt, dachte Vegesack. Arnold Maager. Polizeichef Vrommel. Sigrid Lijphart. Allesamt fast Karikaturen. Comicgestalten.

Oder waren die Menschen einfach alle so, wenn man sie sich ein wenig genauer ansah? Könnte sich im Hinblick auf das Buch lohnen, ein wenig darüber nachzudenken. Psychologischer Realismus, so hieß das doch. Er blätterte in seinem Block.

»Ich habe mich auch mit einem Pfleger und einem Arzt unterhalten. Sie haben gesagt, das sei Maagers typisches Verhalten. Konfliktscheu, so nennen sie ihn. Das bedeutet, dass man allen Unannehmlichkeiten ausweicht und sich in sich zurückzieht, statt sich einer Konfrontation zu...«

»Danke«, sagte Vrommel. »Wir wissen, was das bedeutet. Du hast aber niemanden getroffen, der sonst noch mit der Kleinen gesprochen hat?«

»Einen«, sagte Vegesack. »Einen Pfleger namens Proszka. Er hat sie aber nur zum Zimmer geführt. Hat leider auch nicht gesehen, wann sie das Sidonis verlassen hat. Ja, ich fürchte, dass uns das nicht wirklich weiterhilft... was Mikaelas Verschwinden angeht, meine ich.«

Sigrid Lijphart seufzte tief und sank ein wenig in sich zusammen.

»Es ist etwas passiert«, sagte sie. »Ich weiß, dass ihr etwas passiert ist. Ihr müsst... ihr *müsst* etwas unternehmen!«

Vrommel ließ sich in seinem Schreibtischsessel zurücksinken

und versuchte, die Stirn zu runzeln.

»Na gut«, sagte er. »Die Vermisstenmeldung geht noch heute raus. Auch wenn ich wirklich glaube, dass da nichts Ernsthaftes dahinter steckt, aber egal. Radio, Fernsehen, Zeitungen... die übliche Tour. Vegesack, du kümmerst dich darum!«

»Sollten wir uns nicht bei ihren Bekannten erkundigen?«, fragte Vegesack.

»Bekannten?«, fragte Vrommel.

»Ja, bei ihren Freundinnen... oder Freunden. Wäre doch möglich, dass sie einfach nur eine Weile untertauchen will und sich irgendwem anvertraut hat, jemand anderem als ihrer Mutter, meine ich.«

»Glaub ich nicht«, sagte Sigrid Lijphart.

Vegesack klappte seinen Notizblock zu.

»Vielleicht nicht, aber wir könnten das doch trotzdem überprüfen.«

»Natürlich«, entschied Vrommel. »Frau Lijphart, Sie setzen sich mit Polizeianwärter Vegesack zusammen und stellen eine Liste möglicher Namen auf. Von jetzt an wird keine Möglichkeit außer Acht gelassen. Wir setzen alles ein.«

Großer Gott, dachte Vegesack.

»Ja?«, fragte er.

»Danach rufst du die an, die am wahrscheinlichsten wirken. Hat Frau Lijphart irgendwelche Einwände?«

Er fuhr sich über seinen minimalen Schnurrbart und zwinkerte Sigrid Lijphart zu. Die wich seinem Blick aus. Sie musterte ihre Hände, die sie noch immer auf ihren Knien verschränkt hatte. Erst nach einigen Sekunden kam ihre Antwort.

»Natürlich nicht«, sagte sie. »Kein bisschen. Warum sollte ich Einwände haben?«

Während Ewa Moreno das kurze Stück vom Grote Markt, wo Mikael Bau sie abgesetzt hatte, zum Goopsweg zu Fuß zurücklegte, fragte sie sich, warum sie diesen Fall um Himmels willen nicht einfach abschrieb.

Warum sie sich Mikaela Lijpharts Verschwinden nicht aus dem Kopf schlagen wollte.

Oder ihr mutmaßliches Verschwinden. Denn die Wahrscheinlichkeit, dass die Kleine einige Tage verschwinden wollte (vielleicht einfach, weil sie jetzt mündig war), um damit die Schuldgefühle ihrer Eltern (auch die von Arnold Maager?) zu erwecken... ja, diese Wahrscheinlichkeit war doch immerhin recht groß.

Oder nicht?

Konnte mit Mikaela Lijphart etwas vorgefallen sein – um den Euphemismus ihrer Mutter zu verwenden. *Etwas vorgefallen?*

Aber wenn ja, was?

Und diese alte Geschichte? Ihr Vater, der Lehrer Arnold Maager, hatte ein Verhältnis mit einer Schülerin. Schwängerte sie. Brachte sie um. Verlor darüber den Verstand.

War es so gewesen? So einfach?

Es war natürlich eine schreckliche Geschichte, aber Moreno kam sie doch auf irgendeine Weise zu klinisch vor. Klinisch und fertig verpackt. Ins Krankenhaus mit dem Kerl, weg mit dem Mädels. Für sechzehn Jahre den Deckel drauf, und dann... tja, was dann?

Trotzdem war es keine Neugier, was sie antrieb, das wusste sie. Diese Geschichte hatte ihren Reiz, das würde Ewa Moreno als Erste zugeben, aber sie hatte auch noch andere Beweggründe.

Andere Gründe, die dafür sorgten, dass sie den Faden nicht loslassen wollte. Dass sie nicht einfach den lieben Gott einen

guten Mann sein lassen konnte.

Ethische? Ja, die auch. Nur während der Ferien haben wir Zeit, moralisch zu sein, hatte irgendwann einmal jemand gesagt, sie wusste nicht mehr, wer. Vermutlich Reinhart oder Van Veeteren... nein, der *Kommissar* konnte es wohl kaum gewesen sein –, denn wenn jemand auf den moralischen Aspekt pochte, dann ja wohl er. Selbst unter den schwierigsten Bedingungen. Hatte er deshalb vorzeitig seinen Hut genommen? Hatte er deshalb die Nase voll gehabt, fragte sie sich plötzlich.

Auf jeden Fall hatte diese Überlegung einiges für sich. Die über Freizeit und Ethik. Denn wenn wir in unserem täglichen Laufrad sitzen, dachte Moreno, dann eilen wir unangefochten an blinden Bettlern (oder verängstigten Kindern oder blaugeschlagenen Frauen) en masse vorüber. Aber wenn wir sie entdecken, während wir langsam über einen Meeresstrand spazieren... tja, dann sieht die Sache schon ganz anders aus.

Moral braucht Zeit.

Und jetzt hatte sie Zeit. Zeit, sich an das weinende Mädchen aus dem Zug zu erinnern. Zeit, um sich über sie und ihre Geschichte und ihre besorgte Mutter Gedanken zu machen.

Und über den Lehrer Maager.

Zeit, um an einem sonnigen Vormittag wie diesem einen Umweg zu machen und der Sache eine Stunde zu widmen – während Mikael Bau mit den Handwerkern über irgendeine Reparatur verhandelte, die in Tschandala nötig war... es ging dabei wohl um die Regenrinne.

Sie bog in den Goopsweg ab und machte sich auf die Suche nach der Hausnummer sechszwanzig... da war sie. Ein dreistöckiges Mietshaus. Trister Siebziger-Jahre-Stil aus grauem Klinker und feuchtfleckigem Beton, aber auch solche Häuser musste es in dieser leicht heruntergekommenen Idylle wohl geben dürfen.

Journalistin, prägte sie sich ein. Darf nicht vergessen, mich wie eine Journalistin zu verhalten. Freundlich und zuvorkommend zu sein und mir eifrig Notizen zu machen. Ein besserer Vorwand, um mit einer Frau über deren ermordete Tochter zu sprechen, war ihr nicht eingefallen.

Und irgendeine Vollmacht von Polizeichef Vrommel wollte sie sich nicht erteilen lassen. Bis auf weiteres jedenfalls nicht.

Sie überquerte die Straße. Betrat den Hinterhof und fand sofort den richtigen Ausgang. Ging die Treppe hoch in den dritten Stock. Blieb eine halbe Minute vor der Tür stehen, um sich zu sammeln, dann drückte sie auf den Klingelknopf.

Keine Reaktion.

Sie wartete einen Moment und klingelte dann noch einmal. Legte vorsichtig ein Ohr gegen die Tür und horchte.

Nichts zu hören. Stumm wie ein Grab.

Na dann, dachte Kriminalkommissarin Ewa Moreno. Einen ehrlichen Versuch habe ich immerhin gemacht.

Aber als sie wieder in den Sonnenschein hinaustrat, wollte die Moral ihr noch immer keine Ruhe gönnen. Es war, als könne sie die junge Frau Lijphart nicht loslassen. Jedenfalls noch nicht ganz und gar.

Wenn alle Bürger und Bürgerinnen ein solches Verantwortungsgefühl besäßen, dachte sie und wäre fast über eine schwarze Katze gestolpert, die aus einem Loch in einem Bretterzaun geschossen kam, was wäre das für eine schöne Welt!

Dann lachte sie so laut auf, dass die Katze kehrtmachte und ängstlich wieder hinter ihrem Zaun verschwand.

Sigrid Lijphart erreichte gerade noch den Zug, der den Bahnhof von Lejnice um 17.03 Uhr verließ. Er setzte sich in Bewegung, als sie sich in dem halb leeren Wagen auf einen Fensterplatz

sinken ließ, und fast sofort hatte sie das Gefühl, ihre Tochter im Stich gelassen zu haben.

Sie steckte sich eine Zigarette an, um ihre Gewissensbisse zu beschwichtigen. Schaute sich vorsichtig um, dann leerte sie die letzten Tropfen aus dem Flachmann, den sie in ihrer Handtasche aufbewahrte.

Was aber keine große Hilfe war. Weder das Nikotin noch der Alkohol. Als der Zug dann schneller wurde, ging ihr auf, dass es falsch gewesen war, wegzufahren. Ohne Mikaela nach Hause zu wollen.

Wie hatte sie ihr Schicksal – und das ihrer Tochter – in Polizeichef Vrommels Hände legen können?, fragte sie sich. Gab es denn überhaupt einen Grund zu der Annahme, dass der den Fall lösen würde? Vrommel! Sie dachte daran, dass sie ihn schon vor sechzehn Jahren für einen ungeheuer ungehobelten Klotz gehalten hatte, und nichts deutete an, dass die inzwischen vergangenen Jahre ihn veredelt haben könnten. Während ihrer Tage hier in Lejnice war ihr jedenfalls nichts aufgefallen.

Und jetzt sollte ausgerechnet er herausfinden, was mit Mikaela passiert war. Hauptkommissar Vrommel! Wie hatte sie – als Mutter und als denkende Frau – das geschehen lassen können? Und einem solchen Spitzenkretin die Verantwortung überlassen?

Sie drückte ihre Zigarette aus und schaute auf die von der Sonne beschienene Polderlandschaft hinaus. Kanäle. Schwarz geschecktes Vieh auf der Weide. Eine Gruppe von niedrigen Steinhäusern, aus denen ein Kirchturm wie ein zaghafter Kontaktversuch in den endlosen Himmel ragte.

Was denke ich hier eigentlich für einen Unsinn, dachte sie dann. Was glotze ich so? Spielt es denn eine Rolle, ob es Vrommel ist oder ein anderer? Es geht hier doch um Mikaela. Wo um alles in der Welt kann sie bloß stecken? Was ist denn nur passiert? Arnold... wenn Arnold am Ende doch etwas

weiß?

Und noch einmal überkam sie dieses unerklärliche Schuldgefühl. Unerklärlich und ärgerlich wie eine wund gelaufene Stelle auf der Seele. Warum? Warum sollte sie – Sigrid Lijphart, ehemals verheiratete Maager – sich Vorwürfe machen? Sie hatte doch sogar mehr getan, als von ihr verlangt werden konnte... sehr viel mehr. Sie hatte Mikaela von Arnold erzählt, obwohl es viel einfacher gewesen wäre, zu schweigen. Sie hätte die ganze Sache auch totschweigen können. Jetzt und für alle Zeit, das hätte Helmut gewollt – er hatte es nicht offen gesagt, aber Helmut war ja auch keiner, der dazu neigte, die Dinge offen zu sagen. Sie hätte schweigen und alles auf sich beruhen lassen können. Das hätte sie. Niemand hätte mehr von ihr verlangen können, und niemand hatte mehr von ihr verlangt.

Warum also? Warum, zum Teufel, hatte sie diesmal nicht den einfachsten Weg genommen? Woher stammte dieses unvernünftige und unbezwingliche Streben nach Ehrlichkeit?

Beweggründe, dachte sie. *Du verfälschst deine Beweggründe.*

Sie konnte sich nicht daran erinnern, in welchem Zusammenhang er das gesagt hatte, aber es spielte auch keine Rolle. Sie begriff ja doch nicht, was er meinte.

Damals nicht und heute nicht, fast zwanzig Jahre später. Seltsam, dass sie das noch wusste. Seltsam, dass es ihr jetzt einfiel. Beweggründe?

Sie seufzte und steckte sich noch eine Zigarette an. Knüllte die Packung zusammen und warf sie in den Papierkorb, obwohl sie noch vier oder fünf Zigaretten enthielt.

Es muss jetzt reichen, dachte sie. Will nicht zu Helmut zurückkommen und zu allem Überfluss auch noch nach Tabak stinken. Muss den Stil wahren.

Aber danach war alles wie verhext. Diese Frage, die sie nicht einmal stumm und tief in ihrem Bewusstsein zu formulieren

wagte, schwirrte ihr doch weiterhin im Kopf herum und jagte alle anderen Gedanken in die Flucht.

Diese Frage.

16. Juli 1999

»Du glaubst, sie ist tot?«

Ewa Moreno gab nicht sofort eine Antwort. Sie stieg aus dem Auto und wollte ihn auf die Wange küssen, hielt das aber dann aus irgendeinem Grund für unpassend und verzichtete darauf. Legte ihm stattdessen die Hand auf den Arm.

»Ich weiß nicht«, sagte sie. »Gebe Gott, dass sie das nicht ist, aber ich habe einfach keine Ahnung. Ich muss einfach noch eine Weile weitermachen. Brauche etwas mehr Klarheit, ehe ich die Sache loslassen kann, das musst du mir einfach verzeihen.«

Mikael Bau nickte.

»Geh mit dem Rektor ein bisschen schonend um«, mahnte er dann. »Der ist über achtzig, vergiss das nicht. In einer Stunde, ist das in Ordnung?«

»Plus minus eine halbe«, erwiderte Moreno. »Setz dich ins Hafencafé, damit du dich nicht unnötig ärgern musst.«

Sie wartete, bis er losgefahren war, dann öffnete sie das weiß gestrichene Tor und ging über den Plattenweg auf das Haus zu. Es sah groß und gepflegt aus. Eine geräumige zweistöckige Villa aus gelbweißem Klinker – oben Balkons, unten Terrassen und riesige Aussichtsfenster mit Blick aufs Meer. Sicher eine Million wert, dachte Moreno. Vor allem, wenn man an Lage und Garten denkt. Die breite Rasenfläche war frisch gemäht, Beete, Büsche und Obstbäume sorgfältig beschnitten, und die vielen Gartenmöbel unter dem Sonnenschirm hätten erst vor zwei Stunden aus der Tischlerei geliefert worden sein können.

Rektor Salnecki saß in einem dieser bequemen Sessel und schien beträchtlich mehr Zeit auf dem Buckel zu haben.

Weißer Hose, weißes Hemd, weiße Baumwolljacke. Sportliche gelbe Schirmmütze und blaue Freizeitschuhe. Aber das alles half nichts. Er sah älter aus als die knorrigen Apfelbäume. Dem bleibt nicht mehr lange, dachte Moreno. Das wird wohl sein letzter Sommer sein. Hoffentlich ist er noch klar im Kopf.

Das war er.

Sogar ungewöhnlich klar, davon konnte sie sich sehr bald überzeugen. Nur ein kurzer Wortwechsel war dazu nötig. Eine jüngere, blonde und sonnengebräunte Frau brachte ein Tablett mit Karaffen und Gläsern. Und mit einer Schale Kanapees.

»Rot und weiß«, erklärte Rektor Salnecki und schenkte ein. »Leben und Tod, dargestellt von schwarzen Johannisbeeren und Riesling. Ich brauche wohl nicht darauf hinzuweisen, dass Weiß in ziemlich vielen Kulturen die Farbe des Todes ist. Prost und willkommen.«

»Prost«, sagte Moreno. »Vielen Dank, dass Sie mich empfangen haben.«

»Meine Großnichte...«

Er nickte zu der Frau hinüber, die gerade um die Ecke bog. »Kümmert sich um mich. Schreibt eine Examensarbeit über die Klimkegruppe und nutzt dafür meine Bibliothek. Sylvia, nettes Mädchen, gut wie Gold... meine Frau ist vor ein paar Jahren verstorben, und ich brauche inzwischen doch Hilfe... aber erzählen Sie, worum geht es eigentlich?«

Ewa Moreno stellte ihr Glas auf den Tisch und ließ sich zurücksinken.

»Maager«, sagte sie. »Arnold Maager. Sie waren doch noch Rektor der Voellerschule, als es passiert ist, oder nicht?«

»Das dachte ich mir schon«, sagte Salnecki.

»Das dachten Sie sich schon? Wie meinen Sie das?«

»Dass Sie über diesen Fall sprechen wollen. Verstehen Sie, ich habe mein Leben lang in der Schule gearbeitet, und sicher ist es auch zu einigen kleineren Unregelmäßigkeiten gekommen, aber wenn eine Kriminalbeamtin mitten in ihrem Urlaub um ein Gespräch bittet, dann kann ich doch nur einen Schluss ziehen. Es ist keine schöne Geschichte, dieser Fall Maager.«

»Das habe ich schon begriffen«, sagte Moreno.

»Warum wollen Sie ihn dann wieder aufwühlen? Wäre es nicht besser, die Sache ruhen zu lassen?«

»Vielleicht«, sagte Moreno. »Aber inzwischen sind gewisse Umstände ans Licht gekommen.«

Salnecki lachte.

»Ans Licht? Du meine Güte. Sie hören sich eher wie eine Anwältin an, wenn Sie entschuldigen. Aber egal, mir ist schon klar, dass Diskretion eine Tugend sein kann, und meine natürliche Neugier hat mit den Jahren auch nachgelassen... ich weiß nicht, ob das ein Grund zur Freude oder zur Trauer ist... aber ich rede sowieso zu viel. Was möchten Sie also wissen?«

Moreno unterdrückte ein Lächeln.

»Was damals passiert ist«, sagte sie. »Wie Sie Maager gesehen haben und überhaupt.«

»Sie sind über die Geschichte nicht im Bilde?«

»Nur sehr wenig«, gab Moreno zu.

Rektor Salnecki leerte sein Glas und stellte es energisch auf den Tisch zurück.

»Eine Tragödie«, sagte er. »Ganz einfach. Und zugleich eine so verdammt banale Geschichte. Maager war ein guter Lehrer. Kollegen und Schüler schätzten ihn. Er war jung und schien eine große Zukunft zu haben... und dann steigt er mit dieser

kleinen Nuss ins Bett. Man muss mit pubertären Mädchen und ihren Hormonen umgehen können, das lernt ein Lehrer normalerweise als Erstes.«

»Er ist nicht nur mit ihr ins Bett gestiegen«, sagte Moreno. »Wenn ich das richtig verstanden habe.«

Salnecki schüttelte den Kopf und machte ein düsteres Gesicht.

»Nein. Aber das eine hat eben zum anderen geführt. In gewisser Hinsicht ist es eine lehrreiche Geschichte... man muss immer einen Preis bezahlen.«

Moreno hob die Augenbrauen.

»Meinen Sie, dass Maager den Preis bezahlt hat? Man könnte ja denken, dass das Mädchen auch nicht ganz billig davongekommen ist...«

»Natürlich«, gab Salnecki bereitwillig zu. »Natürlich. Das macht alles doch zu einer Tragödie. Für einen nachlässigen Moment müssen alle bezahlen. Die einen mit ihrem Leben, die anderen mit ihrem Verstand... man hat manchmal das Gefühl, dass die Götter es mit der Gerechtigkeit doch übertreiben.«

Moreno dachte eine Weile nach. Ihr Gastgeber nahm die Mütze ab, zog einen Kamm aus der Hosentasche und fuhr damit einige Male durch seine dünnen weißen Haare.

»Wie haben die Leute reagiert?«, fragte Moreno. »Die Gefühle müssen doch ziemlich hochgekocht sein.«

»Es war die pure Hysterie«, seufzte Salnecki und setzte seine Kopfbedeckung wieder auf. »Sie waren wie verrückt, manche wollten ihn lynchen, ich wurde nachts angerufen. Es war schon ein Glück, dass alles in den Sommerferien passiert ist, sonst hätten wir die Schule wohl schließen müssen. Es war übrigens mein letztes Jahr. Im Dezember bin ich dann in Pension gegangen. Ich wünschte, es wäre schon im Juli so weit gewesen... aber andererseits wäre es für meinen Nachfolger ja

auch nicht angenehm gewesen, seine neue Stelle mit einem solchen Skandal anzutreten.«

»Ihre Beziehung?«, fragte Moreno. »Ich meine, die von Maager und diesem Mädchen... ging die schon lange? War es zum Beispiel an der Schule allgemein bekannt?«

»Beziehung«, schnaubte Salnecki. »Das war doch keine Beziehung! Die Kleine hatte es auf ihn abgesehen, und daraufhin sind sie einmal zusammen im Bett gelandet. Ich glaube, sie waren beide betrunken. Er hatte doch Familie, dieser Maager... eine Frau und eine kleine Tochter.«

»Das ist mir bekannt«, sagte Moreno. »Aber was ist dann mit Maager passiert? Hatten Sie danach noch Kontakt zu ihm?«

Salnecki machte wieder ein düsteres Gesicht. Hatte vielleicht auch ein schlechtes Gewissen, überlegte Moreno. Als hätte er eingreifen und das Unglück auf irgendeine Weise verhindern können. Er beugte sich vor und füllte noch einmal die Gläser.

»Nein«, sagte er. »Nie. Er hat doch den Verstand verloren. Sitzt hier in der Nähe in einem Heim. In den ersten Jahren haben ihn einige Kollegen noch ab und zu besucht. Konnten aber nie auch nur ein Wort aus ihm herausholen... nein, das hat ihn für den Rest seines Lebens zerbrochen, das sage ich Ihnen.«

»Aber was ist passiert, als sie... sich begegnet sind, Maager und die kleine Maas? Es war nur einmal, haben Sie gesagt?«

Salnecki zuckte mit den Schultern.

»So viel ich weiß. In der Schule hatte eine Discothek für die Schüler stattgefunden. Maager und einige andere Lehrer hatten dabei Aufsicht geführt. Danach gingen sie zum Werklehrer – einem Junggesellen –, tranken ein bisschen und redeten. Es war eine Woche vor Ferienbeginn... tja, und dann tauchte am frühen Morgen eine Gruppe von Schülerinnen und Schülern auf. Das darf natürlich nicht sein, aber sie wurden ins Haus geholt, und dann kam es, wie es kommen musste. Maager stieg

mit Winnie Maas ins Bett und...«

»Sie wurde schwanger, und er hat sie umgebracht«, fügte Moreno hinzu. »Sechs, sieben Wochen später?«

»So ungefähr war es wohl, ja«, sagte Salnecki. »Eine schlimme Geschichte, wie gesagt. Aber auf Ihr Wohl!«

Sie tranken. Moreno beschloss, das Thema zu wechseln.

»Dieses Mädchen, Winnie Maas, sie war ein wenig... frühreif, stimmt das?«

Salnecki räusperte sich und suchte in seinem Wortschatz.

»De mortuis nihil nisi bene«, sagte er. »Ja, sagen wir frühreif.«

»Warum hat er sie umgebracht?«

Salnecki zupfte sich an einem Ohrläppchen und machte ein nachdenkliches Gesicht.

»Hat wohl die Kontrolle verloren, nehme ich an. Vermutlich war es wirklich so einfach. Die Kleine wollte wahrscheinlich keine Abtreibung vornehmen lassen. Wollte das Kind bekommen... vielleicht verlangte sie auch einen Haufen Geld für ihr Schweigen. Oder sie wollte ihn dazu zwingen, die Vaterschaft anzuerkennen... ja, ich tippe darauf, dass es ungefähr so war. Sie hatte ihn in der Nacht angerufen, in der alles passiert ist. Sie haben sich oben auf der Eisenbahnbrücke getroffen, und dann hat er die Nerven verloren. Ist einfach durchgedreht, wie gesagt. Ob er schon verrückt geworden war, ehe er sie hinuntergestoßen hat oder erst danach, darüber kann man nur spekulieren... und das hat man ja zur Genüge getan. Das war auch bei der Gerichtsverhandlung eine Art springender Punkt. Im Hinblick auf Verantwortung und Zurechnungsfähigkeit... ob er wusste, was er tat, oder nicht. Ja, dieses Ding hier ist wirklich ein gebrechliches Gerät...«

Er lachte kurz und tippte sich mit zwei Fingern an die rechte Schläfe. Moreno verzog den Mund.

»...aber dieses hier hält ja schon seit einundachtzig Jahren«, fügte er mit bescheidenem Lächeln hinzu.

»Und die Familie der Kleinen?«, fragte Moreno.

»Hrrm, ja«, murmelte Salnecki. »Allein erziehende Mutter. Keine Geschwister. Für die Mutter war das alles schrecklich. Hat sich dem Lynchmob angeschlossen, das muss ich wohl zugeben. Hat sich danach aber zurückgehalten. Aber sie lebt noch immer hier in der Stadt, ich sehe sie ab und zu... die arme Frau, scheint keine Kraft zu haben. Aber jetzt muss ich die alles entscheidende Frage stellen: Worauf wollen Sie eigentlich hinaus? Sie müssen doch einen Grund dafür haben, dass Sie sich für dieses alte Elend interessieren?«

Moreno zögerte. Mit dieser Frage hatte sie natürlich gerechnet. Sie hatte sich auch zwei mehr oder weniger glaubwürdige Antworten zurechtgelegt, aber aus irgendeinem Grund erschien es ihr nicht als sonderlich verlockend, diesem offenerzigen alten Schulfuchs Halbwahrheiten und Ausflüchte zu servieren.

Wo hier schon von Ethik die Rede gewesen war.

Sie dachte einige Sekunden nach und trank vom Roten und vom Weißen. Leben und Tod. Und dann sagte sie ihm die Wahrheit, »Aber bei allen guten Göttern!«, rief Rektor Salnecki danach. »Was, zum Henker, kann das denn bedeuten?«

»Gerade das versuche ich herauszufinden«, sagte Moreno.

Während Moreno sich noch mit Rektor Salnecki unterhielt, hatte Mikael Bau auf dem Grote Markt, wo seit undenklichen Zeiten an jedem Samstag ein Wochenmarkt abgehalten wurde, Proviant eingekauft. Schon am frühen Morgen hatten sie beide – vor allem Moreno – einen gewissen Zweifel in der Badefrage zum Ausdruck gebracht, und als eine angekündigte und viel besprochene Kaltwetterfront nachmittags von Süden her

aufzog, kam ihnen das fast wie eine Erleichterung vor... Statt sich pflichtschuldigst unter der unbarmherzigen Sonne auszustrecken, konnten sie also mit gutem Gewissen Zeit und Aufmerksamkeit einer mit Curry, indischem Kümmel und saurer Sahne angereicherten Ratatouille widmen, einem Gericht, das sie dann auf der Glasveranda verzehrten, während der Regen gegen Fenster und Blechdach klopfte.

Dazu tranken sie italienischen Rotwein. Als Nachtisch gab es Malevolikäse mit Birnenscheiben. Sowie ein Glas Portwein aus einer verstaubten Flasche ohne Etikett. Mikael Bau behauptete, sie stamme noch aus einem Lager, das in den Zwanziger Jahren zusammen mit dem Haus in den Besitz seiner Familie geraten sei. Moreno wusste nicht, was sie glauben sollte. Gut schmeckte der Portwein auf jeden Fall. Wie ein süßes, tiefgefrorenes Feuer.

Später saßen sie dann in den Schaukelstühlen vor dem Feuer, und Montezuma machte ihr das Kompliment, sich auf ihren Schoß zu legen. Während Ewa Moreno dort saß und verdaute und das träge Tier hinter den Ohren kraulte, machte Mikael Bau von ihnen vierundzwanzig Fotos.

»Schön«, sagte er dann. »So verdammt schön. Feuer, Frau und Katze.«

Sie war zu satt, um Widerspruch einzulegen.

»Du betrachtetest sie wie dein eigenes Kind, nicht wahr?«, fragte er, als er seinen Fotoapparat weggelegt hatte.

»Wen? Montezuma?«

»Mikaela Lijphart. Du übernimmst mütterliche Verantwortung für sie... weil du kein eigenes Kind hast.«

»Wald-und-Wiesen-Philosophie«, sagte Moreno.

Ob er Recht hat?, überlegte sie. Warum, zum Teufel, muss er jetzt darüber sprechen?

»Na und«, erklärte Mikael Bau. »Was bildest du dir

eigentlich ein? Dass irgendwo in diesem alten Skandal ein Hund begraben liegt?«

»Was glaubst du selber?«, konterte Ewa Moreno und registrierte einen Anflug von Verärgerung in ihrer Stimme. »Du musst doch zugeben, dass es seltsam ist, dass dieses Mädchen gerade in einem solchen Moment verschwindet. Nachdem sie zum ersten Mal ihren wahnsinnigen Vater besucht hat. Nachdem sie endlich erfahren hat, warum sie ohne ihn aufwachsen musste...«

»Zugegeben«, sagte Mikael Bau nach einigem Schweigen. »Ich dachte nur, du hättest im Alltag schon genug mit solchen Geschichten zu tun.«

»Du meinst, ich sollte mir den ganzen Kram aus dem Kopf schlagen?«

Plötzlich sah er wütend aus. Biss die Zähne zusammen und knirschte mit ihnen, sie sah das zum ersten Mal.

»Red keinen Scheiß«, sagte er. »Ich finde, du verhältst dich absolut richtig. Du brauchst dich nicht zu verteidigen, aber es bringt weiter, wenn man nicht immer genau derselben Meinung ist.«

Was, zum Teufel, soll das denn nun wieder heißen, fragte Moreno sich und versetzte Montezuma einen Klaps, worauf die Katze auf den Boden sprang.

»Hör mal zu«, sagte sie dann. »Ich lege überhaupt keinen Wert auf psychologische Spekulationen, was mein Motiv angeht. Morgen oder übermorgen kriege ich meine Tage, wir können also alles darauf schieben. Aber ich kann mir dieses arme Mädchen nicht aus dem Kopf schlagen... und wenn ich schon daran denke, dann kann ich auch ein bisschen aktiv werden. Wenn du das nicht ertragen kannst, dann sag Bescheid. Aber komm mir nicht mit solchen Andeutungen, bitte.«

Jetzt ist Schluss, dachte sie. Lieber pack ich gleich und such mir ein Hotel.

»Verdammt noch mal«, sagte er. »Was redest du hier eigentlich? Schlägt die Menstruation zuerst auf das Gehirn? Ich sage doch, dass ich finde, du hast Recht. Wenn du Zweifel hast, dann projizier deinen Widerstand nicht auf mich... genau das machst du nämlich. Jetzt aber weiter im Text. Was hat Mikaela Lijphart unternommen, nachdem sie ihren Vater im Sidonis besucht hatte?«

»Ist in die Jugendherberge gegangen«, sagte Moreno.

Gut, dass ich doch nicht packen muss, dachte sie.

»Und dann?«

»Ist sie mit dem Bus nach Lejnice und zurück gefahren. Am Samstagabend.«

»Und warum?«

»Keine Ahnung. Irgendwann am Sonntag ist sie dann wieder gefahren. In die Stadt, meine ich... und seither ist sie verschwunden.«

Mikael Bau nickte.

»Und was ist mit der Vermisstenmeldung?«

»Die ist heute rausgegangen«, sagte Moreno. »Wenn jemand sie gesehen hat, weiß die Polizei jetzt vielleicht schon Bescheid... aber dann wollte Vegesack mich anrufen.«

Mikael Bau schaute auf die Uhr.

»Warum erkundigen wir uns nicht selber?«

»Ich weiß nicht«, sagte Moreno. »Ich habe zu viel gegessen.«

Sie brauchten eine Weile, bis sie Polizeichef Vrommel an der Strippe hatten, denn der stand nach einer acht Kilometer langen Joggingrunde gerade unter der Dusche.

Diese Informationen befanden sich jedenfalls auf seinem Anrufbeantworter, und gute zwanzig Minuten später rief er dann selber an. Frisch gewaschen und wohlriechend, konnte

man wohl annehmen. Und durchtrainiert. Moreno kam sofort zur Sache und fragte, ob die Fahndung nach Mikaela Lijphart schon etwas erbracht habe.

»Negativ«, sagte Vrommel.

»Gar nichts?«, fragte Moreno.

»Wie gesagt«, sagte Vrommel. »Negativ.«

»Hat sie am Sonntag wirklich niemand gesehen?«

»Jedenfalls hat sich niemand gemeldet«, erklärte der Polizeichef. »Bei mir zu Hause ist Samstagabend. Hat die Frau Inspektor im Urlaub nichts Wichtigeres zu tun?«

»Jede Menge«, sagte Moreno und legte auf.

Eine Dreiviertelstunde und anderthalb Glas Portwein später wählte sie Polizeianwärter Vegesacks Nummer.

»Entschuldige den späten Anruf«, sagte sie als Erstes.

»Kein Problem«, versicherte Vegesack. »Meine Freundin landet um halb drei heute Nacht in Emsbaden. Ich will sie vom Flughafen abholen und muss mich so lange wach halten.«

»Große Klasse«, sagte Moreno. »Wir sind gerade nach Hause gekommen, ich und mein... Freund. Ich bin ein bisschen neugierig wegen der Vermisstenmeldung. Die von Mikaela Lijphart, meine ich.«

»Ist klar«, sagte Vegesack. »Aber die hat nichts gebracht... noch nicht, jedenfalls.«

»Gar nichts?«

»Na ja«, sagte Vegesack. »Heute Nachmittag war eine Frau auf der Wache. Sie sei wegen der Vermisstenmeldung gekommen, sagte sie, aber sie hatte dann doch nichts Neues für uns.«

Moreno dachte nach.

»Und das war alles?«

»Ja«, sagte Vegesack. »Leider. Aber morgen ist ja auch noch ein Tag.«

»Hoffentlich«, sagte Moreno. »Ich wollte dich übrigens auch noch um einen Gefallen bitten.«

»Wirklich?«, fragte Vegesack. »Und wie sieht der aus?«

»Hrrm«, sagte Moreno. »Ich würde mir gern die Vernehmungsprotokolle vom Fall Maager ansehen. Die sind doch wohl noch vorhanden?«

»Das nehme ich an«, sagte Vegesack zögernd. »Wir haben etliche Regalmeter mit Ordnern, sicher liegen die in einem... schau doch einfach vorbei.«

Moreno wartete drei Sekunden.

»Noch etwas.«

»Ja?«

»Könnten wir das erledigen, ohne den Polizeichef hineinzuziehen? Er scheint es nicht so toll zu finden, dass ich mich für diesen Fall interessiere.«

»Natürlich«, versprach Vegesack, und aus seinem Tonfall ging hervor, dass nichts auf der Welt ihn so wenig störte, wie seinen Chef zu hintergehen. Und da konnte Moreno ihn wirklich verstehen.

Da außerdem am nächsten Morgen Sonntag war (worauf der Polizeianwärter hinwies), war die Wahrscheinlichkeit, dass der Polizeichef auf der Wache auftauchen könnte, gleich null.

Es sei also überhaupt kein Problem, wenn Inspektorin Moreno vorbeischauen wollte. Irgendwann zwischen elf und zwölf vielleicht, denn um diese Zeit musste auch Vegesack gewisse Angelegenheiten erledigen.

»So früh?«, fragte Moreno. »Kannst du wirklich ausreichend schlafen, wenn du deine Freundin mitten in der Nacht abholen musst?«

»Wir wollen doch gar nicht schlafen«, sagte Vegesack.

Ewa Moreno musste lachen. Sie bedankte sich und legte auf.

Na dann, dachte sie. Ein Schachzug ins Blaue. Aber immerhin ein Schachzug.

Das war wieder ein Zitat, das wusste sie. Sie fragte sich kurz, was es bedeuten mochte, dass ihre Probleme sich in ihren Gedanken immer wieder als vorgefertigte Ausdrücke und Phrasen niederschlugen.

Es bedeutet gar nichts, beschloss sie dann.

19

»Es muss einfach sein«, sagte Sigrid Lijphart.

Helmut faltete seine Zeitung zusammen.

»Ich kann mich nicht anders verhalten, und ich kann dir nicht mehr erzählen. Du musst mich verstehen.«

Er nahm seine Brille ab. Klappte sie umständlich zusammen und steckte sie ins Etui.

»Später werde ich dir alles erklären. Wenn jemand anruft, sag, ich sei zu einer Freundin gefahren. Und ließe von mir hören.«

»Welche?«

»Was?«

»Welche von deinen Freundinnen besuchst du angeblich?«

Die verärgerte Ironie in seiner Stimme war ungewöhnlich deutlich. Sie sah außerdem die roten Flecken an seinem Hals, die sich sonst nur vor dem Fernseher zeigten, wenn seine Lieblingsmannschaft ein wichtiges Spiel zu verlieren drohte. Oder wenn Metzger Soerensen noch größeren Unsinn geredet hatte als sonst.

Ja, kein Wunder, dachte sie. Kein Wunder, dass er wütend war. Sie hatte ihn aus allem ausgeschlossen; vielleicht war das von Anfang an ein Fehler gewesen, doch jetzt war es zu spät, um noch etwas daran zu ändern. Viel zu spät.

Und es war jetzt wirklich nicht der richtige Moment, um ihn zu bedauern. Später würde sie versuchen müssen, wieder gutzumachen, was wieder gutzumachen war. Nachher. Wenn er wirklich ein Fels war, dann sollte er das jetzt unter Beweis stellen.

»Tut mir Leid«, sagte sie. »Ich bin dir gegenüber ungerecht, aber ich habe keine Wahl. Versuch das zu verstehen. Und hab Vertrauen zu mir.«

Er musterte sie jetzt mit steinernem Blick. Mit harten, aber nicht gehässigen Augen. Sie waren einfach weiterhin felsenfest und auf eine gewisse Weise leer, so dass sie sich doch fragen musste, ob sie überhaupt einen Ausdruck zeigten...

»Verlass dich auf mich«, sagte sie noch einmal. »Ich mach mich jetzt auf den Weg. Ich ruf dich an.«

Er gab keine Antwort, aber sie zögerte noch einen Moment.

»Möchtest du etwas sagen?«

Er schob die Zeitung beiseite. Stützte die Ellbogen auf den Tisch und legte den Kopf auf die Hände. Schaute sie weiterhin mit diesem steinernen Blick an.

»Finde sie«, sagte er. »Ich will, dass du sie nach Hause holst.«

Sie streichelte seine Wange und ging.

Die erste Stunde im Auto war fast wie ein Albtraum. Es wurde dunkel, es regnete, es herrschte zähflüssiger Verkehr. Sie war schon unter normalen Umständen eine schlechte Autofahrerin, was sie als Erste zugeben würde, und an einem solchen Abend wurde alles nur noch schlimmer.

Darf keinen Unfall bauen, dachte sie und umklammerte das Lenkrad so fest, dass ihre Fingerknöchel weiß wurden. Es darf nichts passieren, ich muss das hier schaffen.

Dann konnte sie plötzlich nicht mehr. Die Tränen schienen wie aus einer heißen Quelle emporzusprudeln, und sie musste an den Straßenrand fahren und warten. Das war natürlich ein riskantes Manöver, aber weiterzufahren wäre noch gefährlicher gewesen. Sie schaltete den Warnblinker ein und schluchzte dann los. Besser, ich lasse den Tränen jetzt ihren Lauf, dachte

sie.

Sie weinte eine ganze Weile und war sich am Ende nicht sicher, ob es ihr wirklich besser ging, als sie weiterfuhr.

Zum zweiten Mal innerhalb weniger Tage betete sie, und zum zweiten Mal zweifelte sie stark daran, dass jemand sie hörte. Als sie endlich bei Loewingen die Autobahn erreichte, versuchte sie es deshalb mit einem Handel.

Wenn wir das alles heil überstehen, dann werde ich dir auf Knien danken. Hörst du, Gott? Das verspreche ich dir!

Er wartete wie abgemacht an der Abfahrt. Als sie ihn im Licht von Straßenlaterne und Autoscheinwerfer sah, wurde ihr für einen Moment schwindlig.

Was ist bloß los, fragte sie sich.

Träume ich?

Warum habe ich das Gefühl, ins Leere zu stürzen?

Danach biss sie sich in die Lippe, fuhr langsamer und blinkte ihn an.

Während der ersten halben Stunde sagte er kein Wort.

Sie schwieg ebenfalls. Sie saßen nebeneinander auf dem Vordersitz wie zwei Fremde, die wissen, dass sie einander nichts zu sagen haben. Sie hatten nicht einmal eine gemeinsame Sprache, in der sie Höflichkeitsfloskeln zum Ausdruck bringen konnten.

Vielleicht war das auch besser so. Sie hatte nicht überlegt, ob sie Gesprächsstoff haben würden, aber jetzt erschien es ihr als unmöglich. Nach all diesen Jahren gab es nichts mehr zu sagen.

Die Zeit hatte nichts geheilt und nichts schlimmer gemacht. Alles war so, wie es eben war.

Wie es vor sechzehn Jahren in einer Julinacht geworden war, unveränderlich und ein für alle Mal festgelegt.

Wir haben uns fast nie mehr geliebt, nachdem unsere Tochter auf die Welt gekommen ist, dachte sie plötzlich. Ich wollte das nicht, ich glaube nicht, dass ich auch nur ein einziges Mal Verlangen nach ihm hatte. Seltsam.

Aber das ganze Leben war doch seltsam. Ab und zu wie ein Wind, der im Frühling durch einen Birkenwald weht, ab und zu wie ein Sturm. Ab und zu wie ein krankes, abgemagertes Tier, das sich nur verkriechen und in Frieden sterben will... seltsame Gedanken, die ihr fremd erschienen. Die er auf irgendeine Weise hervorzurufen schien... der Mann, der jetzt wieder so dicht neben ihr saß und den sie vor langer Zeit aus ihrem Leben ausgeschlossen hatte und zu dem kein Weg zurückführte.

Unter keinen Umständen. Und wenn sie zu der schwächtigen, zusammengekrümmten Gestalt auf dem Beifahrersitz hinüberlugte, dann bereute sie, ihn nicht auf die Rückbank verwiesen zu haben. Sein Elend war mit ihm verwachsen, so kam es ihr plötzlich vor. Hatte ihn so durchsetzt, dass es ihm nun anzusehen war. Es war ihm anzusehen, was für ein Mensch er war, sie wünschte, es wäre früher schon so deutlich gewesen.

Denn dann wäre vielleicht alles anders gekommen.

Aber wenn sie ihn damals schon durchschaut hätte, dann hätte sie ihn natürlich nie geheiratet. Und wenn sie ihn nie geheiratet hätte, dann wäre auch Mikaela nie auf die Welt gekommen. Diese Verbindung würde sie niemals kappen können, das wusste sie. Mikaela hatte auch sein Blut, und das war wohl das Einzige, was sie zu seinen Gunsten sagen konnte. Ohne ihn gäbe es ihre Tochter nicht, und die Bilder des Windes und des kranken Tieres tauchten wieder vor ihrem inneren Auge auf... nur, um von einigen Worten gefolgt zu werden, die er einmal gesagt hatte.

Ich mag unser Schweigen.

Genau das hatte er gesagt. *Unser Schweigen?* Das tue gut,

hatte er behauptet. Sie sei die erste Frau, mit der zusammen er schweigen könne.

Herrgott, dachte sie. Er bildet sich doch wohl nicht ein, dass auch im jetzigen Schweigen etwas Schönes steckt?

Aber sie fragte ihn nicht danach. Fuhr nur ein wenig schneller, der Regen hatte nachgelassen und würde bald ganz aufhören.

Gleich hinter Saaren fuhren sie auf eine Tankstelle und tankten, und als sie sich dann wieder hinter das Lenkrad setzte und den Sicherheitsgurt anlegte, machte er zum ersten Mal den Mund auf.

»Wohin fahren wir?«, fragte er.

Seine Stimme erinnerte an Herbstlaub, das zu Boden fällt. Sie gab keine Antwort.

Vernehmung der Paula Ruth Emmerich, am 29.7.1983.

Ort: Wache von Lejnice.

Vernehmungsleiter: Inspektor Walevski.

Anwesend: Soz. Ass. Bluume.

Abschrift: Inspektor Walevski.

Kopien an: Hauptkommissar Vrommel, Polizeichef, Soz. Ass. Bluume.

Walevski: Du heißt Paula Emmerich?

Emmerich: Ja.

W: Geboren am 22. Mai 1967 hier in Lejnice?

E : Ja.

W: Bis zum 17. Juni dieses Jahres hast du die Voellerschule in Lejnice besucht?

E: Ja.

W: Du warst sechs Jahre mit einer gewissen Winnie Ludmilla Maas in einer Klasse. Stimmt das?

E: Ja.

W: Würdest du behaupten, dass du Winnie gut gekannt hast?

E : Ja. Aber wir waren nicht mehr so gut befreundet wie früher.

W: Aber ihr hattet noch miteinander zu tun?

E: Ja.

W: Du weißt, was mit Winnie passiert ist, und warum wir mit dir sprechen wollen?

E: Ja.

W: Was weißt du über Arnold Maager?

E: Er war unser Lehrer in Sozialkunde und Geschichte.

W: Auf der Voellerschule?

E: Ja.

W: Seit wann war er euer Lehrer?

E: Seit zwei Jahren. In der achten und der neunten Klasse.

W: Wie war er als Lehrer?

E: Normal. Ziemlich gut, glaube ich.

W: Kannst du ihn ein wenig genauer beschreiben?

(Keine Antwort.)

W: War er in der Klasse beliebt?

E: Ja. Er war in Ordnung. Hübsch.

W: Hübsch?

E: Für einen Lehrer.

W: Ich verstehe. Weißt du, ob Winnie Maas das auch so sah? Ob sie Arnold Maager für einen guten Lehrer hielt? Und für hübsch?

E: Ja, das tat sie.

W: Habt ihr darüber gesprochen?

E: Vielleicht. Das weiß ich nicht mehr.

W: Aber sie hat nie behauptet, in ihn verliebt zu sein?

E: Vor mir jedenfalls nicht.

W: Gab es andere in der Klasse, die Winnie Maas besser kannten als du?

E: Das glaube ich nicht. Nein.

W: Wenn Winnie sich also jemandem hätte anvertrauen wollen, dann wäre sie zu dir gekommen?

E: Ja. Nur hat sie sich in letzter Zeit eher zurückgezogen.

W: Wie meinst du das?

E: Sie hat nicht mehr so viel geredet.

W: Ich verstehe. Weißt du, ob sie einen Freund hatte?

E: Jetzt nicht. Nicht im Mai – Juni, meine ich. Ich glaube es zumindest nicht.

W: Aber vorher wohl?

E: Sicher.

W: Mehrere?

E: Zwei, aber nicht am Ende der neunten.

W: Kannst du von der Disco am 10. Juni erzählen?

E: Was wollen Sie denn wissen?

W: Wie das war. Mit wem du zusammen warst. Ob du Winnie dabei beobachtet hast.

E: Es war wie immer.

W: Wie immer?

E: Zuerst haben wir am Strand etwas getrunken.

W: Wer sind »wir«?

E: Ein paar Leute aus der Klasse. Und aus anderen Klassen.

W: Wie viele?

E: Vielleicht fünfzehn.

W: War Winnie Maas dabei?

E: Ja.

W: Und dann?

E: Gegen halb zehn sind wir zur Disco gegangen.

W: Ja?

E: Haben getanzt und geklönt und so.

W: Hast du an diesem Abend Winnie gesehen?

E: Ja.

W: Erzähl.

E: Sie war beschwipst. Hat ziemlich viel getrunken, das machte

sie immer. Sie hat mit Maager Stehblues getanzt.

W: Du sagst, Winnie Maas habe mit Arnold Maager, ihrem Lehrer für Sozialkunde und Geschichte, Stehblues getanzt?

E: Ja. Ich habe das aber für einen Jux gehalten. Auch ein paar andere Mädchen haben mit Lehrern getanzt.

W: Wie oft?

E: Winnie oder die anderen?

W: Winnie.

E: Weiß ich nicht. Ziemlich oft.

W: Und auch mit anderen Lehrern?

E: Weiß ich nicht. Ich glaube, nur mit ihm.

W: Habt ihr darüber geredet? Du und die anderen?

E: Weiß ich nicht mehr so genau. Doch, vielleicht.

W: Ihr fandet es nicht seltsam, dass Winnie Maas so oft mit diesem Lehrer getanzt hat?

E: Weiß ich nicht mehr.

W: Warum weißt du das nicht mehr?

E: Weiß nicht. Ich war leicht angetrunken. Kann mich nicht mehr so genau erinnern.

W: Wenn wir nun zu dem kommen, was später an dem Abend passiert ist, kannst du uns ein wenig darüber berichten?

E: Wir sind nach der Disco wieder an den Strand gegangen.

W: Wir?

E: Eine Clique. Acht oder zehn Leute.

W: War Winnie Maas auch dabei?

E: Ja.

W: Was habt ihr gemacht?

E: Nichts Besonderes.

W: Nichts Besonderes?

E: Nein.

W: Irgendwas müsst ihr doch gemacht haben?

E: Vielleicht.

W: Was denn, zum Beispiel?

E: Was wollen Sie denn hören, verdammt noch mal? Gesoffen, geraucht und geknutscht?

W: Habt ihr das getan?

E: Kann schon sein. Geredet haben wir auch. Ein Typ hat nackt gebadet.

W: Wirklich? Hast du mit Winnie gesprochen?

E: Glaub ich nicht. Jedenfalls über nichts Besonderes. Verdammt, alle haben doch mit allen gequatscht.

W: Es war kein Thema, dass sie so oft mit Arnold Maager getanzt hatte?

E: Doch, vielleicht.

W: Weißt du noch irgendwas, was sie gesagt hat?

E: Ja, eins weiß ich noch.

W: Was denn?

E: Sie hat gesagt, sie sei geil auf Maager.

W: Geil auf Maager? Bist du dir da sicher? Dass Winnie Maas das gesagt hat?

E: Ja.

W: Hast du ihr geglaubt?

E: Warum hätte ich ihr nicht glauben sollen? Sie konnte doch geil sein, auf wen sie wollte.

W: Na gut. Was habt ihr gemacht, nachdem ihr am Strand gewesen wart?

E: Wir sind wieder in die Stadt gegangen.

W: Auch Winnie Maas?

E: Ja, zum Teufel.

W: Weiter.

E: Irgendwer hatte gehört, dass sie bei Golli weiterfeiern.

W: Wer ist Golli?

E: Der Werklehrer. Er heißt eigentlich Gollumsen.

W: Wer feierte da weiter?

E: Die Aufsichtsleute von der Disco.

W: Die Lehrer?

E: Ja.

W: Und auch Maager?

E: Ja, auch Maager.

W: Und ihr wusstet, dass die Lehrer bei Herrn Gollumsen zu Hause saßen?

E: Ja.

W: Woher denn?

E: Keine Ahnung. Irgendwer hatte das gehört.

W: Irgendwer?

E: Ich weiß das nicht, verdammte Axt!

W: Wusste Winnie Maas es vielleicht?

E: Vielleicht.

W: Aber es könnte auch jemand anders gewesen sein?

(Keine Antwort.)

W: Na ja. Erzähl, was dann bei Herrn Gollumsen passiert ist.

E: Die sangen gerade. Waren reichlich blau. Solche Lieder von '68. Wir haben geklingelt und wurden eingelassen.

W: Wie viele Lehrer waren da?

E: Vier.

W: Vier?

E: Ja. Golli und Maager und noch zwei.

W: Wer waren die beiden anderen?

E: Einer, der Nielsen heißt. Und dann Cruickshank.

W: Und wie viele wart ihr?

E: Sieben. Zwei sind dann aber bald gegangen.

W: Aber nicht du und Winnie?

E: Nein.

W: Wer waren die drei anderen?

E: Tim van Rippe und Christopher Duikert. Und Vera Sauger.

W: Fünf Jugendliche und vier Lehrer, also. Wie spät war es ungefähr, als ihr dort angekommen seid?

E: Zwei, halb drei, schätze ich.

W: Und was habt ihr bei Herrn Gollumsen gemacht?

E: Ein bisschen getrunken und gesungen, Nielsen hat Gitarre gespielt.

W: Und weiter? Was ist dann zwischen Arnold Maager und Winnie Maas passiert?

E: Sie haben eine Weile geknutscht. Und dann sind sie in einem Schlafzimmer verschwunden.

W: Und was habt ihr anderen gemacht?

E: Wir anderen?

W: Ja. Was habt ihr anderen gemacht, als Winnie Maas und Arnold Maager im Schlafzimmer verschwunden sind?

E: Wir haben weiter gesungen und gequatscht.

W: Wie lange?

E: Weiß nicht. Eine Stunde vielleicht.

W: Und dann habt ihr die Wohnung verlassen?

E: Ja.

W: Waren Winnie und Maager noch immer im Schlafzimmer, als ihr gegangen seid?

E: Ja. Falls sie nicht aus dem Fenster gesprungen sind, aber das glaube ich nicht.

W: Warum glaubst du das nicht?

E: Weil das im dritten Stock war.

W: Ich verstehe. Und hast du erfahren, was sie im Schlafzimmer gemacht haben?

E: Ja.

W: Wie das? Und wann?

E: Wir haben es gehört.

W: Ach?

E: Sie haben so heftig gevögelt, dass die Wände gewackelt haben.

Moreno schob die Papiere beiseite. Schaute auf die Uhr. Viertel vor eins. Das war das dritte Vernehmungsprotokoll, das sie gelesen hatte, und das Bild wurde langsam deutlich.

Deprimierend deutlich, dachte sie.

... dass die Wände gewackelt haben.

Was für ein Mistkerl, dachte sie. Kein Wunder, dass er sich in der Klinik verkrochen hat. Kein Wunder, dass er verrückt geworden ist.

Eine Frau und eine Tochter von zwei Jahren.

Hatte Mikaela das im Sidonisheim erfahren?

War es das, was seine Frau sich vorstellte?

Nein, es war nicht schwer, diese Flucht in den Irrsinn zu verstehen. Wirklich nicht. Sozusagen in aller Öffentlichkeit eine Sechzehnjährige zu vögeln. Dass die Wände nur so wackelten... o verdammt! Und sie dann zu ermorden, als sie die Frechheit besaß, schwanger zu werden.

Polizeiinspektorin Ewa Moreno stützte den Kopf in die Hände und schaute auf den sonntäglich leeren Platz hinaus. Die Kaltwetterfront war noch da, der Regen hatte im Laufe des Morgens jedoch aufgehört.

Triebe, überlegte sie.

Geschlecht und wenig Herz. Das Gehirn baumelt an einer Schnur hinterher. Und ist sicherheitshalber vom Alkohol benebelt.

Die Parallele zwischen dem Fall Maager und ihrer eigenen Defloration war ihr schon seit einigen Tage vage bewusst gewesen, und jetzt sah sie die Szene deutlicher vor sich als seit vielen Jahren.

Das enge Hotelzimmer an der Piazza di Popolo in Rom. Der ewigen Stadt. Der ewigen Liebe.

Sie. Eine siebzehnjährige Gymnasiastin. Ein Jahr älter als Winnie Maas nur – und in der Zeit auch nur ein Jahr hinter ihr, wie ihr zu ihrem Schrecken jetzt aufging. 1984. Klassenreise mit dem Sprachkurs. Frühsommer. Lebenslust.

Er. Sechsenddreißigjähriger Lateinlehrer.

Stark. Belesen. Kultiviert.

Ein Mann von Welt mit behaarter Brust und warmen Händen. Bei ihrer Liebe hatten die Wände nicht gewackelt, auch wenn es heftig zugegangen war, und sie hatten auch auf Zeugen verzichtet. Er hatte versprochen, sich Ewa zuliebe von seiner Frau scheiden zu lassen, und sie hatte ihm geglaubt.

Sie hatte ihm so fest geglaubt, dass sie am Ende besagte Gattin angerufen hatte, um die Sache mit ihr zu besprechen.

Danach: seine Feigheit. Seine monumentale Erbärmlichkeit.

Damals war sie zum ersten Mal auf einen dermaßen erniedrigend schwachen Menschen gestoßen, und als ihr mehrere Jahre darauf die Gattin begegnet war, hatten sie sich von Frau zu Frau ausgesprochen. Die Frau hatte ihren Lateinlehrer verlassen und nahm an, dass er noch immer in bezaubernden engen Hotelzimmern in Rom seine Schülerinnen verführte.

Aber warme Hände, behaarte Brust und Witz.

Aber hier war jetzt nicht die Rede von diesem Blödian. Nicht von ihm und auch nicht von Ewa Moreno.

Die Rede war von einem toten Mädchen namens Winnie Maas. Und von einem (hoffentlich) lebenden namens Mikaela Lijphart.

Und von Arnold Maager, Mikaelas Vater.

Er hatte sechzehn Jahre Zeit gehabt, um sich für die Begegnung mit seiner Tochter eine passende Geschichte zurechtzulegen. Sechzehn Jahre allein mit seinen Gedanken und, vermutlich, seiner Reue.

Aber sechzehnhundert wären auch nicht genug, dachte Moreno. Die Zeit heilt viele Wunden, aber nicht die, die das schlechte Gewissen schlägt. Sie dachte an eine Gedichtzeile:

Denn die Rosen der Schande glühen in alle Ewigkeit.

Sie stellte die Ordner zurück in den Schrank. Schaute vorsichtig durch die Tür in Polizeianwärter Vegesacks Zimmer und konnte feststellen, dass der noch immer in seinem Drehsessel saß und schlief. Mit zurückgelegtem Kopf und offenem Mund.

Sie hatte ein paar Worte mit ihm über sein Gespräch mit Maager im Sidonisheim wechseln wollen, aber sie beschloss, es zu lassen.

Das war ein absolut menschenfreundlicher Entschluss. Falls er und seine Verlobte auch in der kommenden Nacht nicht schlafen wollten.

Sie verließ die Wache von Lejnice und ging quer über den Marktplatz zur Konditorei Vlammerick, um für ihren Freund (Verlobten? Typen? Liebhaber?) ein Versöhnungsgeschenk zu erstehen.

Und zum Teil auch, um ihren prämenstruellen

Blutzuckerpegel zu heben.

19. Juli 1999

Der Anruf kam, als sie gerade im Schatten einer Ulme geparkt hatte, und sie meldete sich erst nach kurzem Überlegen.

»Ich dachte, du wolltest es vielleicht wissen«, sagte Münster.

Einen Moment lang wusste sie einfach nicht, wovon er redete.

»Wissen?«

»Meister Lampe. Die Pädophilenfrage.«

»Ach?«, sagte Moreno.

»Ich habe den Journalisten gefunden.«

Wie ist das möglich?, fragte Ewa Moreno sich. Dass ich diesen Schleimscheißer in den letzten Tagen fast habe verdrängen können?

»Es gibt also wirklich einen Journalisten?«

»Sieht so aus«, sagte Münster und klang düsterer, als sie es je gehört zu haben glaubte.

»Weiter«, bat sie.

Münster räusperte sich.

»Ich sitze in der Tinte«, erklärte er. »Diese Geschichte ist leicht verkorkst... um das mal so zu sagen.«

»Wieso sitzt du in der Tinte?«

»Vielleicht nicht gerade in der Tinte, aber lustig ist das nun wirklich nicht. Das mit Lampe-Leermann an sich war kein Problem. Er hat den Namen gegen eine Garantie für einen Platz im Saalsbachgefängnis ausgespuckt. Ich glaube, er hat in zwei

anderen Knasten Feinde und fühlt sich bedroht. Auf jeden Fall hat er mir ohne viel Hin und Her den Namen dieses Reporters genannt.«

»Warum sagst du nicht, wie er heißt?«

»Ich weiß nicht«, sagte Münster.

»Weißt du nicht, wie er heißt, oder weißt du nicht, warum du seinen Namen nicht verraten willst?«

»Ich weiß, wie er heißt«, sagte Münster.

»Hast du mit ihm gesprochen?«

»Ja.«

»Und?«

Plötzlich spürte sie wieder diese Hand, die sich um ihre Kehle legte. *Pädophil? Einer von ihren Kollegen?* In Gedanken ging sie ihre Namen durch... *Rooth, Jung, deBries...* wie eine Art beschwörendes Mantra machte sie weiter... *Krause, Bollmert...*

»Er gibt zu, dass er Lampe-Leermann gegenüber geplaudert hat«, sagte Münster. »Im Suff, natürlich. Er hat einen Namen für uns, sagt er. Er hat Fotos als Beweis, und er hat zehntausend kassiert, um den Mund zu halten... mit anderen Worten, genau wie Meister Lampe behauptet hat.«

»O verdammt«, sagte Moreno.

»Ganz recht«, sagte Münster. »Und dann gibt es noch eine nette Gemeinschaft.«

»Was denn?«

»Er will den Namen nur gegen zehntausend ausspucken.«

»Was? Was zum...«

»Hab ich auch gedacht«, sagte Münster. »Anfangs. Aber die Sache hat doch auch eine Art schwarzer Logik. Wenn er zehntausend für sein Schweigen genommen hat, dann wäre es doch unmoralisch, so ganz gratis zu reden, unethisch, wie er

das nennt.«

»Aber für weitere zehntausend...«

»...sieht die Sache anders aus. Hast du verstanden, wie die Lage ist?«

Moreno dachte eine Weile nach.

»Ja«, sagte sie. »Ich glaube schon. Was für ein Arsch.«

»Zweifellos«, sagte Münster. »Aber was soll ich jetzt machen? Zu Hiller gehen und ihn um zehntausend Gulden bar auf die Hand bitten?«

Moreno gab keine Antwort.

»Wie ist denn das Wetter an der Küste?«, fragte Münster.

»Wechselhaft. Heute scheint die Sonne. Hast du einen Plan?«

»Noch nicht«, sagte Münster. »Aber ich muss mir wohl einen ausdenken. Ich wollte dir nur schon mal Bescheid sagen.«

»Danke«, sagte Moreno.

Im Hörer wurde es für einige Sekunden still.

»Es kann nicht... du glaubst nicht, dass er blufft?«, fragte sie dann. »Dieser verdammte Zeitungsschmierer?«

»Sicher«, sagte Münster. »Das tut er sicher.«

»Es gibt nichts Übleres als falsche Anklagen.«

»Nichts«, sagte Münster. »Abgesehen von echten. Ich lass von mir hören.«

»Tu das«, sagte Moreno.

Ein schwarzer Hund stand kläffend vor seiner Hütte, als sie die Rezeption suchte. Tiefes, dumpfes Bellen, wie aus einem Brunnen, ein fast surrealistischer Kontrast zu dem gepflegten Park und den blassgelben Gebäuden, dachte Moreno.

Aber auch ein passendes Symbol für ihre eigenen schwarzen Gedanken. Zerberus vielleicht? Eine Erinnerung an den

Abgrund und den Weg, den wir alle gehen müssen? Sie fragte sich, warum sich die Besitzer des Tieres nicht entledigten oder es frei herumlaufen ließen. Es konnte doch wirklich kein Trost für die armen zerbrochenen und verwirrten Seelen sein, die hier aufbewahrt wurden.

Sie fand den richtigen Eingang und stellte sich einer rothaarigen Frau in einem weißen Kittel vor, die hinter einem Glasschalter saß.

»Arnold Maager, ja«, sagte die Frau mit nervösem Lachen.
»Ich glaube, Sie sollten mit Frau Walker sprechen.«

»Frau Walker?«

»Sie leitet die Klinik. Einen Moment bitte.«

Sie drückte auf vier Knöpfe ihrer Telefonanlage.

»Warum muss ich mit der Leiterin sprechen? Ich will doch nur Herrn Maager besuchen.«

Die Rothaarige zögerte.

»Einen Moment.«

Sie trat drei Schritte von ihrem Schalter zurück und kehrte Moreno den Rücken zu. Sprach mit gedämpfter Stimme in ihr Telefon. Wandte sich dann mit gedämpftem Erröten wieder Moreno zu.

»Sie können sofort zu Frau Walker. Dritte Tür rechts, da gegenüber.«

Sie zeigte auf einen kurzen Gang.

»Danke«, sagte Moreno und ging in die angewiesene Richtung.

Klinikchefin Walker war eine kleine dunkle Frau von Mitte Sechzig. Sie thronte hinter einem gigantischen Schreibtisch. Kommt mir fehl am Platze vor, dachte Moreno. Eine Taube neben einem Fußballplatz, so ungefähr. Die Frau erhob sich, umrundete den halben Platz und grüßte, als Moreno die Tür hinter sich geschlossen hatte. Mit ihrem einen Bein schien

etwas nicht zu stimmen. Sie stützte sich auf einen dunkelbraunen Stock möglicherweise war diese leichte Behinderung der Grund, weshalb sie sich überhaupt die Mühe gab, aufzustehen. Als eine Art Demonstration.

Und dazu kam eine spürbare Unruhe. Der übertriebene Wille, sich nützlich zu machen, der ganz offen zu Tage trat und den Moreno nicht begreifen konnte. Sie hatte angerufen und ihr Kommen angekündigt, hatte aber nur einen Anrufbeantworter erwischt. Hatte sich zwar als Kriminalbeamtin vorgestellt, doch dass die Anstalt so viel Dreck am Stecken hatte, wie diese Frau jetzt signalisierte, konnte sie kaum glauben.

Die Erklärung erfolgte recht bald.

»Bitte, setzen Sie sich«, sagte Frau Walker. »Ich glaube, wir haben ein kleines Problem.«

»Ach?«, fragte Moreno und blieb stehen. »Ich wollte doch nur kurz mit Arnold Maager sprechen. Wo ist da das Problem?«

»Er ist nicht hier«, sagte Frau Walker.

»Bitte?«

»Arnold Maager hält sich nicht in der Klinik auf. Er hat das Haus verlassen.«

Das Haus verlassen, dachte Moreno. Arnold Maager? Hat die Frau denn den Verstand verloren?

»Wie meinen Sie das?«, fragte sie. »Wo ist er?«

»Das wissen wir nicht. Er ist seit Samstagmittag verschwunden... es tut mir wirklich Leid, dass Sie sich vergebens herbemüht haben. Aber da Sie keine Nummer hinterlassen hatten, unter der wir Sie erreichen konnten, haben wir...«

»Auf welche Weise ist er verschwunden?«, fiel Moreno ihr ins Wort.

Frau Walker setzte sich wieder hinter ihren Schreibtisch.

»Wir wissen nicht genau, wann. Und nicht, wie. Irgendwann am Nachmittag, da macht er immer einen Spaziergang durch den Park. Beim Abendessen haben wir ihn dann vermisst. Am Samstag, meine ich.«

»Und er hat nicht gesagt, wo er hinwollte?«

»Nein.«

»Ist Herr Maager auch früher schon verschwunden?«

»Nein«, sagte Frau Walker müde. »Nie. Manche Patienten laufen manchmal weg... nach Hause, genauer gesagt... aber Maager war in der ganzen Zeit immer hier.«

»Sechzehn Jahre?«, fragte Moreno.

»Ja, so ungefähr«, bestätigte Frau Walker. »Wir machen uns große Sorgen und haben heute Morgen überlegt, was wir jetzt unternehmen sollen.«

»Haben Sie die Polizei über sein Verschwinden informiert?«

»Sicher«, erklärte Frau Walker.

»Wann denn?«

Die Klinikchefin betrachtete ihre gefalteten Hände.

»Vor zwei Stunden.«

Große Klasse, dachte Moreno und biss die Zähne zusammen, um keine übereilte Bemerkung zu machen. Wirklich große Klasse. Da darf ein depressiver, seelisch kranker Mensch zwei Tage durch die Gegend stromern, dann erst wird eine Besprechung angesetzt, auf der beschlossen wird, die Behörden zu informieren. Vielleicht sollten wir uns an die Routine halten, wie die Zuständigen in solchen Fällen immer sagen.

»Ein Kollege hat in der vorigen Woche mit Herrn Maager gesprochen. Ist Ihnen das bekannt?«

Frau Walker nickte.

»Ja, das weiß ich. Am Mittwoch. Und einige Tage vorher war seine Tochter hier. Kann es da einen Zusammenhang geben,

was meinen Sie? Sonst ist er wirklich nicht so umschwärmt.«

Moreno ignorierte diese Spekulationen.

»Sie sagen, dass Herr Maager am Samstagnachmittag verschwunden ist?«

»Ja. Er hat wie immer gegen halb eins zu Mittag gegessen... es muss also irgendwann danach gewesen sein.«

»Haben Sie mit dem ganzen Personal gesprochen?«

»Und auch mit den Patienten. Nach zwei Uhr hat ihn niemand mehr gesehen.«

»Und niemand hat gesehen, wie er das Gelände verlassen hat?«

»Nein.«

Moreno dachte kurz nach.

»Was hat er mitgenommen?«

»Wie bitte?«

»Kleidung? Eine Tasche? Oder ist er mit leeren Händen losgezogen?«

Frau Walker hatte diesen Aspekt offenbar nicht bedacht, denn nun eilte sie wieder hinter ihrem Schreibtisch hervor.

»Wir werden das augenblicklich überprüfen. Es gibt eine Liste über alles, was die Hausbewohner auf ihren Zimmern haben... über das meiste jedenfalls. Kommen Sie mit!«

»Na gut«, seufzte Moreno.

Eine halbe Stunde später wussten sie schon mehr. Offenbar war Arnold Maager nicht überstürzt aufgebrochen. Nachdem Pfleger und Ärzte sich miteinander beraten hatten, wussten sie, dass eine kleine Einkaufstasche und zwei Garnituren Wäsche aus seinem Schrank fehlten. Hemden, Socken und Unterhosen.

Andere Hinweise konnten sie jedoch nicht finden, weder in Maagers Zimmer noch anderswo, weshalb Moreno sich verabschiedete und zu ihrem Auto zurückkehrte. Muss sofort

mit Vegesack reden, dachte sie. Muss wissen, was er bei diesem Gespräch von sich gegeben hat.

Maager war nicht sonderlich mitteilsam gewesen, das hatte Vegesack ja schon klargestellt. Aber umso größer war das Risiko, nahm Moreno an, dass der Polizeianwärter ein wenig zu viel gesagt hatte.

Was Mikaela Lijphart anging, zum Beispiel. Dass sie ein wenig verschwunden war, zum Beispiel.

Sie ließ sich hinter das Lenkrad sinken. Kurbelte das Seitenfenster herunter und drehte den Zündschlüssel.

Nichts.

Der Motor blieb stumm.

Sie drehte den Schlüssel noch einmal um. Und noch einmal.

Nicht ein Mucks war zu hören.

Das darf doch nicht wahr sein, dachte sie. Das kann nicht wahr sein. Nicht gerade jetzt.

Wie zum Teufel?, dachte sie dann. Wie, zum Teufel, kann man ein volles Jahrzehnt nach Fall der Mauer in einer alten Zonenkarre durch die Gegend gurken? In einer verdammt Konservendose, die ins Museum gehört?

»Lieber Verlobter«, fauchte sie, als sie ihre Tasche nach ihrem Handy durchwühlte. »Jetzt hast du schlechte Karten. Verdammt schlechte!«

Es war der 19. Juli, und die Sonne knallte von einem immer strahlenderen Himmel. Polizeiinspektorin Ewa Morenos Urlaub war soeben in die zweite Woche gegangen. Sie befand sich auf einem Parkplatz vor einer einsam gelegenen psychiatrischen Klinik zwei Kilometer vom Meer entfernt, hatte gerade ihre Regel bekommen, und Mikael Baus verdammter Trabi wollte nicht anspringen.

Die erste freie Frau der Weltgeschichte? Hatte sie sich nicht so noch vor einigen Tagen ins Koordinatenkreuz des Lebens

platziert?

Ha!

»Die Erde ist rund«, sagte Henning Keeswarden, sechs Jahre und fünf Monate alt.

»Verflixt rund«, stimmte Fingal Wielki zu, er war erst vier Jahre und neun Monate und ein eifriger Vertreter von allem, was neu und modern wirkte. Vor allem, wenn es von seinem verehrten Vetter vorgebracht wurde.

»Auf der anderen Seite gibt es Menschen«, erklärte der junge Keeswarden. »Kapiert du?«

Fingal Wielki nickte eifrig. Natürlich kapierte er.

»Wenn wir ein tiefes, tiefes Loch graben, ganz gerade in den Boden hinein, dann kommen wir auf der anderen Seite wieder raus.«

»Auf der anderen Seite«, bestätigte Fingal.

»Man muss verdammt tief graben, aber dann klettert man einfach ins Loch und kommt auf der anderen Seite wieder raus. Bei den Chinesen.«

»Den Chinesen«, sagte Fingal. Er konnte sich nicht so recht vorstellen, was das wohl für Leute waren, aber das wollte er nicht zugeben. »Man muss verdammt verflixt tief graben«, erklärte er stattdessen.

»Los geht's«, sagte Henning Keeswarden. »Wir haben ja schließlich den ganzen Tag. Neulich hab ich ein Loch gegraben, das fast durch die ganze Erde ging. Ich war fast auf der anderen Seite, aber dann musste ich zum Essen nach Hause. Ich konnte sie schon reden hören.«

»Reden?«

Fingal konnte sein Erstaunen nicht verbergen.

»Die Chinesen. So weit war ich schon. Ich hab das Ohr unten auf den Boden gedrückt und konnte sie ganz deutlich hören. Aber ich hab natürlich nichts verstanden, die sprechen doch eine andere Sprache, die Chinesen. Sollen wir jetzt ein Loch graben, das tief genug ist?«

»Aber klar«, sagte Fingal Wielki.

Die Vettern buddelten. Fingal hatte einen roten und viel neueren Spaten als Henning, dessen blauer schon etwas mitgenommen war. Vielleicht hatte er beim letzten Versuch, China zu erreichen, Schaden genommen, das wäre ja einzusehen. Aber ein roter Spaten gräbt ohnehin immer schneller als ein blauer.

Noch immer war es Morgen. Sie waren eben erst mit ihren Müttern zum Strand gekommen, zwei Schwestern, die jetzt auf dem Rücken lagen und ihre Brüste sonnten, so ein Strand war das nämlich.

Das Graben war ziemlich leicht. Zumindest am Anfang. Schon bald aber fing der hochgeworfene Sand an, zurück ins Loch zu rieseln. Hennig sagte, sie müssten es ein wenig verbreitern. Es war mühselig, in die Breite zu graben, wo es doch zu den Chinesen steil abwärts ging, aber wer vorankommen will, muss eben kleine Unannehmlichkeiten in Kauf nehmen. Und zupacken!

Deshalb legte Henning los, und Fingal folgte seinem Beispiel.

»Halt die Klappe, vielleicht kann ich ja schon was hören«, sagte Henning, als das Loch so tief war, dass nur noch Schultern und Kopf zu sehen waren, wenn man auf dem Boden stand. Zumindest bei Fingal, der zehn Zentimeter kleiner war als sein Vetter.

»Pst«, sagte Fingal und hielt sich den Finger an die Lippen, während Henning sein Ohr gegen den feuchten Sand presste.

»Hörst du was?«, fragte er, als Henning sich wieder aufrichtete und sich Sand aus dem Ohr wischte.

»Es war noch ganz leise«, erklärte Henning als erfahrener Gräber. »Wir müssen noch eine Weile weitermachen. Sollen wir jetzt mal Sklave spielen?«

»Sklave? Ja klar«, sagte Fingal, dem gerade nicht einfiel, was das nun wieder war.

Henning kletterte aus dem Loch.

»Du bist jetzt der Sklave, und ich bin der Sklaventreiber. Du musst alles tun, was ich sage, sonst bring ich dich um und fresse dich dann auf.«

»Alles klar«, sagte Fingal.

»Graben!«, schrie Henning mit drohender Stimme. »Graben, du mieser, fauler Sklave!«

Fingal langte wieder zu. Er grub und grub, dass der Sand nur so aufstob, aber so dicht bei China war er schwer und weich.

»Graben«, schrie Henning noch einmal. »Und du musst Yes, Mister sagen.«

»Jesmister«, sagte Fingal und buddelte weiter.

Bald müssen wir doch in China sein, dachte er, wagte aber nicht, seine Arbeit zu unterbrechen, um zu horchen. Dann würde sein Vetter ihn totschiagen und auffressen. Was keine lustige Aussicht war. Deshalb grub er ein wenig schräg zur Seite, das ging leicht. Vielleicht lag China ja in der Richtung, er ahnte schon, dass es so war.

»Graben, du fauler Neger!«, schrie Henning.

Fingals Arme taten wirklich weh, vor allem der rechte, den er ein halbes Jahr zuvor beim Schlittschuhlaufen gebrochen hatte. Aber er gab nicht auf. Er holte mit dem Spaten aus und rammte ihn mit voller Kraft in die Sandwand des Loches.

Eine kleine Lawine kam von oben, aber das machte nichts. Er wusste trotzdem, dass sie ihr Ziel erreicht hatten. Endlich. Ein Fuß ragte aus dem Sand.

Ein Fuß mit fünf Zehen und sandiger Sohle. Ein echter Chinesenfuß!

»Da sind wir«, rief er. »Schau mal!«

Der Sklaventreiber sprang in die Grube, um sich die Sache anzusehen. Ja verdammt! Sie hatten so tief gegraben, dass sie schon bei den Fußsohlen der Chinesen angekommen waren.

»Gut gemacht«, sagte er.

Das einzig Seltsame – und was die Theorie, die Erde sei rund, ja doch in Zweifel zog – war, dass der Fuß nicht unten in der Grube aufgetaucht war, sondern an der Seite. Er ragte aus der Wand heraus, und das Bein, an dem der Fuß festsaß, schien sich ebenfalls auf der Seite zu befinden.

Aber das war eine Nebensächlichkeit.

»Wir graben den Sand weg und sehen uns den Rest an«, entschied Henning Keeswarden, der seinen Posten als Sklaventreiber aufgegeben hatte und bereit war, dieses Bein auszubuddeln... und den Körper dazu, der am Ende dann doch kein Chinese war, sondern ein ganz gewöhnlicher Toter.

Was eigentlich gar nicht so schlimm war. Auch, wenn er das seinem Vetter gegenüber niemals zugegeben hätte, so war ihm doch noch nie ein Toter über den Weg gelaufen.

Aber als er mit seinen blauen Spaten zustach und wieder eine Sandlawine in die Grube raste, schaute seine Tante Doris zu ihnen hinunter.

Seine Tante, Fingals Mama.

Zuerst starrte sie.

Dann schrie sie.

Und dann kam seine eigene Mama dazu und schrie ebenfalls, und dann wurden er und Fingal aus dem Chinesenloch

gezogen, und von allen Seiten strömten die Leute herbei, Tanten mit nackten und Tanten mit verhüllten Titten, und Onkel mit und ohne Sonnenbrillen, mit weiten flatternden Badehosen und mit kleinen dünnen, die fast zwischen ihren Arschbacken verschwanden, und alle zeigten in das Loch und riefen wild durcheinander.

»Nichts anfassen! Nichts anfassen!«, schrie ein großer dicker Kerl, lauter als alle anderen. »Im Sand ist eine Leiche vergraben. Nichts anfassen, bis die Polizei kommt!«

Und Hennings Mama nahm Henning auf den Arm, und Fingals Mama tat dasselbe mit Fingal, und im Loch lagen ein roter und ein blauer Spaten, für die kein Mensch sich mehr zu interessieren schien.

Aber diese Füße (denn beim letzten energischen Spatenstich war noch ein Fuß aufgetaucht) fanden alle umso spannender.

Das ist dann sicher doch so ein Chinese, dachte Fingal.

»Die Erde ist rund«, rief er und winkte allen anderen zu, als seine Mama mit ihm zu ihren Handtüchern und Würsten und Äpfeln und Rosinenbrötchen und Butterbrot und rotem und gelbem Saft zurücklief. »Verflucht rund!«

III

22. Juli 1983

Zuerst begriff sie nicht, was die Person da sagte. Die roten Digitalziffern der Uhr zeigten 01.09 Uhr. Ihr Ärger darüber, dass jemand die Frechheit besaß, um diese Zeit anzurufen, mischte sich mit der Angst, es könnte etwas passiert sein. Ein Unfall? Ihre Eltern? Ihr Bruder? Arnold oder Mikaela... nein, die schliefen doch im selben Zimmer wie sie selber. »Verzeihung? Was haben Sie gesagt?«

»Ich möchte mit Magister Maager sprechen.«

Eine Schülerin. Die Unruhe verflog. Ein Mädchen von fünfzehn oder sechzehn Jahren, das nachts um zehn nach eins anrief, mehr nicht. *Magister Maager*? Arnold drehte sich im Bett um, dann war das erste unverkennbare Schluchzen aus dem Kinderbettchen zu hören. Mikaela war wach und würde in wenigen Sekunden losbrüllen. Das stand fest. Es kam zwar nicht jede Nacht vor, aber auf jeden Fall jede zweite.

Und manchmal nicht nur einmal. Auch ohne Hilfe des Telefons. Jetzt war sie nur noch wütend.

»Was soll denn das, mitten in der Nacht anzurufen? Wir haben ein kleines Kind und haben wirklich Besseres zu tun als...«

Sie verlor den Faden. Die andere sagte nichts. Für einen Moment hatte sie den Eindruck, die Anruferin habe einfach aufgelegt, doch dann hörte sie aus dem Hörer einen leicht schnaufenden Atem. Arnold knipste die Lampe an und setzte sich im Bett auf. Sie gab ihm ein Zeichen, sich um Mikaela zu kümmern, und er stand auf.

»Was willst du?«, fragte sie verkniffen.

»Mit Maager reden.«

»Und warum?«

Keine Antwort. Mikaela wimmerte vor sich hin, und Arnold nahm sie hoch. Warum zum Teufel lässt er sie nicht liegen, dachte sie. Es hätte doch gereicht, ihr den Schnuller in den Mund zu stecken. Jetzt würde sie in der nächsten halben Stunde nicht wieder einschlafen.

»Wie heißt du?«, fauchte sie in den Hörer. »Du musst doch einsehen, dass du um diese Zeit niemanden anrufen kannst!«

»Ich muss mit ihm sprechen. Sagen Sie ihm bitte, dass er in einer Viertelstunde auf der Eisenbahnbrücke sein soll?«

»Auf der Eisenbahnbrücke? Hast du den Verstand verloren? Was soll das eigentlich, du kleine... kleine...«

Ihr fiel keine passende Bezeichnung ein. Sie hätte sonst zu Unflätigkeiten greifen müssen, aber dann hätte sie das Gefühl gehabt, die Lage gänzlich aus der Kontrolle zu verlieren. Jetzt gellte Mikaelas erster lauter Schrei durch das Zimmer. O verdammt, dachte sie, was ist bloß los?

»Kann ich jetzt mit ihm sprechen?«

»Nein.«

»Es ist... es ist wichtig.«

»Und worum geht es?«

Erneutes Schweigen. Im Hörer und von Mikaela, die offenbar müde war und nicht genug Energie hatte, um ihr ganzes Repertoire durchzuspielen. Sie schien zum Glück damit zufrieden zu sein, über Papas Schulter zu hängen und ein bisschen vor sich hinzujammern.

»Sagen Sie ihm, dass er zur Eisenbahnbrücke kommen soll.«

»Nichts da. Sag, wer du bist und warum du mitten in der Nacht anrufst.«

Arnold kam zu ihr, setzte sich auf die Bettkante und schaute sie fragend an. Sie erwiderte seinen Blick, und im selben Moment beschloss die Anruferin, die Karten auf den Tisch zu legen.

»Ich heiße Winnie und war mit ihm zusammen. Ich bin schwanger.«

Es war seltsam, dass Arnold und Mikaela so dicht in ihrer Nähe waren, als diese Worte sich in ihr Bewusstsein bohrten. Das dachte sie sofort und dann später immer wieder. Dass sie in diesem Moment auf ihrer Hälfte des Doppelbettes saßen. Vater, Mutter und Kind. Die heilige Familie. Verdammt seltsam, denn der Abgrund, der sich plötzlich zwischen ihnen auftat, war so tief und so breit, dass sie wusste, dass sie ihn niemals überbrücken könnten. Sie würden nicht einmal den Versuch machen, es wäre aussichtslos. Ganz plötzlich wusste sie das.

Und wie seltsam, dass man für solche Überlegungen nur den Bruchteil einer Sekunde brauchte. Sie reichte ihm den Hörer und nahm ihm seine Tochter weg.

»Für dich.«

Aber ihre Ruhe war von kurzer Dauer. Als Arnold auflegte und neben dem Bett zu einem Häufchen Elend zusammengesackt war, legte sie Mikaela auf die Kissen und fing an, auf ihn einzuschlagen.

Mit geballten Fäusten, so fest sie konnte, schlug sie auf Kopf und Schultern ein. Er zeigte keinerlei Reaktion. Wehrte sich nicht, senkte nur ein wenig den Kopf, und bald waren ihre Arme müde. Mikaela wurde wieder wach, weinte aber nicht mehr. Sie setzte sich auf und glotzte. Mit großen blanken Augen und dem Schnuller im Mund.

Sie verließ das Schlafzimmer, lief ins Badezimmer und schloss sich dort ein. Spritzte sich kaltes Wasser ins Gesicht

und versuchte, alle irrwitzigen Gedanken auszuschalten, die ihr Gehirn bombardierten.

Zuerst starrte sie im Spiegel ihr Gesicht an, dann betrachtete sie die vielen hundert Gegenstände auf dem Beckenrand und in den Regalen, diese Tuben und Dosen und Seifen und Scheren und Zahnbürsten und Pflaster, die das Alltäglichsche von allem Alltäglichen in ihrem Leben ausmachten, die ihr jetzt aber plötzlich neu und fremd vorkamen, und die sich mit bedrohlichen und beängstigenden Vorzeichen zu umgeben schienen, die sie nicht deuten konnte. Ich werde verrückt, dachte sie. Ich werde wahnsinnig, in diesem Moment, in diesem verdammten Badezimmer, in diesem verdammten Augenblick... es geht nur noch um Sekunden.

Sie fuhr sich mit dem Handtuch übers Gesicht und öffnete die Tür.

»In einer Viertelstunde auf der Eisenbahnbrücke, ja?«

Er gab keine Antwort. Nichts war zu hören, weder von ihm noch von Mikaela. Nur Schweigen strömte aus dem Schlafzimmer. Sie holte Jeans und einen Pullover. Die blauen Stoffschuhe. War innerhalb einer halben Minute angezogen und aufbruchbereit.

Bis dann.

Das dachte sie, sagte es aber nicht.

»Warte.«

Sie wartete nicht. Sie öffnete die Haustür und ging hinaus. Zog die Tür hinter sich ins Schloss und lief auf die Straße hinaus. Die Nachtluft war kühl und erfrischend.

Hier konnte sie schnaufen.

Als er Mikaela verließ, wusste er nicht genau, ob sie schlief. Aber sie lag in ihrem Bett, hatte den Schnuller im Mund und atmete regelmäßig. Vielleicht würde sie ja doch einige Stunden

ruhig bleiben.

Er schloss die Haustür, so leise er konnte. Spielte für einen Moment mit dem Gedanken, das Fahrrad zu nehmen, entschied sich dann aber anders. Er würde ja doch nicht als Erster auf der Brücke sein.

Er würde acht oder zehn Minuten brauchen, und vielleicht konnte er die nutzen. Wollte er überhaupt als Erster eintreffen? Sollte er diese Zeit nicht dazu nutzen, um irgendeine Entscheidung zu treffen? Um zu einem Entschluss zu gelangen?

Oder war alles bereits entschieden?

War nicht alles bereits festgelegt worden, als er vor einem Monat die Grenze überschritten hatte? Schon damals. Vor sechs Wochen, um es genau zu nehmen. War nicht damals alles nur noch eine langsam tickende Zeitbombe gewesen?

Hatte er sich denn auch nur für einen Moment etwas anderes eingebildet? Dass er ungeschoren davonkommen würde? Dass er nicht dafür bezahlen müsste?

Er merkte, dass er ungewöhnlich schnell an der langen, dunklen Sammersgraacht vorbeilief. Kein Mensch war zu sehen, keine Katze unterwegs.

Dann bog er nach rechts in die Dorffs-Allee ein und ging dann durch Gimsweg und Hagenstraat. Vorbei an der Schule.

Die Schule, dachte er. Ob er jemals wieder...

Er führte diesen Gedanken nicht zu Ende. Er bog um die Nordwestecke des Sportplatzes und steigerte das Tempo noch mehr. Nur noch wenige hundert Meter.

Was wird jetzt passieren, fragte er sich. Was wird dort oben passieren?

Plötzlich fuhr er zurück. Als sei ihm dieser Gedanke erst jetzt gekommen.

Warum gehe ich nicht lieber nach Hause und kümmere mich

um meine Tochter, fragte er sich. Warum?

Er zögerte fünf Sekunden. Dann hatte er seinen Entschluss gefasst.

Vernehmung des Ludwig Georg Heller, am 2. 8. 1983.

Ort: Wache von Lejnice.

Vernehmungsleiter: Hauptkommissar Vrommel, Polizeichef

Anwesend: Inspektor Walevski.

Abschrift: Inspektor Walevski. Kopie an: Hauptkommissar Vrommel, Polizeichef.

Vrommel: Name und Adresse bitte.

Heller: Ludwig Heller, Walders Steeg 4.

V: Hier in Lejnice.

H: Ja.

V: Sie sind dreißig Jahre alt und arbeiten an der hiesigen Voellerschule. Stimmt das?

H: Ja.

V: Können Sie mir erzählen, in welcher Verbindung Sie zu Arnold Maager stehen?

H: Wir sind Kollegen. Und gute Freunde.

V: Wie lange kennen Sie sich schon?

H: Seit unserem sechzehnten Lebensjahr. Wir sind zusammen aufs Gymnasium gegangen.

V: Und hatten seither immer Kontakt?

H: Nein. Wir haben an unterschiedlichen Universitäten studiert und nicht am selben Ort gewohnt. Aber als wir an derselben Schule angestellt wurden, konnten wir unsere alte Bekanntschaft erneuern. Das ist jetzt ungefähr drei Jahre her.

V: Würden Sie behaupten, dass Sie Herrn Maager gut kennen?

H: Ja, ich glaube, das kann ich sagen.

V: Das glauben Sie?

H: Ich kenne ihn gut.

V: Auch seine Frau?

H: Nein, ich bin ihr nur einige Male begegnet.

V: Einige Male?

H: Drei, glaube ich. Wir reden miteinander, wenn wir uns in der Stadt begegnen.

V: Haben Sie selber Familie?

H: Noch nicht. Ich habe eine Freundin.

V: Ich verstehe. Sie wissen, was passiert ist?

H: Ja.

V: Dass Maager ein Verhältnis zu einer Schülerin hatte und dass diese Schülerin jetzt tot ist.

H: Winnie Maas, ja.

V: War sie auch Ihre Schülerin?

H: Ja.

V: In welchen Fächern?

H: Mathematik und Physik.

V: Welche Noten haben Sie ihr gegeben?

H: Noten? Ich begreife nicht, was ihre Noten damit zu tun haben.

V: Nicht? Wenn ich Sie bitten dürfte, einfach meine Fragen zu beantworten.

H: Ich habe ihr in Physik eine 5 und in Mathematik eine 3 gegeben.

V: Keine sonderlich guten Noten?

H: Nein. Ich begreife noch immer nicht, was das für eine Rolle spielen soll.

V: War sie hübsch?

H: Verzeihung?

V: Ich fragte, ob Winnie Maas hübsch war.

H: Darüber habe ich mir nie Gedanken gemacht.

V: Fand Arnold Maager Winnie Maas hübsch?

(Keine Antwort.)

V: Ich möchte Sie dringend bitten, meine Fragen zu beantworten. Mit allergrößter Wahrscheinlichkeit werden Sie das auch vor Gericht tun müssen. Und da können Sie sich auch gleich daran gewöhnen.

H: Ich weiß nicht, ob Arnold Maager Winnie Maas hübsch gefunden hat.

V: Aber Sie wissen, dass er ein Verhältnis mit ihr hatte?

H: Ein Verhältnis war das ja wohl kaum.

V: Nicht? Und wie würden Sie das nennen?

H: Sie hat sich ihm angeboten. Er hat einen Fehler gemacht: Und es ist nur einmal passiert.

V: Sie finden sein Verhalten also akzeptabel?

H: Natürlich nicht. Ich sage nur, dass von einem Verhältnis nicht die Rede sein kann.

V: Waren Sie in der Wohnung, als Maager und Winnie Maas ihren sexuellen Kontakt hatten?

H: Nein.

V: Aber Sie wussten davon?

H: Ja.

V: Wussten Sie das auch schon vor dem Tod des Mädchens?

H: Ja.

V: Wie und wann haben Sie davon erfahren?

H: Zwei Kollegen haben darüber geredet.

V: Welche denn?

H: Cruickshank und Nielsen.

V: Zwei von denen, die nach der Discothek am 10. Juni noch mit auf dem Fest waren?

H: Ja.

V: Und sie haben erzählt, dass Maager mit Winnie Maas Geschlechtsverkehr hatte?

H: Ja.

V: Und wann war das?

H: Zwei Tage danach. In der letzten Schulwoche. Maager hat dann auch selber noch davon erzählt.

V: In welchem Zusammenhang?

H: Wir wollten zusammen ein Bier trinken. Das war ganz zu Anfang der Sommerferien, um den 20. oder so.

V: Wo?

H: Im Lippmanns. Und zwei weiteren Kneipen.

V: Und dabei hat er Ihnen erzählt, dass er mit einer Schülerin zusammen gewesen war?

H: Er hat ein wenig darüber erzählt, wie es passiert ist. Ich kannte die Geschichte ja schon.

V: Was hat er gesagt?

H: Dass er sternhagelvoll war und es bitter bereute. Dass er hoffte, dass es keine Folgen haben würde.

V: Folgen haben? Wie hat er das gemeint?

H: Dass es weder für ihn noch für das Mädchen Konsequenzen nach sich ziehen würde, natürlich.

V: Ich verstehe. Die Schüler haben es doch sicher auch alle gewusst?

H: Das nehme ich an. Aber von der Seite habe ich nie etwas gehört. Es war doch so kurz vor den Sommerferien.

V: Hauptsache war sicher, dass es niemand von den Eltern

erfuhr?

H: So könnte man es sagen, ja.

V: Machen wir weiter. Es war ja sicher nicht das einzige Mal in diesem Sommer, dass Sie mit Maager über Winnie Maas gesprochen haben, oder?

H: Nein.

V: Erzählen Sie das genauer.

H: Wir haben uns Mitte Juli noch einmal getroffen.

V: Wann und wo?

H: Wir haben einen Ausflug zu den Inseln gemacht. An einem Samstagnachmittag. Am 15. oder 16., glaube ich. Arnold hatte mich angerufen, er wollte mit mir reden.

V: Und worum ging es diesmal?

H: Um Winnie Maas. Sie war schwanger. Maager hatte das gerade erfahren.

V: Und was hat er an diesem Tag für einen Eindruck auf Sie gemacht?

H: Er machte sich natürlich große Sorgen. Ja, mehr als nur das. Winnie wollte das Kind offenbar behalten.

V: Und was wollte Maager?

H: Das sollte er Ihnen wohl selber erzählen.

V: Das hat er schon getan. Jetzt geht es um Sie, Herr Heller. Maager hat auf diesem Ausflug seine Meinung zum Ausdruck gebracht, oder?

H: Er war sicher etwas aus dem Gleichgewicht geraten.

V: Ich habe nicht gefragt, wie es um sein Gleichgewicht bestellt war. Ich will wissen, wie er sich in Bezug auf diese Schwangerschaft ausgedrückt hat.

H: Er drängte natürlich auf eine Abtreibung. Das ist doch kein Wunder. Sie war zu jung, um Mutter zu werden, und er hatte Angst, seine Frau könnte von der Sache erfahren.

V: Wirklich? Er hatte ihr seinen Seitensprung also noch nicht gestanden?

H: Nein, das hatte er nicht.

V: Hatte er Angst, Winnie Maas könnte das übernehmen?

H: Das kann schon sein. Ich begreife nicht, wozu das alles gut sein soll. Warum wir über diese Dinge diskutieren...

V: Es spielt keine Rolle, ob Sie das verstehen oder nicht. Die Polizei muss auf jeden Fall ihre Arbeit tun. Sie glauben also nicht, dass Arnold Maager sich noch vor etwas anderem gefürchtet haben könnte?

H: Was sollte das denn sein?

V: Denken Sie einfach mal darüber nach. Worüber haben Sie an diesem Tag eigentlich gesprochen?

H: Über alles mögliche.

V: Wie viele Inseln haben Sie besucht?

H: Doczum und Billsmaar. Wir sind einfach nur herumgefahren. Aber nirgendwo an Land gegangen.

V: Und Sie konnten keine Lösung für Maagers Probleme finden?

H: Lösung? Was denn für eine Lösung?

V: Wenn Sie mehrere Stunden unterwegs waren, müssen Sie doch allerlei Spekulationen angestellt haben. Und mit Gedanken gespielt.

H: Ich verstehe nicht, wovon Sie hier reden.

V: Ich rede von Auswegen. Wege, über die Arnold Maager aus dieser Klemme entkommen konnte. Stellen Sie sich doch nicht dümmer, als Sie sind! Ich dachte, Sie hätten ein Staatsexamen abgelegt!

(Keine Antwort.)

V: Denn deshalb wollte er Sie doch treffen? Weil er Hilfe brauchte?

H: Er wollte nur reden. Er war doch verzweifelt, zum Henker!

V: Verzweifelt? Sie meinen, Arnold Maager war verzweifelt, als er mit Ihnen am Samstag, dem 16. Juli, diesen kleinen Ausflug zu den Inseln unternommen hat?

(Pause. Neues Band wird eingelegt.)

V: Hatten Sie in den Wochen vor Winnie Maas' Tod noch weiteren Kontakt zu Arnold Maager? Nach dem 16., meine ich.

H: Er hat mich einige Male angerufen. Vorher, meine ich.

V: Einige Telefongespräche also. Worüber haben Sie gesprochen?

H: Über alles mögliche.

V: Auch über Winnie Maas?

H: Ja.

V: Und was hatte Maager dazu zu sagen?

H: Er machte sich Sorgen.

V: Erzählen Sie das genauer.

H: Was meinen Sie mit genauer?

V: Hat er irgendeinen Plan genannt? Und wie beurteilten Sie seinen Gemütszustand?

H: Er sagte, er könne nachts nicht schlafen. Und wusste nicht, ob er seiner Frau reinen Wein einschenken sollte.

V: Haben Sie ihm einen Rat gegeben?

H: Nein. Was hätte ich sagen sollen?

V: Kam er Ihnen während dieser Gespräche labil vor?

H: Nicht direkt labil. Nervös und angespannt, wie gesagt.

V: Wissen Sie, ob er viel Kontakt zu dem Mädchen hatte?

H: Sie hatten miteinander geredet. Er hatte versucht, sie zu einer Abtreibung zu überreden. Er hatte ihr Geld angeboten.

V: Und was hatte sie gesagt?

H: Sie war offenbar bei ihrem Entschluss geblieben. Sie wollte

das Kind bekommen.

V: Und was war mit dem Geld?

H: Ich weiß nicht.

V: Das wissen Sie nicht?

H: Nein.

V: Na gut. Als Sie erfahren haben, was passiert ist, als das Mädchen tot auf den Bahngleisen gefunden wurde, wie haben Sie da reagiert?

H: Ich war natürlich entsetzt.

V: Ja, natürlich. Wir waren alle entsetzt. Aber waren Sie auch überrascht?

H: Natürlich war ich überrascht. Das war doch ein grauenhaftes Ende.

V: Sie hatten also nicht damit gerechnet?

H: Nein, das hatte ich natürlich nicht. Er muss total die Beherrschung verloren haben. Es ist furchtbar.

V: Überrascht es Sie, dass er die Beherrschung verloren hat? (Keine Antwort.)

V: Ich wiederhole: Angesichts Ihres Wissens um die näheren Umstände, überrascht es Sie, dass Arnold Maager die Beherrschung verloren hat?

H: Ich weiß nicht. Vielleicht nicht.

V: Danke, Herr Heller. Das ist für den Moment alles.

19. Juli 1999

Für einen kurzen Moment – für den hastig verfliegenden Bruchteil einer Sekunde – glaubte sie, er werde sie schlagen. Doch nichts geschah. Er bewegte nicht einmal die Hand. Aber dass dieses Bild sich vor ihrem inneren Auge überhaupt entwickeln konnte, musste etwas bedeuten. Nicht notwendigerweise, dass er von der Sorte war – einer, der die Fäuste benutzte, wenn ihm die Worte ausgingen –, sondern noch etwas anderes. Eine Ahnung? Eine Warnung?

Oder war es einfach ein krankhaftes Fantasieprodukt? Eine Projektion ihres eigenen unentschiedenen Gefühlslebens?

Auf jeden Fall blieb dieses Gefühl haften. Und würde haften bleiben, das wusste sie bereits, als der Augenblick noch nicht verstrichen war.

»Du hast was getan?«, fragte er mit zusammengebißenem Zähnen.

»Ich habe es da oben stehen lassen und mir ein Taxi genommen«, sagte sie.

»Du hast mein Auto oben im Wald stehen lassen? Ohne dafür zu sorgen, dass jemand sich darum kümmert?«

Sie zuckte mit den Schultern. Er hat nicht Unrecht, dachte sie. Ich wäre auch nicht begeistert, wenn ich an seiner Stelle wäre.

»Trabi«, sagte sie. »Ich dachte, es lohnt sich nicht, dafür auch noch Geld auszugeben.«

Er ignorierte diese Bemerkung. Trommelte mit den Fingern

auf dem Tisch herum und schaute über ihre Schulter ins Leere. Seine Wangenhaut straffte sich.

»Und jetzt?«, fragte er.

»Ich bring das schon in Ordnung«, seufzte sie. »Wenn das für dich so verdammt wichtig ist, ein Auto zu haben, dann miete doch einfach eins. Ich bezahle. Leider ist allerlei passiert, deshalb habe ich im Moment keine Zeit für solchen Kleinkram.«

Er ließ einige Sekunden verstreichen, dann fragte er:

»Was ist denn passiert?«

»Maager ist verschwunden. Deshalb hatte ich es so eilig und mochte mich einfach nicht auf die Suche nach einem Abschleppdienst machen.«

»Verschwunden? Wieso das denn?«

»Was weiß ich. Aber seit Samstag ist er nicht mehr im Heim.«

»Also sind jetzt Vater und Tochter verschwunden?«

»Sieht so aus.«

»Weiß die Polizei schon davon?«

Moreno leerte ihr Saftglas und machte Anstalten, sich zu erheben.

»Wenn ja, dann haben sie jedenfalls noch nichts unternehmen können. Diese Schlaffis oben im Sidonis haben das erst vor zwei Stunden gemeldet. Obwohl es zwei Tage her ist. Nein, ich muss mit Vrommel und Vegesack darüber reden, die müssen jetzt endlich aufwachen.«

Mikael Bau ließ sich zurücksinken und betrachtete sie mit verkniffenem Lächeln. Sie konnte dieses Lächeln nicht deuten.

Bei seinen nächsten Worten fiel ihr das schon leichter.

»Die Frau Inspektor ist jetzt also wieder voll im Dienst?«

Ewa Moreno erwiderte sein Lächeln und dachte kurz nach.

»Ich ziehe heute Abend aus«, sagte sie. »Und vielen Dank für die schönen Tage.«

Sein Lächeln schien zu erstarren, doch ehe er etwas sagen konnte, war sie schon aufgesprungen und hatte den Tisch verlassen.

»Und das mit dem Traktor bring ich auch in Ordnung«, rief sie über ihre Schulter zurück. »Nimm dir einen Mietwagen und fahr so lange an den Strand.«

Warum tut er mir nicht mal Leid?, dachte sie, als sie um die Ecke gebogen war. Weil ich mich gerade zum Miststück entwickle?

»Doch, das habe ich gehört«, sagte Polizeianwärter Vegesack mit düsterer Miene. »Nur haben sie so verdammt viel Zeit verstreichen lassen, ehe sie uns informiert haben. Ich weiß ja auch nicht, was wir tun sollen, aber dass wir zwei Tage im Rückstand liegen, macht die Sache nun wirklich nicht besser.«

»Die wichtigste Frage ist sicher nicht, was wir tun sollten«, meinte Moreno. »Sondern was passiert ist.«

Vegesack runzelte die Stirn und suchte nach seinem Schlipsknoten, der ausnahmsweise nicht vorhanden war. Er trug ein marineblaues Polohemd und eine dünne Baumwollhose in einem etwas leichteren Farbton, was zum Wetter und zur Jahreszeit passte, und Moreno fragte sich für einen Moment, ob seine heimgekehrte Freundin etwas mit dieser Kleiderordnung zu tun haben könnte. Das hoffte sie – und sie hoffte, dass die tiefen Schatten unter den Augen des Anwärters ebenfalls damit zusammenhingen. Mit dem, was er zwei Tage zuvor angedeutet hatte.

»Na gut«, sagte er. »Und was glaubst du, was passiert ist?«

Moreno schaute kurz zur halb offenen Tür hinüber, ehe sie antwortete.

»Wo steckt der Polizeichef?«

»Unten am Strand«, sagte Vegesack. »Es ist etwas passiert, aber das erzähle ich dir später.«

Moreno nickte.

»Du nimmst es mir nicht übel, dass ich mich in diesen Fall einmische?«

»Warum sollte ich? Es ist doch deine Sache, wie du deine Ferien verbringst.«

Sie beschloss, nicht zu untersuchen, wie viel Ironie sich in diesem Kommentar versteckte. Jedenfalls nicht sofort.

»Entweder ist Maager durchgebrannt«, sagte sie. »Oder ihm ist etwas zugestoßen. Was erscheint dir wahrscheinlicher?«

Vegesack rieb sich mit den Fingerspitzen die Stirn und schien mit aller Gewalt nachzudenken.

»Keins von beiden«, entschied er dann. »Woher zum Teufel soll ich das wissen? Aber ich verstehe absolut nicht, warum irgendwer ihn um die Ecke bringen sollte. Denn darauf willst du doch wohl hinaus?«

Moreno zuckte mit den Schultern.

»Warum hätte er durchbrennen sollen? Kommt dir das wahrscheinlicher vor?«

Vegesack seufzte.

»Möchtest du einen Schluck Mineralwasser?«

»Ja, gern«, sagte Moreno.

Er verschwand in der Teeküche und kehrte mit einer Plastikflasche und zwei Gläsern zurück.

»Zu wenig Flüssigkeit«, erklärte er. »Das ist mein Problem. Und zu wenig Schlaf.«

Aber nicht zu wenig Liebe, dachte Moreno, als er die Gläser füllte. Wäre auch nicht mein Problem, wenn ich nicht so verdammt blöd wäre.

»Na«, sagte sie. »Und wenn wir, rein hypothetisch, davon ausgehen, dass er freiwillig verschwunden ist, was sagt uns das dann?«

»Dass er irgendeinen Grund haben muss«, sagte Vegesack.

»Genau. Nenn mir einen Grund.«

»Er hat das Heim sechzehn Jahre nicht verlassen.«

»Genau.«

»Es muss... es muss mit dem Besuch seiner Tochter zu tun haben.«

»Wirklich? Warum glaubst du das?«

»Das liegt doch auf der Hand... aber wo der Zusammenhang ist, das wissen die Götter.«

»Sie hat ihn vorigen Samstag besucht. Warum hätte er eine ganze Woche warten sollen?«

Wieder rieb sich Vegesack die Schläfen. Moreno fragte sich, ob er vielleicht eine Art Yogakurs besucht und gelernt haben könnte, auf diese Weise die Blutzufuhr zum Gehirn zu stimulieren. Es sah jedenfalls eher zielstrebig als zerstreut aus, aber sie verschob auch diese Frage auf später.

»Vielleicht hat es nicht so sehr mit ihrem Besuch zu tun«, sagte er schließlich. »Sondern mit ihrem Verschwinden.«

»Das glaube ich auch«, sagte Moreno. »Und woher weiß Maager, dass Mikaela verschwunden ist?«

Vegesack unterbrach seine Schläfenmassage.

»Verdammt. Von mir natürlich. Ich habe es ihm erzählt, als ich bei ihm war und versucht habe, mit ihm zu sprechen.«

»Wann warst du bei ihm?«

Der Polizeianwärter dachte ohne äußerliche Hilfe nach.

»Am Mittwoch, glaube ich. Ja, das war am Mittwoch.«

»Stimmt«, sagte Moreno. »Es wäre gut, wenn du dich genau erinnern könntest, was du zu ihm gesagt hast. Und wie er

reagiert hat.«

Vegesack breitete die Hände aus und hätte fast die Wasserflasche umgeworfen.

»Er hat überhaupt nicht reagiert. Auf rein gar nichts. Er hat guten Tag gesagt, als ich gekommen bin, und auf Wiedersehen, als ich ging. Das war so gut wie alles... aber er hat natürlich zugehört, das schon. Ich habe ihm erzählt, worum es ging, dass Mikaela Lijphart offenbar verschwunden ist. Dass wir wissen, dass sie seine Tochter ist... dass sie ihn besucht hat und dass ihre Mutter nach Lejnice gekommen ist, um sie zu suchen. Ich versuchte natürlich festzustellen, was er zu ihr gesagt hatte... unter anderem über diese alte Geschichte. Ob sie unglücklich gewirkt hat oder so. Sie hatten sich doch offenbar mehrere Stunden lang miteinander unterhalten, da oben im Park.«

»Aber er hat keine Antwort gegeben?«

»Nein.«

»Und hattest du irgendeinen Eindruck? War er betroffen von ihrem Verschwinden?«

Vegesack starrte eine Weile aus dem Fenster.

»Ich glaube schon«, sagte er. »Ja, ich glaube sogar, dass es ihn auf irgendeine Weise zum Schweigen gebracht hat... vielleicht hätte er doch etwas gesagt, wenn ich das mit Mikaela nicht sofort erzählt hätte. Aber Himmel, wissen kann ich das nicht. Ich war nur zwanzig Minuten bei ihm. Meinst du, dass er sich auf die Suche nach ihr gemacht hat? Bist du zu diesem Schluss gekommen?«

Moreno trank einen Schluck Wasser.

»Ich bin zu gar keinem Schluss gekommen«, gab sie zu. »Ihm kann genauso gut etwas zugestoßen sein. Du hast am Mittwoch mit ihm gesprochen, aber er ist erst am Samstag aus dem Heim verschwunden. Warum hat er so lange gewartet? Es kann ja auch noch etwas anderes passiert sein – am Donnerstag

oder am Mittwoch –, das ihn dazu veranlasst hat. Ich hätte mich genauer erkundigen sollen, als ich da oben war, aber das ist mir viel zu spät eingefallen.«

»Heute ist Montag«, sagte Vegesack. »Was bedeutet, dass er schon seit zwei Tagen verschwunden ist. Er ist nicht daran gewöhnt, öffentlich aufzutreten. Unter Leute zu kommen. Ist es da nicht doch seltsam, dass er niemandem aufgefallen ist?«

Moreno zuckte mit den Schultern.

»Und woher weißt du, dass er niemandem aufgefallen ist?«

Vegesack gab keine Antwort.

»In dieser Geschichte gibt es viele Seltsamkeiten«, sagte Moreno dann. »Deshalb kann ich nicht wirklich Ferien machen. Ich habe jetzt zwei Nächte hintereinander von Mikaela geträumt. Ich habe sogar meinen Freund in die Wüste geschickt... ich weiß nicht, ob das als Berufskrankheit bezeichnet werden kann oder nicht. Was meinst du?«

Warum erzähle ich Vegesack das alles, überlegte sie, als sein leichtes Erröten und seine gehobenen Augenbrauen ihr zu verstehen gaben, dass er nicht so recht wusste, wie er mit dieser Vertraulichkeit umgehen sollte.

»Ach je«, sagte er diplomatisch.

»Du sagst es«, erwiderte Moreno. »Ich habe mich viel zu sehr in diese Sache hineingesteigert, aber jetzt haben sich immerhin gewisse Befürchtungen bestätigt. Ich weiß, dass ich nicht ganz daneben liege. Du hast bei deinem Besuch wohl nicht den Eindruck gewonnen, dass Maager mit Fluchtgedanken spielte?«

Vegesack schüttelte den Kopf.

»Und wie er auf das Verschwinden seiner Tochter reagiert hat, steht sicher in den Sternen?«

»Wenn überhaupt irgendwo«, sagte Vegesack. »Aber das ist ja alles auch einfach schrecklich... für Maager, meine ich, auch

wenn wir nicht vergessen wollen, dass er ein Mörder ist und überhaupt. Zuerst taucht sie nach sechzehn Jahren auf, dann vergehen einige Tage, und dann ist sie unerreichbarer als je zuvor. Das muss doch hart für ihn sein.«

»Hart«, bestätigte Moreno. »Würdest du mir noch einen Gefallen tun?«

»Natürlich«, sagte Vegesack und sah ungeheuer dienstfertig aus. »Was denn?«

»Erkundige dich, ob Maager zwischen Mittwoch und Samstag noch mehr Besuch hatte oder telefoniert hat.«

»Alles klar«, sagte Vegesack. »Ich rufe an und erkundige mich. Aber wie kann ich dir dann Bescheid geben? Schaust du hier vorbei?«

»Ich lasse auf jeden Fall von mir hören«, seufzte Moreno. »Auf die Vermisstenmeldung von Mikaela sind wohl keine weiteren Meldungen eingelaufen?«

Vegesack wühlte eine Weile in den Papieren auf seinem Schreibtisch herum.

»Zwei«, sagte er. »Eine können wir sicher abschreiben, sie stammt von einem gewissen Herrn Podager, der der Polizei in solchen Fällen immer behilflich sein möchte. Er ist hoch in den Achtzigern und sieht ungeheuer viel, obwohl er seit zwanzig Jahren blind ist.«

»Alles klar«, sagte Moreno. »Und die zweite?«

»Eine Frau oben in Frigge«, teilte Vegesack mit und las von einem Zettel ab. »Frau Gossenmühle, sie hat gestern Abend da oben auf der Wache angerufen und behauptet, ein Mädchen gesehen zu haben, das mit dem Foto von Mikaela Lijphart übereinstimmte. Im Bahnhof. Die Kollegen wollten heute Vormittag mit ihr sprechen, danach sagen sie uns sicher Bescheid.«

Moreno dachte eine Weile nach.

»Wie weit ist es von hier bis Frigge?«

»Ungefähr hundertfünfzig Kilometer.«

Moreno nickte.

»Dann können wir nur abwarten. Aber was ganz anderes, kennst du hier in der Stadt eine Reparaturwerkstatt?«

»Reparaturwerkstatt?«

»Ja. Nicht zu teuer. Es geht um einen Trabi.«

»Um einen Trabi? Du willst mir doch nicht erzählen, dass du in einem Trabi durch die Gegend fährst?«

»Fuhr«, sagte Moreno. »Also?«

»Äh«, Vegesack überlegte. »Doch, Kluiverts, auf die ist Verlass.«

Sie ließ sich außerdem den Namen einer Pension geben, von der Vegesack glaubte, dass die Preise nicht unerschwinglich waren. Obwohl er selber in Lejnice natürlich nie im Hotel wohnte. Und obwohl jetzt doch Hochsaison war.

Natürlich hätte Kriminalinspektorin Moreno diese beiden Anrufe auch von der Wache aus tätigen können, aber eine innere Stimme sagte ihr, dass es an der Zeit sein könnte, die alte Grenze zwischen Beruf und Privatleben wieder zu ziehen.

Zumindest sie ein wenig zu skizzieren, dachte sie mit bitterer Selbstironie, als sie Vegesack die Hand reichte und ihm für seine Hilfe dankte.

»Übrigens«, fiel ihr dann noch ein, als sie in der Tür stand. »Was ist da unten am Strand passiert? Du hast doch gesagt, Vrommel sei im Einsatz.«

Vegesack runzelte wieder die Stirn.

»Weiß nicht so recht«, sagte er. »Die haben offenbar eine Leiche gefunden.«

»Eine Leiche?«

»Ja. Ein paar Kinder haben sie beim Spielen ausgebuddelt,

glaube ich.«

»Und?«

»Mehr weiß ich nicht«, sagte Vegesack verlegen und schaute auf die Uhr. »Wir haben es erst vor einer guten Stunde erfahren. Vrommel hat sich darum gekümmert, und es sind wohl auch Leute aus Wallburg da... Spurensicherung und so, wir haben ja nicht so viele Leute hier und...«

Er verstummte. Blieb mit erhobenen Händen stehen, als habe er sich die Schläfen massieren wollen und eine plötzliche Eingebung habe ihn davon abgehalten.

»Herrgott! Du glaubst doch wohl nicht...«

»Ich glaube gar nichts«, sagte Moreno. »Mann oder Frau?«

»Keine Ahnung. Das Stinktief hat nur von einer Leiche gesprochen. Von einem toten Menschen.«

Das Stinktief?, dachte Moreno und ließ für einen Moment die Hand auf der Türklinke liegen.

»Ich melde mich«, sagte sie dann und trat hinaus in den Sonnenschein.

Sie ging zu Florivans Taverne, einem etwas heruntergekommenen Restaurant, das laut Mikael Bau sein Aussehen seit Beginn der fünfziger Jahre nicht verändert hatte und offenbar von diesem Profil profitierte, betrat das Lokal um fünf nach zwei und erkannte plötzlich, dass sie seit dem bescheidenen Käsebrot am frühen Morgen noch nichts gegessen hatte. Umso mehr hatte sie getrunken – Saft und Wasser und Wasser und Kaffee – aber ihr Magen knurrte, und sie begriff, dass es jetzt angebracht sein könnte, mit den Zähnen mehr zu tun, als nur zu knirschen. Wo sie doch mit zweiunddreißig Beißern ausgerüstet war. Oder waren es nur achtundzwanzig?

Sie versuchte gar nicht erst, sie zu zählen. Stattdessen setzte sie sich auf der Terrasse an einen von einem Sonnenschirm geschützten Tisch. Bestellte Knoblauchbrot, Meeresfrühtesalat und ein Telefonbuch. Letzteres, um sich davon zu überzeugen, dass alle Reparaturwerkstätten geschlossen und alle Hotels bei diesem strahlenden Sommerwetter ausgebucht waren.

Glücklicherweise war das nicht der Fall. Weder das eine noch das andere. In der Pension Dombrowski versprach eine energische Wirtin, bis neun Uhr ein Zimmer für sie bereitzuhalten (für drei Nächte, jetzt in der Hochsaison wurde nicht für kürzere Zeitspannen vermietet). Ohne Balkon und ohne besondere Aussicht, aber dafür war der Preis akzeptabel. Das nun wirklich. Weshalb sie nur danken und annehmen konnte.

Sie dankte und nahm an. Montagnacht, Dienstagnacht, Mittwochnacht, dachte sie. Am Donnerstag fahre ich nach

Hause. Das passte ihr sehr gut, bis dahin würde die Lage sich so weit geklärt haben, dass Vrommel (das Stinktief?) und Vegesack den Rest allein schaffen könnten.

Egon Kluivert nun wieder, von *Kluivert, Kluivert & Söhne*, hatte zwar mehr als genug zu tun, wie er behauptete, versprach aber nach einigem Hin und Her (auch wenn er ums Verrecken nicht begreifen konnte, was ein süßes Mädel wie sie, ja, das war ihrer Stimme anzuhören, zumindest, wenn man Ohren hatte und ein Mann von Welt war, in so einer Sardinienbüchse von Trabi zu suchen hatte), versprach also, wie gesagt, die Zündung wieder flottzukriegen und die Sardinendose vor Haus Tschandala in Port Hagen abzustellen. No problem, er wusste, wo dieses Haus lag. Wenn er es an diesem Abend nicht mehr schaffte, dann allerspätestens am nächsten Morgen, wohin sollte er die Rechnung schicken?

Sie erklärte, sie werde sie vor Mittwoch persönlich bezahlen.

Ob sie ein neues Auto brauche, fragte er dann. Auf seinem Hof standen zufälligerweise gerade zwei wahre Sahneschnitten. Voll einsatzfähig, gut eingefahren, zum puren Schrottpreis zu haben.

Im Moment brauche sie keins, sagte sie. Aber sie versprach, auf ihn zurückzukommen, sollte sich das ändern.

Dann wurde das Essen serviert, und sie aß mit der vagen Hoffnung, dass sich doch noch alles finden würde, obwohl sie ja kaum hoffen durfte, dass das passieren würde. Und verlangen durfte sie es schon gar nicht.

Zum Kaffee trank sie einen kleinen Calvados, um sich daran zu erinnern, dass sie in gewisser Hinsicht immer noch Urlaub hatte, danach führte sie ein weiteres Telefongespräch. Sie rief bei ihrer Freundin und ihrem Lebensanker Clara Mietens an.

Die sich per Anrufbeantworter meldete. Fünfunddreißig Sekunden fasste Moreno die Lage zusammen, erklärte, dass sie vermutlich gegen Ende der Woche nach Maardam

zurückkehren werde und fragte, ob der Vorschlag, einige Tage mit dem Fahrrad die Gegend um Sorbinowo zu erkunden, noch auf der Tagesordnung stehe. Nächste Woche oder so?

Sie hinterließ ihre Handynummer und bat um Antwort, sowie Clara ihren Anrufbeantworter abgehört und sich die Sache überlegt hatte.

Brauche Bewegung, dachte Inspektor Moreno. Sonst erstarrt alles in meinem Kopf.

Dann bezahlte sie und machte sich auf den Weg zum Strand.

Dort war ebenso viel los wie an den heißen Tagen der vergangenen Woche, und schon aus der Ferne sah sie die rotweißen Absperrbänder der Polizei.

Ein Stück weiter gen Norden und in ziemlicher Entfernung vom Wasser (die Flut ging zurück, und die blanken Rücken der Sandbänke waren schon zu sehen) war ein Gelände von der Größe eines halben Fußballplatzes abgesperrt worden. Die Bänder bildeten ein Viereck und flatterten friedlich in der leichten Seebrise, und Moreno dachte, sie habe schon lange nichts mehr so Surrealistisches und Bizarres gesehen.

Im Süden wie im Norden – im Grunde, so weit das Auge reichte – tummelten sich muntere Menschen, sie badeten, sonnten sich, spielten Strandtennis und Fußball und warfen Frisbees, leicht in der Kleidung und locker im Sinn. Doch im düsteren Quadrat des Todes herrschten andere Bedingungen. Hier waren uniformierte Techniker am Werk und hielten schwitzend Ausschau nach Spuren, und drei Kollegen von der Hundestreife patrouillierten würdevoll an der Absperrung, um die Gaffer auf Distanz zu halten, während der feinkörnige Sand mit schlafwandlerischer Unerbittlichkeit ihre vorgeschriebenen schwarzen Halbschuhe füllte.

Die eigentliche Fundstätte, die ungefähr in der Mitte des halben Fußballplatzes lag, war mit einem weiteren Band

gekennzeichnet, doch diese Stelle war offenbar schon hinreichend untersucht worden. Das Team von der Spurensicherung – Moreno zählte fünf kriechende Männer plus einen aufrecht stehenden Chef – war im Moment in einem konzentrischen Kreis gut und gern zehn Meter von der Grube entfernt beschäftigt.

Denn es war eine Grube. Und sie wusste, wie es lief, man arbeitete sich von innen nach außen vor. Sammelte alles ein, was man im Sand fand und was von Menschenhand stammen konnte, und steckte es in Plastiktüten, die danach versiegelt wurden. Kippen. Papierfetzen. Kaugummi. Kapseln. Kondome und abgebrannte Streichhölzer.

Alles mit dem Ziel, eine Spur zu finden. Und am besten eine Mordwaffe. Noch ehe sie den heißen, rutschigen Sand betreten hatte, wusste sie, dass hier von einem Mord die Rede war. Das sah sie an der Abspernung. An allem, was die anderen unternahmen. Und es war vielleicht vor allem diese Erkenntnis, die ihr das Gefühl von Surrealismus gab. Von bizarrer Wirklichkeit.

Inspektorin Moreno hatte das alles schon erlebt und wusste, was ihre Augen ihr da berichteten.

Einer der Hundeführer hatte blaue Augen, und für ihn entschied sie sich.

Er hieß Struntze, wie sich herausstellte. Sie ließ ihn in aller Ruhe ihren Dienstausweis betrachten, ehe sie erklärte, dass sie eben erst in diesen Fall einbezogen worden sei und sich jetzt einen Überblick verschaffen wolle. Wo sie Hauptkommissar Vrommel finden könne? Sie habe erwartet, ihn hier vorzufinden.

Der sei vor einer Viertelstunde verschwunden, teilte Struntze mit. Wolle aber zurückkommen.

Moreno erklärte, das sei nicht so wichtig, sie werde später ja

auf jeden Fall mit ihm zusammentreffen. Jetzt wolle sie wissen, was passiert sei.

Wachtmeister Struntze stand überaus gern zu Diensten und vermittelte ihr in gekanntem Theaterflüstern ein Bild der Lage.

Mord. Darauf wies alles hin.

Der Leichnam gehörte einem Mann, der nach der ersten ärztlichen Einschätzung zwischen dreißig und vierzig sein mochte.

Er hatte vermutlich etwa eine Woche im Sand gelegen. Plus minus zwei Tage, es war schwer, in einem so frühen Stadium genauere Auskünfte zu geben.

Er war mit einem scharfen Gegenstand getötet worden, der sein Auge durchbohrt hatte. Das linke Auge. Sollte eigentlich sofort tot gewesen sein. Oder jedenfalls nach wenigen Sekunden.

Vermutlich war er an der Stelle ermordet worden, wo er dann begraben worden war. Und wo sie ihn gefunden hatten.

Zwei kleine Jungs hatten ihn entdeckt, war das nicht schrecklich?

Da musste Moreno ihm zustimmen.

»Das wird ihnen sicher ihr Leben lang Probleme bereiten«, sagte Struntze.

»Die sehen jede Woche hundertzwanzig Morde im Fernsehen«, erwiderte Moreno. »Und die Zeit heilt durchaus die eine oder andere Wunde. Aber wer? Wer war er? Der Tote.«

»Das wissen wir noch nicht«, erklärte Struntze. »Er trug Jeans und ein kurzärmeliges Baumwollhemd, hatte aber keine Papiere bei sich. Kein Geld und auch sonst nur leere Taschen. Etwa einsfünfundsiebzig groß. Dunkelbraunes Haar. Ziemlich kräftig. Fünfunddreißig plus minus fünf, wie gesagt.«

»Die Waffe?«, fragte Moreno.

»Keine Ahnung. Etwas Spitzes. Hat sich durch sein Auge und dann ins Gehirn gebohrt. Ist bis jetzt nicht gefunden worden.«

Jemand hatte vorgeschlagen, es könne sich um einen Zeltpflock handeln. Von der dreieckigen, winkligen Sorte. Oder um eine Schere.

Ein Zeltpflock, überlegte Moreno. Dann konnte es kaum ein vorsätzlicher Mord gewesen sein.

»Wissen Sie, ob sie etwas gefunden haben«, fragte sie schließlich und zeigte auf die umherkriechenden Techniker.

Struntze streichelte seinen Hund und gönnte sich ein bitteres Lachen.

»Sand«, sagte er. »Verdammt viel Sand.«

Um kurz nach vier überließ Moreno Wachtmeister Struntze und seinen Hund King ihrem Schicksal. Nach kurzem Überlegen beschloss sie, zu Fuß am Strand entlang nach Port Hagen zurückzugehen. Es war eine Strecke von mindestens sieben oder acht Kilometern, für die sie sicher zwei Stunden brauchen würde, aber sie hatte ja schon festgestellt, dass sie Bewegung brauchte. Und die wollte sie sich nun verschaffen.

Außerdem musste sie nachdenken. Über Mikael Bau und alles andere. Mit sich ins Reine kommen. Über ihre freiwillige Einmischung in die Lijphart-Maager-Geschichte zum Beispiel. Falls das überhaupt eine Geschichte war. Auf jeden Fall war ein langer Spaziergang am Meer besser geeignet, Ordnung in ein Gedankenwirrwarr zu bringen, als die meisten anderen Methoden.

Auch das hatte Van Veeteren immer gesagt.

Wenn man kein Auto hat, mit dem man durch die Gegend fahren und nachdenken kann, kann man es immer mit dem Meer versuchen. Falls gerade eins in der Nähe liegt.

Vielleicht war es an diesem Tag ganz besonders heiß, aber Scheiß drauf, dachte sie. Sie wanderte zur Ebbegrenze hinüber,

stopfte ihre Sandalen in ihren Rucksack und ging dann barfuß über den feuchten festen Sand, der ihr angenehm eben und kühl vorkam. Aber er hatte ja noch vor weniger als einer Stunde den Meeresboden gebildet. Wenn sie auch den Rest ihres Körpers abkühlen wollte, dann brauchte sie nur ein wenig weiter hinauszugehen. Ein wenig Salzwasser könnte ihrem dünnen, verblichenen Baumwollkleid, das sie seit zehn Jahren oder mehr besaß, auch nicht mehr schaden. Das nun wirklich nicht.

Vor ihr lag der lange Sandstrand. Unveränderliches Meer, unveränderliche Dünenlandschaft. Himmel, Meer und Land. Warum bin ich diese Strecke noch nie gegangen?, fragte sie sich. Hätte ich tun sollen!

Dann schaltete sie ihren Denkapparat ein. Fing mit dem ersten Thema an, das sich einstellte. Mikael Bau.

Warum ist es so gelaufen?, fragte sie sich ganz offen und ehrlich. Es hatte doch so gut angefangen. Er hatte behauptet, sie zu lieben, und sie war vor wenigen Tagen fast schon bereit gewesen, mit ihm zusammenzuziehen. Warum also?

Es gab keine klare Antwort, wie ihr bald aufging. Auf jeden Fall keine eindeutige, aber wenn sie nun schon zwei Stunden am Wasser entlangstapfen würde, dann könnte sie es sich doch leisten, eine Weile über diese Frage nachzudenken.

Hatte sie ihn schon satt? Konnte es so einfach sein? War diese alte Geschichte wirklich des Pudels Kern?

War sie überhaupt dazu bereit, ihr Leben mit einem anderen Menschen zu teilen – wer immer das sein mochte.

Ja, war sie das? Zwischen ihr und Mikael Bau war nichts Entscheidendes passiert, das mochten die Götter wissen. Nichts war passiert, das ihren überstürzten Rückzug gerechtfertigt hätte. Er hatte sie nicht geschlagen, auch wenn sie für einen kurzen, Schwindel erregenden Augenblick damit gerechnet hatte.

Er war kein Macho. War nicht blöd. Hatte keine heimlichen

Laster offenbart. Keine Leiche im Keller, keine plötzlich klaffenden charakterlichen Abgründe. Nur einen alten Trabi.

Hatte sie ihn also satt bekommen? Konnte das Grund genug sein?

An ihrer Beziehung, an ihrem Zusammensein war nichts auszusetzen gewesen, sie hätte zumindest nicht gewusst, was, aber vielleicht war das auch das Schönste, was sie über diese Angelegenheit zu sagen hatte. Dass nichts daran auszusetzen gewesen war.

An meinem alten Kühlschrank ist auch nichts auszusetzen, dachte sie. Aber mit dem würde ich auch keine Kinder bekommen.

Offenbar war doch noch mehr vonnöten. Nicht nur das Fehlen von Schattenseiten.

Verdammtes Glück, dass ich diesen Schrotthaufen oben beim Sidonis zurückgelassen habe, dachte sie. Das hat die Sache ja sozusagen auf die Spitze getrieben.

Das Trabisyndrom?

Sie merkte, dass sie kaum mehr das Lachen unterdrücken konnte, als sie sich das überlegte. Bin ich ein Miststück?, fragte sie sich dann. Werde ich jetzt wirklich zum Miststück? Clara Mietens hatte schon vor Jahren ein solches Verhalten dem anderen Geschlecht gegenüber perfektioniert, doch Ewa Moreno hatte sich nie die Mühe gemacht, diese Entscheidung zu verstehen oder zu analysieren. Vielleicht brauchte sie es auch nicht. Sie konnte sich ein Leben ohne Mann nur schwer vorstellen, aber für die verbleibende Urlaubszeit – für diese noch knapp drei Wochen –, ja das war etwas anderes.

Kein Grund, sich den Kopf zu zerbrechen. Die Zweisamkeit mit Mikael Bau war wirklich hervorragend gewesen – und brauchte auch nicht analysiert zu werden, beschloss sie. Warum sollten Frauen immer ihr Gefühlsleben in alle Einzelteile zerlegen? Alles in Worte fassen? (Eine Auswirkung

ihres konstant schlechten Gewissens vielleicht?) Es reichte doch, die Gefühle wahrzunehmen. In mancher Hinsicht waren Frauen wirklich die größeren Sünderinnen, wenn es darum ging, ihre Gefühle zu intellektualisieren – die Gefühle zu viereckisieren, wie Clara das nannte –, dieser Gedanke kam ihr nicht zum ersten Mal. Männer hielten die Klappe und fühlten einfach nur.

Zumindest taten sie Ersteres.

Aber egal, sie hatte ihm ja absolut nichts versprochen. Rein gar nichts. So what?

Eine freie Frau eben. Die erste in der Weltgeschichte. Ja, doch, halleluja.

Hoffentlich wartet er nicht auf mich, wenn ich zurückkomme, dachte sie besorgt. Mit einer Flasche Wein und einer neuen Köstlichkeit. Ich kann heute keine Gefühlsstürme und dramatischen Abschiedsszenen ertragen.

Die Sonne verzog sich hinter einer Wolke. Sie schob ihre Sonnenbrille nach oben und ihre Überlegungen zum Thema Mikael Bau zur Seite.

Sie merkte, dass sich ihr Schrittempo änderte, sowie sie nicht mehr an ihn dachte. Als habe sie sich von einem Irritationsmoment befreit, das sie unnötig angetrieben hatte.

Als forderte Thema Nummer zwei – Mikaela Lijphart und ihre gespaltene Familie – ein größeres und vollständigeres Engagement. Vielleicht war das ja auch kein Wunder.

Das weinende Mädchen im Zug. Die verzweifelte Mutter. Der Vater, der so lange vergessen und versteckt gewesen war.

Und diese ekelhafte alte Geschichte über Maager und die Schülerin Winnie Maas.

Ein Nachspiel nach sechzehn Jahren?, dachte sie dann. Ist es das?

Andererseits: Welche Erklärung sollte es denn sonst geben?

Wie könnte sie sonst erklären, dass Mikaela Lijphart und ihr Vater sich nur wenige Tage nacheinander in Luft auflösten? Nach ihrer ersten Begegnung seit sechzehn Jahren. Sie hatten sich in gewisser Weise zum ersten Mal getroffen, denn Mikaela war doch erst zwei Jahre alt gewesen, als Arnold Maager in die Anstalt eingesperrt worden war. Sie konnte sich wohl kaum noch an ihn erinnern.

War es wirklich möglich, dass zwischen dem Verschwinden der beiden keinerlei Zusammenhang bestand?

Nie im Leben, entschied Ewa Moreno. Selbst eine Siebenjährige würde begreifen, dass es hier einen Zusammenhang gibt.

Aber wie könnte der aussehen?

Sie änderte die Richtung um dreißig Grad und ging durch knietiefes Wasser weiter. Kühl und schön war das, aber es half nichts. Die Fragen blieben weiterhin unbeantwortet. Wie sah der Zusammenhang aus? Welcher dünne Faden verband 1983 und 1999?

Und wie sollte sie diesen Faden zu fassen bekommen?

Je mehr sie darüber nachdachte, umso klarer schien ihr immerhin eine Tatsache zu sein. Maager musste während des Spaziergangs am Samstag im Park etwas Entscheidendes erzählt haben. Etwas ganz und gar Entscheidendes.

Etwas, das mit der Winnie-Maas-Geschichte zusammenhing.

Etwas Neues?

Fragezeichen über Fragezeichen. Mikaela Lijphart hatte vor der Begegnung mit ihrem Vater nie dessen Version der Geschichte gehört, weshalb für ihre Ohren alles – jedes peinliche Geständnis und jede erniedrigende Klarstellung – ganz neu und frisch gewesen sein musste, egal, wie gut es mit ihrem alten Bild der Ereignisse übereinstimmte.

Aber das ließ sich nicht entscheiden, beschloss Moreno. Es

hatte keinen Sinn, darüber zu spekulieren, ob Maager etwas Neues erzählt hatte oder nicht. Das mochte sein, wie es wollte.

Aber wohin war das Mädchen am Sonntagmorgen gefahren, als es von der Jugendherberge aus den Bus nach Lejnice genommen hatte? Hatte sie jemanden besucht? Und wenn ja, wen?

Fragen vermehren sich schlimmer als Karnickel, dachte Moreno und benetzte ihr Gesicht mit Wasser. Kann ich denn nicht einmal eine Hypothese liefern? Eine Annahme? An den Haaren herbeigezogene Theorien? Worum geht es hier eigentlich?

Leider kam ihr so gut wie keine Idee. Stattdessen tauchte aus einer ganz anderen Richtung eine Frage auf.

Diese vergrabene Leiche?

Ein Mann von Mitte dreißig. Hatte seit einer Woche dort gelegen, wenn Struntze die Wahrheit gesagt hatte. Was mehr oder weniger bedeutete, seit dem vergangenen Sonntag.

Zusammenhang?, fragte Moreno sich noch einmal.

Was denn für ein verdammter Zusammenhang?, fragte sie sich gleich danach. Ich habe Durst.

Sie stapfte durch den trockenen heißen Sand und kaufte sich eine Cola an einem kleinen Kiosk, der an strategisch günstiger Stelle errichtet worden zu sein schien, um das geschwächte Flüssigkeitsgleichgewicht der Leute wiederherzustellen, die die Wanderung von Lejnice nach Port Hagen unternommen hatten. Dann kehrte sie zum Wasser zurück. Leerte die Coladose und warf sie in einen Papierkorb, dessen Aufstellung vermutlich denselben strategischen Überlegungen entsprang.

Schaute auf die Uhr. Die zeigte zehn vor fünf, und Moreno glaubte, aus der Entfernung durch das trüber werdende Nachmittagslicht den langen Pier und die Schiffe vor Port Hagen erkennen zu können.

Noch ungefähr eine Stunde, tippte sie. Wenn das keine Luftspiegelung war. Das bringt doch alles nichts. Und an Meister Lampe will ich jetzt auch nicht denken. An alles, aber nicht auch noch an den.

Was hatte Polizeianwärter Vegesack übrigens gesagt? Dass es in dreißig Jahren hier draußen nur zwei Morde gegeben hatte?

Jetzt hatte sie zwei Verschwundene und einen nicht identifizierten Leichnam, alles innerhalb von ein und derselben Woche. Das war doch sicher ein Umstand, der genauere Untersuchung verdient hatte?

Aber statt sich weiteren nicht zu beantwortenden rhetorischen Fragen auszusetzen, überlegte Inspektor Moreno sich jetzt, welche Maßnahmen während der kommenden Tage ergriffen werden könnten. Wenn sie denn wirklich bis zum Donnerstag bleiben wollte. Und das wollte sie ja.

Und sei es nur, um die Autoreparatur für ihren verflochtenen Freund (Verlobten? Typen? Liebhaber?) zu bezahlen.

Der wartete nicht auf sie, als sie endlich – ausgetrockneter und erschöpfter, als sie sich das beim Abmarsch vorgestellt hatte in Haus Tschandala eintraf.

Es war fünf Minuten nach sechs. Vor dem Gartentor stand der militärgrüne Trabi, unter dem Scheibenwischer klemmte ein Briefumschlag, und Montezuma schlief auf dem Dach.

Aber kein Mikael Bau weit und breit. Wenn überhaupt, dann hätte er auf der Terrasse gesessen, das wusste sie. Sie steckte die Rechnung ein, ließ Montezuma weiterschlafen und ging ins Haus, um ihre Habseligkeiten zusammenzupacken.

Kein Brief, keine Mitteilung. Nichts, was andeuten könnte, dass er überhaupt aus Lejnice zurückgekommen war.

Das war's, sagte sich Ewa Moreno, als sie gepackt hatte.

Damit ist dieser Fall erledigt. Sie blieb für einen Moment in der Küche stehen und spielte mit dem Gedanken, ihm noch einen Zettel zu schreiben, dann überlegte sie sich die Sache aber wieder anders.

Mir fehlt die Inspiration, dachte sie.

Im Gegensatz zur Transpiration. Und müde und schmutzig war sie auch, hoffentlich verfügte die Pension über funktionierende Duschen.

Sie nahm ihre Tasche und ihren Rucksack und ging zur Haltestelle hoch. Es war Viertel vor sieben, um fünf vor sollte ein Bus kommen, wenn sie den Fahrplan richtig verstanden hatte.

Das ist sicher dieselbe Linie, die an der Jugendherberge vorbeifährt, dachte sie plötzlich. Wie viele Fahrer es hier wohl gibt?

20. Juli 1999

Polizeianwärter Vegesacks Freundin hieß Marlene Urdis, und am vergangenen Abend hatten sie einander feierlich gelobt, in dieser Nacht auf die Liebe zu verzichten. Zwei Nächte und ein Nachmittag mussten erst mal reichen.

Sie hatten auch plangemäß schon vor elf im Bett gelegen und geschlafen, doch einige Stunden später war er ihr zu nah gekommen, und damit war es passiert. Es war wie verhext. Als hätte die drei Wochen lange Trennung (Marlene war mit einer Freundin auf Sizilien gewesen, zu einer kombinierten Arbeits- und Urlaubsreise, bei der eine Hochglanzzeitschrift einen Teil der Kosten übernommen hatte) eine Art Leerraum hinterlassen. Ein erotisches Vakuum, das rückwirkend gefüllt und ausgeglichen werden musste. Jede verpasste Gelegenheit, je eher und je gründlicher, desto besser.

Denn man lebt nur einmal und auch das nur kurz.

Es ist schon ein wenig seltsam, dachte Vegesack, als er gegen halb acht Uhr morgens seine zweite Tasse Kaffee leerte. Und anstrengend. Wenn das so weiterginge, würde er sich wohl krankschreiben lassen müssen. Marlene, die Architektur studierte, hatte Semesterferien und konnte morgens ausschlafen. Er selber musste auf der Wache sitzen und versuchen, sich mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln wach zu halten.

Was bedeutete, Kaffee. *The heartblood of tired men*, wie der große Chandler gesagt hatte.

Und ein Mord, fiel ihm jetzt ein.

Und vielleicht auch diese hübsche Inspektorin. Die sich in die alte Maagergeschichte verbissen hatte, wozu immer das nun gut sein mochte. Na, irgendwas ist immer zu tun, dachte er optimistisch, als er sein Fahrrad aus dem Schuppen holte. Er würde sich sicher auch an diesem Tag bei Bewusstsein halten können. Wenn er nur nicht auf dem Weg zur Wache umkippte, aber das kam eigentlich nie vor.

Polizeichef Vrommel war noch nicht gekommen, aber Frau Glassmann von der Rezeption und einer der Wachtmeister, Helme, waren wie üblich zur Stelle.

Samt einer Blondine, die während der vergangenen Wochen sicher einige hundert Stunden in der Sonne gelegen hatte. Sie saß Helme gegenüber an dessen Schreibtisch und nagte an ihrer kirschroten Unterlippe, während Helme sich auf einem Block Notizen machte.

»Gut«, sagte er, als Vegesack in die Tür trat. »Das hier ist Damita Fuchsbein. Sie wartet schon seit einer Viertelstunde, aber ich dachte, es ist besser, wenn du oder Vrommel mit ihr sprichst.«

Vegesack reichte der Besucherin die Hand und stellte sich vor.

»Worum geht es?«, fragte er.

»Um den Toten vom Strand«, flüsterte Helme theatralisch, ehe Damita Fuchsbein die Unterlippe aus dem Mund ziehen konnte.

»Alles klar«, sagte Vegesack.

Er schaute auf die Uhr. Es war kurz vor acht. Vrommel tauchte selten vor neun auf. An diesem Tag würde er vielleicht ein wenig früher eintreffen, in Anbetracht der neuen Lage und der Umstände... es sollte wohl auch eine Besprechung mit den Kollegen aus Wallburg geben. Aber warum warten?

Ja, warum? Er nickte und bat die Frau, sich an seinen Schreibtisch zu setzen. Bot ihr Kaffee an, aber sie schüttelte den Kopf. Ihre ausgedörrten Locken raschelten ein wenig.

»Also«, sagte er und drückte auf seinen Kugelschreiber.
»Was können Sie mir erzählen?«

»Ich glaube, ich weiß, wer er ist.«

»Der vom Strand?«

»Ja. Ich habe es gestern in den Nachrichten gehört, Sie haben ihn offenbar noch nicht identifiziert?«

»Richtig«, sagte Vegesack und überlegte kurz, ob er die Frau kannte. Er glaubte es nicht, war sich aber nicht sicher. Ihre Haut und ihre Haare traten in anderen Jahreszeiten vielleicht in anderer Färbung auf. Auf jeden Fall schien Damita Fuchsbein ein Hobby zu haben, das gerade populär war und das sich nicht verstecken wollte. Den Körper. Ihren eigenen.

»Wer?«, fragte er.

Sie klimperte mit den Augen und räusperte sich.

»Tim Van Rippe«, sagte sie. »Wissen Sie, wer das ist?«

Vegesack notierte den Namen auf seinem Block. Dachte nach und musste zugeben, dass er diesen Mann nicht kannte.

»Wohnt draußen in Klimmerstoft. Arbeitet bei Klingsmann. Wie soll ich es sagen, wir hatten eigentlich keine Beziehung, aber wir haben uns ab und zu getroffen. Und am Montag wollten wir nach Wimsbaden fahren... zum Musikfestival... aber er ist nicht gekommen. Ich habe seither immer wieder bei ihm angerufen, aber er hat sich nie gemeldet.«

Ihre Stimme zitterte, und Vegesack wusste, dass sie unter ihrer elastischen Oberfläche mit den Tränen kämpfte.

»Tim Van Rippe? Haben Sie einen besonderen Grund zu der Annahme, dass es sich um ihn handeln könnte? Abgesehen davon, dass er nicht ans Telefon geht?«

Damita Fuchsbein holte tief Atem und strich ihre Frisur

gerade.

»Ich habe noch mit anderen gesprochen, die ebenfalls versucht haben, ihn zu erreichen. Aber offenbar hat ihn seit Sonntag niemand mehr gesehen... seit dem vorigen Sonntag, meine ich.«

»Hat er Familie?«

»Nein.«

»Engere Verwandte, wissen Sie etwas darüber?«

»Er hat einen Bruder in Aarlach, das weiß ich. Sein Vater ist tot, aber seine Mutter lebt noch. Aber sie wohnt auch nicht hier in der Stadt. Ich glaube, sie hat wieder geheiratet und wohnt in Karpatz.«

Vegesack machte sich Notizen.

»Hm«, sagte er. »Wir werden wohl hinfahren und einen Blick auf ihn werfen müssen. Fühlen Sie sich stark genug dafür? Es kann ein bisschen unangenehm sein.«

Was für eine Untertreibung, dachte er.

»Wo befindet sich... der Körper?«

»Wallburg. Gerichtsmedizin. Ich fahre Sie hin, wir können in anderthalb Stunden wieder zurück sein.«

Damita Fuchsbein schien einen Moment zu zögern, dann riss sie sich zusammen und faltete die Hände auf ihrem Schoß.

»Okay. Mir bleibt ja wohl nichts anderes übrig.«

Es war Tim Van Rippe.

Zumindest, wenn sie Damita Fuchsbein glauben wollten, und es gab keinen Grund, ihre tränentiefende Identifizierung anzuzweifeln. Zusammen mit dem Obduzenten, einem ungeheuer übergewichtigen Dr. Goormann, und einer Sanitäterin konnte Vege sack sich ausgiebig der Aufgabe widmen, die verzweifelte Frau zu trösten, und er fragte sich

schon, ob sie dem Toten nicht doch etwas näher gestanden hatte, als sie hatte durchblicken lassen.

Vielleicht, vielleicht auch nicht, dachte Vegesack. Das würde sich schon noch herausstellen. Während sie in Goormanns stickigem Büro saßen und Papiertaschentücher weiterreichten, schloss sich ihnen auch noch Kriminalkommissar Kohler an, einer der beiden Polizeibeamten aus Wallburg, die nach dem Leichenfund am Strand Vrommel unterstellt worden waren. Er war ein zurückhaltender Mann von Mitte Fünfzig mit schütterten Haaren, der auf Vegesack sofort einen positiven Eindruck machte. Er erklärte sich auch dazu bereit, Van Rippes Angehörige zu informieren – den Bruder in Aarlach und die Mutter in Karpatz, falls sie auch an diese Auskünfte glauben wollten, die Damita Fuchsbein geliefert hatte, als sie noch sprechen konnte.

Aber auch hier gab es wohl keinen Grund zur Skepsis.

Vegesack selber kümmerte sich weiterhin um Frau Fuchsbein. Er führte sie aus dem Besuchszimmer des Todes und lud sie in einem der Cafés am Marktplatz zu einem Kaffee und einem Calvados ein, ehe sie sich ins Auto setzten, um nach Lejnice zurückzukehren.

Dort fuhr er sie zu ihrer Wohnung im Goopsweg und versprach, sie gegen Abend anzurufen und sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Als er schließlich wieder die Wache betrat, war es bereits zwanzig vor elf, und Polizeichef Vrommel hatte soeben eine kleinere Pressekonferenz eröffnet, bei der es um den makabren Strandfund des Vortags gehen sollte. Vegesack ließ sich hinter einem Dutzend Journalisten auf einen freien Stuhl sinken und hörte zu.

Doch, sie arbeiteten auf Hochtouren.

Ja, sie hatten allen Grund, ein Verbrechen zu vermuten. Es sei schwer, auf diese Weise eines natürlichen Todes zu sterben

und sich dann selber im Strand einzugraben.

Ja, ihre Ermittlungen gingen in verschiedene Richtungen, denn noch gebe es keine heiße Spur. Aus Wallburg sei bereits Verstärkung geschickt worden.

Ja, die Ermittlungen würden natürlich vom Polizeichef persönlich geleitet, sie hätten noch keine Verdächtigen und warteten noch auf die Ergebnisse bestimmter technischer Untersuchungen.

Nein, der Tote sei noch nicht identifiziert.

Ich hätte ihn aus Wallburg anrufen sollen, dachte Vegesack.

Ewa Moreno wurde Viertel vor sieben von der Sonne geweckt. Sie hatte vor dem Schlafengehen zwar das altmodische dunkelblaue Rollo heruntergezogen, aber irgendwann im Laufe der Nacht war das wohl müde geworden und hatte sich wieder aufgerollt. In aller Diskretion offenbar, da Moreno dabei nicht wach geworden war.

Sie setzte sich im Bett auf und dachte eine Weile nach. Dann suchte sie Shorts, ein ärmelloses Hemd und ihre Turnschuhe aus dem Rucksack und machte sich auf den Weg.

Zum Strand natürlich. Diesmal in Richtung Süden, um nicht an Leichen im Sand und verlassene Liebhaber (Typen? Freunde? Verlobte?) erinnert zu werden.

Es war der Morgen aller Morgen, das erkannte sie sofort. Der Strand lag einsam vor ihr, das Meer war spiegelglatt, und nach nur wenigen hundert Metern fragte sie sich ernsthaft, warum sie nicht jeden Tag ihres Lebens so begann. Gab es überhaupt auch nur den Schatten eines Gegenargumentes?

Na ja, möglicherweise die Tatsache, dass ein windiger Januarmorgen einen ganz anderen Charme hatte. Und dass es mitten in Maardam an Meer gewissermaßen mangelte.

Nach zwanzig Minuten machte sie kehrt. War um Viertel vor

acht wieder in der Pension. Duschte, setzte sich dann zum Frühstück in den schattigen Garten und las dabei zwei Morgenzeitungen. Beide berichteten von dem Leichenfund – vor allem natürlich das Westerblatt, die Lokalzeitung – und beim Lesen trank sie Kaffee und kaute selbst gebackenes Graubrot mit Käse und Paprika. Dabei versuchte sie, sich ihre Strategie für diesen Tag zurechtzulegen.

Ganz unproblematisch war das alles nicht. Vor allem würde sie ihre Kontakte zur Polizei von Lejnice wohl mit einer gewissen Diskretion pflegen müssen. Was natürlich ungewöhnlich war, aber dass Vrommel kein sonderliches Interesse an Einmischung von außen hatte, lag doch gelinde gesagt auf der Hand. Er lehnte jede Art von Einmischung ab. Woran das lag, ließ sich sicherlich diskutieren, aber dieser Frage wollte sie sich an einem anderen Tag widmen. Besser, sie hielt sich erst einmal an Vegesack – und noch besser, sie wartete bis zum Nachmittag.

Und sei es nur, um sich selber eine Möglichkeit zu geben, etwas auszurichten. Ehrlich gesagt könnte sicher auch Vegesack etwas Ruhe brauchen, obwohl er bisher noch nicht die ganz großen Ambitionen als Ermittler unter Beweis gestellt hatte.

Aber das wäre vielleicht auch zu viel verlangt, dachte Moreno. Wo seine Freundin doch gerade erst nach Hause gekommen ist und überhaupt. Aber er hatte auf jeden Fall versprochen, festzustellen, ob irgendwer Maager oben im Sidonis besucht hatte. Oder ihn anrufen. Es musste doch ungeheuer wichtig sein, sich in dieser Frage so schnell wie möglich Klarheit zu verschaffen.

Kaum hatte sie das gedacht, als ihr Handy losfiepte.

Es war Mikael Bau. Sie hatten auch am Vorabend eine Viertelstunde miteinander telefoniert. Es war kein sonderlich tiefeschürfendes Gespräch gewesen, aber sie hatten doch

immerhin eine angenehme Distanz zueinander gefunden, was sicher nicht das schlechteste war.

Und er hatte mit keinem Wort behauptet, sie zu lieben.

Jetzt rief er nur an, um ihr mitzuteilen, dass er die Rechnung von *Kluivert, Kluivert & Söhne* selber bezahlen wollte. Er hatte sich die Sache überlegt und war zu dem Schluss gekommen, dass er ungerecht gewesen sei. Nach kurzer Diskussion ließ sie ihm seinen Willen.

Als sie ihr Gespräch beendet hatten, dachte sie eine Weile nach. Merkte, dass es ihr schwer fiel, ein bitteres Lachen zu unterdrücken, dann zog sie ihren Notizblock hervor und schrieb drei Fragen auf:

Was zum Henker ist mit Mikaela Lijphart passiert?

Was zum Henker ist mit Arnold Maager passiert?

Was zum Henker mache ich hier eigentlich, statt wie jeder normale Mensch meinen Sommerurlaub zu genießen?

Sie starrte die Fragen an und leerte ihren Kaffee. Danach notierte sie eine vierte Frage:

Wie zum Henker kann ich sicherstellen, dass ich noch heute die Antwort auf eine dieser Fragen finde?

Sie überlegte noch eine Weile, dann war Plan A bereit. Es war fünf Minuten vor neun. Und es war durchaus kein schlechter Start in einen Tag.

Die Frau, die die Tür öffnete, erinnerte sie an einen Fisch.

Vielleicht lag es an ihrem Aussehen, vielleicht am Geruch. Vermutlich an einer unheiligen Allianz von beidem.

»Frau Maas?«

»Ja.«

Ewa Moreno nannte ihren Namen und bat um ein kurzes Gespräch.

Das wurde ihr verwehrt.

Sie fragte, ob sie Frau Maas irgendwo zu einem Kaffee oder einem Drink einladen dürfe. Unten auf der Strandterrasse vielleicht?

Das wurde ihr gestattet.

Allerdings nicht auf der Strandterrasse. Dort saßen nur fette Kapitalisten und Schmocks, erklärte Frau Maas und lenkte deshalb ihre Schritte zum Café Tarms am Busbahnhof. Hier könnten anständige Menschen draußen sitzen und das Gewimmel auf dem Marktplatz betrachten. Und wenn man die Menschen satt hatte, konnte man sich in den Anblick der Tauben vertiefen.

Kongential mit anderen Worten. Worum es eigentlich gehe?

Moreno wartete, bis Kaffee und Cognac serviert worden waren. Danach erzählte sie, sie sei Privatdetektivin und suche nach einer Achtzehnjährigen. Und alles hänge in gewisser Hinsicht mit den tragischen Ereignissen zusammen, in die sechzehn Jahre zuvor Frau Maas' Tochter Winnie verwickelt gewesen sei.

»Privatschnüfflerin?«, fragte Sigrid Maas und leerte ihren Cognac auf einen Zug. »Scher dich zum Teufel!«

Miststück, dachte Ewa Moreno. Ich muss noch allerlei lernen.

»Ich werde es ganz einfach machen«, erklärte sie und legte eine beschützende Hand um ihr eigenes Cognacglas. »Wenn Sie meine Fragen wahrheitsgemäß beantworten und mir nicht allerlei blödes Gerede und Unverschämtheiten auftischen, dann bekommen Sie fünfzig Gulden.«

Sigrid Maas glotzte sie an und kniff den Mund zu einem dünnen Strich zusammen. Gab keine Antwort, aber es war

offensichtlich, dass sie sich dieses Angebot überlegte.

»Sie können auch meinen Cognac haben«, sagte Moreno nun noch und nahm ihre Hand weg.

»Wenn du mich verpfeifst, bringe ich dich um«, sagte Sigrid Maas.

»Hier wird niemand verpfeifen«, sagte Moreno und schaute in ihrem Portemonnaie nach, ob sie wirklich fünfzig Gulden in bar bei sich hatte. »Wieso sollte ich Sie verpfeifen können?«

Sigrid Maas gab keine Antwort. Sie steckte sich eine Zigarette an und zog das Cognacglas in etwas bequemere Reichweite.

»Na los.«

»Mikaela Lijphart«, sagte Moreno. »Sie ist die Tochter von Arnold Maager, der deine Tochter umgebracht hat. Ein Mädchen von achtzehn Jahren, wie gesagt, sie war zwei, als es passiert ist. Meine erste Frage ist, ob sie dich während der vergangenen Wochen jemals besucht hat.«

Sigrid Maas zog an ihrer Zigarette und schnupperte am Cognac.

»Sie war bei mir«, sagte sie dann. »Am vorigen Sonntag, glaube ich. Weiß der Teufel, warum, weiß der Teufel, warum ich sie reingelassen habe...«

Einen Moment lang verdächtigte Moreno ihr Gegenüber der Lüge. Wollte vielleicht die versprochene Belohnung nicht aufs Spiel setzen. Aber sie konnte ja leicht die Probe aufs Exempel machen.

»Wie sah sie aus?«

Sigrid Maas starrte sie ganz kurz an. Dann ließ sie sich auf ihrem Stuhl zurücksinken und machte sich an eine ziemlich plastische Beschreibung von Mikaela Lijphart, aus der hervorging, dass sie das Mädchen wirklich gesehen hatte. Für Moreno war da kein Zweifel möglich. Mikaela Lijphart hatte

Sigrid Maas besucht, als sie am Sonntagvormittag mit dem Bus aus der Jugendherberge gekommen war. Was für ein unerwarteter Volltreffer!

Und plötzlich spürte sie dieses leise Zittern – dieses rasche Schaudern, das fast berauschend war und vielleicht der wichtigste Grund überhaupt, warum sie sich für die Kriminalpolizei entschieden hatte. Wenn sie ganz ehrlich sein sollte.

Oder was sie zumindest in diesem Beruf ausharren ließ. Etwas fügte sich zusammen. Eine Ahnung bestätigte sich, und vage Vermutungen wurden plötzlich zur Tatsache. Ihr Lebensgefühl steigerte sich, das Ganze hatte fast etwas Sinnliches.

Sie hatte bisher mit keinem Menschen darüber gesprochen, nicht einmal mit Münster. Vielleicht, weil sie Angst gehabt hatte, er könnte sie nicht ernst nehmen – oder sie auslachen –, aber auch, weil sie kein besonderes Bedürfnis danach hatte. Sie brauchte dieses Lustgefühl mit niemandem zu diskutieren oder auch nur den Versuch zu machen, es in Worte zu kleiden. Es genügte, dass es vorhanden war. Sich selbst genug, hatte sie früher einige Male gedacht.

Und jetzt saß sie mit dieser verhärmten alkoholisierten Frau an diesem Cafétisch und war abermals von dieser vibrierenden Spannung erfüllt. Diese Frau hatte Mikaela Lijphart gesehen. Am fraglichen Sonntag. Genau, wie sie erwartet hatte.

Genau, wie sie selber sich an Mikaela Lijpharts Stelle verhalten hätte – sie hätte die Mutter des armen Mädchens aufgesucht, das ihr Vater ermordet hatte. Sie aufgesucht, um... ja wozu eigentlich?

Schwer zu sagen. Manche Schachzüge waren so selbstverständlich, dass man sie im Grunde nicht beherrschen musste, um sie ausführen zu können; sie geschahen gewissermaßen reflexmäßig, aber fast immer folgerichtig.

Ebenso instinktiv und überzeugend wie dieses Zittern.

»Wieso zum Teufel suchst du überhaupt nach der Kleinen?«

Mit dieser Frage riss Sigrid Maas sie aus ihren Grübeleien.

»Sie ist verschwunden«, sagte Moreno.

»Verschwunden?«

»Ja, seit diesem Sonntag ist sie nicht mehr gesehen worden. Seit neun Tagen.«

»Ach was. Na, dann ist sie sicher mit einem Kerl durchgebrannt. Das machen sie doch in dem Alter.«

Sie trank einen Schluck Kaffee und kippte dann ihren Cognac in ihre Tasse. Hob die Mischung mit der Miene einer erfahrenen Kennerin. Moreno zweifelte nicht eine Sekunde daran, dass Sigrid Maas im fraglichen Alter mit Kerlen durchgebrannt war, sie glaubte aber nicht, dass Mikaela Lijphart auch dazu neigte.

»Worüber habt ihr gesprochen?«, fragte sie.

»Über nicht viel. Sie wollte über ihren verdammten Vater reden, dieses Ekel, aber dazu hatte ich keine Lust. Warum sollte ich mich an diesen Wichser erinnern lassen, der meine Tochter umgebracht hat. Kannst du mir das vielleicht erklären?«

Das konnte Moreno nicht.

»Weißt du, dass er oben im Sidonisheim sitzt, Arnold Maager, meine ich?«, fragte sie deshalb.

Sigrid Maas schnaubte.

»Ja, verdammt sicher weiß ich das. Soll er doch sitzen, wo er will, wenn ich nur nicht an ihn zu denken brauche. Oder seinen Namen hören muss.«

»Ihr habt also über andere Dinge gesprochen?«, fragte Moreno. »Als Mikaela Lijphart da war, meine ich?«

Sigrid Maas zuckte mit den Schultern.

»Weiß ich nicht mehr. Viel haben wir nicht gesagt. Und es war eine reichlich freche junge Dame, das kannst du mir glauben.«

»Frech? In welcher Hinsicht?«

»Hat behauptet, dass er es gar nicht war.«

»Nicht? Was soll das heißen?«

»Ja, sie hat gesagt, sie könnte doch selber von der Eisenbahnbrücke gesprungen sein, und lauter solchen Unsinn. Meine Winnie? Ha? Ich war natürlich wütend und hab gesagt, sie sollte die Fresse halten.«

»Hat sie gesagt, warum?«

»Was?«

»Warum sie glaubt, ihr Vater könnte vielleicht unschuldig sein, sie muss doch einen Grund dafür gehabt haben?«

Sigrid Maas drückte ihre Zigarette aus und suchte in der Packung sofort nach einer neuen.

»Zum Teufel, woher soll ich das wissen? War sowieso nur Scheißgefasel, obwohl sie ja in der Klapse gewesen war und mit ihm gesprochen hatte. Er hat wohl nicht gewagt, vor seiner Tochter zu seinem Verbrechen zu stehen, dieser feige Arsch! Natürlich war er es. Es mit einem Schulkind zu treiben! Mit einer Sechzehnjährigen! Mit meiner Winnie! Hast du schon mal so einen Arsch erlebt?«

Moreno dachte nach.

»Was hat sie danach gemacht?«

»Was?«

»Weißt du, wohin Mikaela Lijphart gegangen ist, nachdem sie mit dir gesprochen hat?«

Sigrid Maas schien mit sich zu Rate zu gehen.

»Das weiß ich nicht«, sagte sie endlich.

Moreno wartete schweigend ab.

»Wollte noch mit anderen reden, glaube ich«, fügte Sigrid Maas nach einer Weile widerwillig hinzu. »Mit Freundinnen von Winnie, was immer das nutzen sollte.«

Sie trank noch einen großen Schluck und kniff die Augen zusammen, als die Flüssigkeit ihr durch die Kehle rann.

»Mit wem denn? Hast du ihr Namen genannt?«

Sigrid Maas rauchte und versuchte, gelassen auszusehen. Und sie schien keine Lust zu haben, noch mehr zu sagen.

»Du hast dir die fünfzig Gulden ja wohl kaum schon verdient«, sagte Moreno.

»Zwei«, sagte Sigrid Maas. »Zwei Namen, bilde ich mir ein, wo sie doch so verdammt stur und redselig war. Ich konnte sie fast nicht mehr loswerden. Also hab ich ihr gesagt, sie solle zu Vera Sauger gehen und mich in Ruhe lassen.«

»Vera Sauger?«

»Verdammt nettes Mädchen. War schon auf der Volksschule Winnies beste Freundin. Hat sich auch noch bei mir gemeldet, als alle anderen mich einfach im Stich gelassen und Gott in den Hintern geschaut haben, wenn ich ihnen in der Stadt begegnet bin.«

Gott in den Hintern geschaut?, dachte Moreno. Das würde Reinhart gefallen.

»Du hast Mikaela Lijphart also vorgeschlagen, Vera Sauger zu besuchen?«

Sigrid Maas nickte und leerte ihre Tasse. Schnitt eine kleine Grimasse.

»Weißt du, ob sie hingegangen ist?«

»Zum Teufel, woher soll ich das wissen? Ich hab ihr einfach die Telefonnummer gegeben. Nein, jetzt spuck schon diesen verdammten Fuffziger aus, ich hab wichtigere Sachen zu tun, als mich hier anpöbeln zu lassen.«

Moreno dachte, dass das auch für sie galt. Sie gab der

anderen den Geldschein und dankte für deren Hilfe. Sigrid Maas nahm das Geld und verließ wortlos den Tisch.

Vera Sauger?, überlegte Ewa Moreno. Klingt bekannt.

»Van Rippe?«, fragte Kommissar Kohler. »Und was wissen wir über ihn?«

Vrommel verscheuchte eine Fliege, die eine unbegreifliche (fand Vegesack) Vorliebe für seinen schweißglänzenden Schädel gefasst hatte (falls sie den nicht mit einem anderen Misthaufen verwechselt, dachte Vegesack und beschloss, sich zu merken, dass er diese Überlegung in sein schwarzes Buch eintragen musste).

»Wir wissen, was wir wissen«, erklärte der Polizeichef und las von dem Zettel ab, den er in der Hand hielt. »Vierunddreißig Jahre alt. Hat draußen in Klimmerstoft gewohnt. War dort geboren und aufgewachsen. Junggeselle. Hat bei Klingmann gearbeitet, in der Möbelfabrik, und das seit vier Jahren. Viel gibt es nicht über ihn zu berichten. Keine festen Beziehungen. Hat einige Jahre mit einer Frau zusammengelebt, aber das war nicht von Dauer. Keine Kinder. Hat früher Fußball gespielt, musste nach einer Knieverletzung aber aufhören. Keine Vorstrafen, war nie in irgendwelche Verbrechen verwickelt... keine Feinde, soweit wir wissen.«

»Kirchgänger und Mitglied von Amnesty und Greenpeace?«, fragte der andere Kriminalbeamte aus Wallburg. Er hieß Baasteuwel und war ein kleiner, ungepflegter Mann von Mitte Vierzig. Er galt als scharfsinnig, wenn Vegesack das richtig verstanden hatte. Auf jeden Fall war er Vrommels genauer Gegensatz, und die beiderseitige Antipathie war ein wahrer Augenschmaus. Zur Krönung dieses Genusses rauchte Baasteuwel so ungefähr eine stinkende Zigarette nach der anderen und achtete nicht auf die verbalen und nonverbalen Einsprüche des Polizeichefs. Das hier war ja wohl verdammt

noch mal kein Kindergarten!

»Das wissen wir nicht«, knurrte Vrommel. »Noch nicht. Wir konnten ihn erst heute früh identifizieren und haben bisher nur mit zwei seiner Bekannten sprechen können. Er hat einen Bruder und eine Mutter, den Bruder haben wir erreicht, er ist auf dem Weg zu uns. Die Mutter macht Urlaub in Frankreich, kommt morgen oder spätestens übermorgen wieder nach Hause.«

»Handy?«, fragte Kohler.

»Negativ«, sagte Vrommel. »Wenn wir mit weiteren Bekannten gesprochen haben, werden wir mehr über Van Rippe wissen. Er ist offenbar seit dem vorigen Sonntag verschwunden. Können wir jetzt zum Technischen übergehen?«

»Warum nicht?«, fragte Baasteuwel, drückte seine Zigarette aus und steckte sich eine neue an.

Vrommel scharrte seine Papiere zusammen und nickte Polizeianwärter Vegesack zu. Der trank einen Schluck Mineralwasser und legte los.

Er brauchte knapp zehn Minuten. Tim Van Rippe war irgendwann am Sonntag oder Montag der vergangenen Woche ums Leben gekommen. Die Todesursache war ein spitzer, aber nicht notwendigerweise scharf geschliffener, bislang nicht identifizierter und unspezifischer Gegenstand, vermutlich aus Metall, der durch sein linkes Auge ins Großhirn gedrungen war und dort so viele vitale Funktionen ausgeschaltet hatte, dass Van Rippe aller Wahrscheinlichkeit nach schon drei bis sechs Sekunden nach dieser Penetration tot gewesen war. Es war an und für sich nicht undenkbar, dass er diese letale Handlung selber durchgeführt hatte, aber dann musste eine andere – bislang nicht identifizierte und unspezifizierte Person die Waffe entfernt und Van Rippe dort am Strand vergraben haben.

Er hatte ungefähr eine Woche an der Stelle gelegen, wo er

von Henning Keeswarden und Fingal Wielki, sechs beziehungsweise vier Jahre alt, gefunden worden war. Bisher hatte man nicht feststellen können, wie viel Zeit zwischen dem Eintreten des Todes und dem Begraben verstrichen war, erklärte der Obduzent, Dr. Goormann, aber es bestehe doch Grund zu der Annahme, dass es sich um keinen großen Zeitraum handle.

So weit die medizinische Wissenschaft. Was die Ergebnisse der Spurensicherung anging, so ließen die noch weitgehend auf sich warten. An die sechzig oder weniger sandige Gegenstände waren zur Analyse ans Gerichtsmedizinische Labor in Maardam geschickt worden. Bisher konnte man mit Sicherheit nur sagen, dass man nichts gefunden hatte, das mit der Mordwaffe identisch sein könnte – und auch nichts, das genauer erklären könnte, wie diese Mordwaffe eigentlich ausgesehen haben mochte.

Oder wer sie benutzt hatte.

Dass das Opfer ein blaues Baumwollhemd, Jeans und Unterhosen getragen hatte, dass jedoch sowohl Schuhe als auch Socken fehlten, war nichts, worüber die Techniker sich zu verbreiten brauchten, es war für alle und jeden klar, die den Tatort aufgesucht hatten.

Damit endete Vegesack, der schließlich dort gewesen war, und schaute sich am Tisch um.

»Betrunken?«, fragte Baasteuwel.

»Nein«, sagte Vegesack. »Und über den Mageninhalt werden wir morgen mehr wissen.«

»Wer hat ihn zuletzt gesehen?«

»Er war am Sonntagmorgen mit einem Bekannten angl. Vermutlich er.«

»Hat jemand mit ihm gesprochen?«

»Am Telefon«, sagte Vrommel. »Ich treffe ihn heute Abend.«

Baasteuwel wirkte nicht gerade zufrieden, verkniff sich aber weitere Fragen.

»Muss nachts gewesen sein, nehme ich an?«, fragte Kohler, nachdem sie einige Sekunden geschwiegen hatten. »Der Strand ist doch tagsüber nicht gerade menschenleer?«

»Nicht gerade«, sagte Vegesack. »Nein, bei hellichtem Tag würde wohl niemand mal eben einen Mord begehen.«

»So ist das eben«, sagte Vrommel und schlug noch einmal nach der Fliege. »Ich glaube, das reicht. Oder können unsere Gäste aus Wallburg uns auf irgendeine Weise bereichern? Wenn nicht, dann seid ihr für heute entlassen. Wir müssen noch zwei kleine Vernehmungen durchführen, wie gesagt, aber das schaffen Herr Vegesack und ich durchaus allein.«

Kommissar Kohler klappte seinen Notizblock zu und steckte ihn in eine braune Aktentasche, die mindestens zwei Weltkriege überlebt zu haben schien. Baasteuwel aschte in seine Kaffeetasse und kratzte sich zwischen seinen blauschwarzen Bartstoppeln.

»Na gut«, sagte er. »Wir sind morgen um neun wieder hier. Aber sorgt dafür, dass wir dann weitergekommen sind. Das hier ist ein Mord und kein Scheißkinderfest.«

Vegesack konnte deutlich hören, wie der Polizeichef mit den Zähnen knirschte. Er verkniff sich aber jegliche Bemerkung, und das war sicher nur gut so. Auch sonst hatte niemand mehr etwas zu sagen, und nach einer halben Minute saßen die beiden allein am Tisch.

»Du kannst aufräumen«, sagte Vrommel. »Und mach verdammt noch mal die Fenster auf. Du gehst erst, wenn alles durchgelüftet ist.«

Vegesack schaute verstohlen auf die Uhr. Es war zwanzig vor fünf.

»Die Vernehmungen«, sagte er. »Wie sollen die laufen?«

»Die übernehme ich«, sagte Vrommel und erhob sich. »Du räumst auf und schließt ab. Wir sehen uns morgen früh. Guten Abend, Herr Polizeianwärter, und kein Wort an irgendeinen verdammten Pressefritzen, vergiss das nicht.«

»Guten Abend, Herr Polizeichef«, sagte Vegesack.

Moreno hatte ihr Bier halb geleert, als er über die Strandterrasse schritt.

»Entschuldige die Verspätung. Es hat einfach so lange gedauert.«

»Mordermittlungen brauchen eben ihre Zeit.«

Vegesack machte sich nicht die Mühe zu erklären, dass es eher mit Aufräumarbeiten zu tun hatte. Er bestellte sich ein Bier und setzte sich.

»Einen schönen Ferientag gehabt?«

Moreno zuckte mit den Schultern. »Aber sicher. Ich hab mit der Mutter gesprochen.«

»Mit welcher Mutter?«

»Der von Winnie Maas.«

»Ach? Reizende Person.«

»Du kennst sie?«

»Das tun fast alle.«

»Ich verstehe. Aber egal, auf jeden Fall hatte sie am vorigen Sonntag Besuch von Mikaela Lijphart.«

Vegesack hob eine Augenbraue.

»Ja, verdammt. Na, und was konnte Frau Maas erzählen?«

»Nicht viel. Sie hat behauptet, nur kurz mit ihr gesprochen und sie dann weitergeschickt zu haben. Zu Vera Sauger; sagt dieser Name dir irgendwas?«

Vegesack dachte nach, während der Kellner sein Bier brachte.

»Glaub ich nicht. Wer soll das denn sein?«

»Winnie Maas' Freundin. Hat ihre Mutter jedenfalls behauptet. Wenn Mikaela etwas über Winnie wissen wollte, sollte sie zu ihr gehen, fand sie. Und das hat sie ja vielleicht auch getan.«

Vegesack trank einen großen Schluck und kniff zufrieden die Augen zusammen.

»Gut«, sagte er. »Aber das wusste ich schon. Also, du hast sie sicher auch schon aufgesucht, nehme ich an?«

Moreno seufzte.

»Sicher. Und leider. Bin nur bis zu einer Nachbarin gekommen, die sich um ihren Wellensittich und ihre Topfblumen kümmert. Sie ist draußen auf den Inseln und kommt erst morgen Abend nach Hause. Urlaub nennt sich das, glaube ich.«

»Um diese Jahreszeit sind nicht viele zu Hause«, bestätigte Vegesack.

»Richtig«, sagte Moreno. »Und du? Bist du weitergekommen? Mit der Vermisstenmeldung zum Beispiel?«

Vegesack schüttelte den Kopf. »Hat nichts gebracht, fürchte ich. Sie war hier, diese Frau aus Frigge, aber sie war so unsicher, wen sie wirklich gesehen hatte, dass sie es nicht bestätigen wollte. Vielleicht hat sie Mikaela Lijphart gesehen, vielleicht aber auch eine andere.«

»Und sonst hat sich niemand gemeldet?«

»Keine Sau«, sagte Vegesack. »Aber ich habe mich auch noch mit dem Sidonis befasst. Die Frage ist, ob dabei etwas rausgekommen ist, aber ich habe doch immerhin einen Versuch unternommen.«

Er legte eine Pause ein und rieb sich erst einmal die Schläfen, ehe er weiterredete. Moreno wartete.

»Hab mit zwei Leuten von da oben geredet. Niemand wusste, ob Maager vor seinem Verschwinden telefoniert hat. Dass er

Besuch gehabt haben könnte, ohne dass jemand das bemerkt hätte, können sie sich nicht vorstellen. Aber wenn jemand das Heim verlassen will... aus irgendeinem Grund... dann gibt es eine ziemlich einfache Variante.«

»Welche denn?«, fragte Moreno.

»Den Park. Der das Heim umgibt, ja, du warst doch mal da. Maager ist da jeden Tag zwei Stunden spazieren gegangen. Wäre keine große Kunst, im Wald auf der Lauer zu liegen und sich über ihn herzumachen, sowie er vom Haus aus nicht mehr zu sehen ist. Es gibt doch keine Mauer oder so, jedenfalls nicht um das ganze Gelände. Wir werden die nächste Umgebung durchkämmen lassen, es kann ja sein, dass er da draußen irgendwo im Wald liegt.«

Moreno schwieg. Sie schwieg eine halbe Minute lang und startete denselben Strand und dasselbe Meer an wie Polizeianwärter Vegesack.

Dieselben Menschen, dieselben apportierenden Hunde, dasselbe Feriengewimmel. Und doch kam es ihr so vor, als habe die Zeit – zumindest die letzten Tage – alles mit einem dünnen Film überzogen. Als gehe dieses Leben sie nichts mehr an.

»Und warum sollte jemand es auf Arnold Maager abgesehen haben?«, fragte sie.

Vegesack zuckte mit den Schultern. »Das weiß ich nicht. Er ist doch verschwunden, und das muss einen Grund haben.«

»Seine Frau?«, fragte Moreno. »Sigrid Lijphart. Was ist mit ihr?«

»Sie ruft jeden Tag an und will wissen, warum wir nichts unternehmen.«

»Wie hat sie auf die Nachricht von Maagers Verschwinden reagiert?«

»Schwer zu sagen«, sagte Vegesack und runzelte die Stirn.

»Ihr geht es doch um die Tochter. Ich glaube, es ist ihr ziemlich schnuppe, ob ihr Exgatte lebt oder nicht. Morgen geht die Vermisstenmeldung raus. An die Zeitungen und so.«

Moreno dachte noch eine Weile nach. Versuchte sich den Menschen Arnold Maager vorzustellen, aber der einzige visuelle Eindruck, den sie von ihm hatte, stammte von alten Fotos, und deshalb konnte sie sich kein deutliches Bild machen. Umso stärker sah sie diese Geschichte vor sich, das, was er vor sechzehn Jahren angerichtet hatte... so als könnten Taten den Täter in den Hintergrund rücken, ihn unfassbar machen, von der Verantwortlichkeit befreien. Es war keine ganz unbillige Überlegung, und es gab vielleicht Berührungspunkte mit den Gedanken, die ihr bei ihrem Strandspaziergang gekommen waren. Er muss ein total kaputter Mensch sein, dachte sie. War es sicher schon damals.

»Hübsche Geschichte«, sagte sie endlich. »Mädel verschwunden, Papa verschwunden. Kannst du mir erzählen, was zum Teufel hier eigentlich läuft?«

»Na ja«, sagte Vegesack. »Hatte noch keine Zeit. War vor allem mit diesem Typen am Strand beschäftigt. Mit Tim Van Rippe.«

»Ja, sicher«, sagte Ewa Moreno. »Und wie schaut's da aus?«

»Bisher wissen wir nur sicher, dass wir nichts sicher wissen«, sagte Vegesack und leerte sein Bierglas in einem Zug.

»Hm«, murmelte Moreno. »Wenn ich es richtig in Erinnerung habe, dann ist das doch das Fundament allen Wissens.«

Aaron Wicker von der Lejnicher Lokalredaktion des Westerblatts brachte dem Polizeichef der Stadt keinerlei wärmere Gefühle entgegen.

Das wäre sicher auch unter anderen Umständen nicht der Fall gewesen, aber so, wie die Dinge standen, glaubte er, ungewöhnlich gute Gründe dafür zu haben. Seit Vrommel Anfang der neunziger Jahre die Zeitungsredaktion hatte durchsuchen lassen, hegte Wicker für den ersten Vertreter von Gesetz und Ordnung am Ort einen solchen Abscheu, dass er nie auch nur den Versuch machte, diesen zu verhehlen. Oder zu analysieren.

Dreck ist Dreck, dachte er dann immer. Und Drohungen kommen immer an.

Die Durchsuchung war mit einer angeblichen Bombendrohung begründet worden, die bei der Polizei eingegangen war und sich gegen die Zeitung richtete, was diese Aktion nötig machte. Eine Bombe wurde nie gefunden, und Wicker hatte die ganze Zeit gewusst, dass es auch keine Drohung gegeben hatte. Der Polizei war es darum gegangen, die Namen von Gewährsleuten für eine Artikelserie über finanzielle Unregelmäßigkeiten im Stadtrat sicherzustellen. So sah die Sache aus, und seither war das Verhältnis der zwei Staatsmächte in dieser Stadt unheilbar zerstört. Zumindest, solange der Polizeichef Vrommel hieß.

Namen waren bei der Aktion nicht gefunden worden, da Wicker sie noch rechtzeitig hatte löschen können, aber die bloße Vorstellung, die Ordnungsmacht könne eine so grundlegende Bedingung der Pressefreiheit ignorieren, reichte, um ohnmächtige Schauer über Redakteur Wickers Rückgrat zu

jagen. Noch immer.

Und jetzt saß die Staatsgewalt schon wieder am längeren Hebel.

»Wir wissen natürlich, wer das Opfer ist«, sagte der Polizeichef.

»Bravo«, sagte Wicker.

»Aber leider darf ich den Namen nicht nennen.«

»Warum nicht?«

»Weil es uns noch nicht gelungen ist, die Angehörigen zu informieren.«

»Die Massenmedien sind von einer gewissen Durchschlagskraft«, sagte Wicker. »Falls mit Ihren Telefonen etwas nicht stimmt. Und wir verfügen außerdem über eine gewisse Vernunft.«

»Kann schon sein«, sagte Vrommel. »Aber an unseren Kommunikationsmitteln ist wirklich nichts auszusetzen. Ich benutze im Moment zum Beispiel ein Telefon, obwohl ich mich eigentlich wichtigeren Aufgaben widmen müsste. Aber einen Namen bekommst du trotzdem nicht.«

»Den kriege ich garantiert auch so heraus.«

»In dem Fall verbiete ich dir, ihn zu veröffentlichen.«

»Das verbietest du mir? Seit wann gibt es hier in der Stadt Pressezensur? Nicht, dass es mich überraschen würde, aber offenbar habe ich es übersehen.«

»Es ist nicht das Einzige, was du übersehen hast«, konterte der Polizeichef. »Es ist so weit gekommen, dass wir uns nicht nur um die Gesetzestreue der Bürger kümmern müssen. Da die Presse es nicht mehr schafft, sich an ihre eigenen ethischen Regeln zu halten, sind wir jetzt auch noch dafür zuständig. Ich habe deshalb alle Hände voll zu tun, wenn der Redakteur also sonst nichts mehr auf dem Herzen hat...«

Wenn, dann höchstens einen Infarkt, dachte Wicker. Und das

wäre ja auch kein Wunder. Er knallte den Hörer auf die Gabel, dachte fünf Sekunden nach und beschloss dann, Selma Perhovens zu schicken.

Selma Perhovens war Wickers einzige fest angestellte Mitarbeiterin, nur halbtags natürlich, aber wenn es in Lejnice oder vielleicht auch in Europa – überhaupt jemanden gab, der den Namen des Toten vom Strand kannte, dann war Selma die Person, die diesen Namen in wenigen Stunden in Erfahrung bringen würde. Wenn er sich nicht ganz und gar in ihr getäuscht hatte.

Der erste Mord seit sechzehn Jahren, und die Lokalzeitung kannte nicht einmal den Namen des Opfers! Verdammte Scheiße!

Er warf zwei Blutdruck senkende Tabletten ein und suchte auf seinem Handy die Nummer.

Ewa Moreno aß an diesem Abend in einem Restaurant namens Chez Vladimir und beschloss, dass es das erste und das letzte Mal sein sollte. Sie nahm an, dass die übrigen drei Gäste des Abends das auch so sahen. Die Hackpastete mit Salat, die sie bestellt hatte – und die sie nach einer langen Wartezeit auch bekam und zu verzehren versuchte –, war nicht von der Art, die zu weiteren Besuchen reizte. Der Wein war das auch nicht, obwohl er sich, was seinen Säuregrad anging, durchaus mit der erkälteten Kellnerin messen konnte. Moreno dankte ihrem Glücksstern dafür, dass sie nur ein Glas bestellt hatte.

Ob der nächste Tag auch ihr letzter Tag in Lejnice sein sollte, war dagegen noch eine offene Frage.

Oder vielleicht eine nicht ganz so offene. Jetzt nach Hause fahren?, überlegte sie, während sie den letzten Tropfen Sauerwein hinunterzwang. Wo zwei Menschen verschwunden sind und am Strand ein unaufgeklärter Mord stattgefunden hat? Stellt sich diese Frage wirklich Kriminalinspektorin Ewa

Moreno? Der ersten freien Frau der Weltgeschichte?

Angesichts dieser Ungeheuerlichkeit konnte sie nur lachen.

Ich entscheide mich morgen, dachte sie dann. Heute Abend nehme ich mir eine Kanne starken Kaffee mit aufs Zimmer, dann reibe ich mir die Schläfen, bis sie Löcher kriegen oder bis ich zu einem Ergebnis gekommen bin. Es wäre ja auch nicht schlecht, wenn ich endlich wieder in meinem eigenen Bett schlafen könnte.

Sie fing damit an, dass sie auf eine leere Notizblockseite die Namen der in den Fall verwickelten Personen schrieb:

Winnie Maas

Arnold Maager

Mikaela Lijphart

Das machte sich schon mal gut. Sie dachte eine Weile nach, dann fügte sie noch einen hinzu:

Tim Van Rippe

Nicht, weil er etwas mit dem Fall zu tun zu haben schien, aber immerhin war er ja ermordet worden. Ihm folgten zwei weitere Namen:

Sigrid Maas

Vera Sauger

Sie ließ ihren Gedanken zwei Minuten freien Lauf, dann setzte sie hinter Mikaela Lijphart und Arnold Maager ein

Fragezeichen und hinter Tim Van Rippe ein Kreuz. Die beiden letzten Namen wurden mit keinerlei Zeichen versehen.

Blendende Systematik, Holmes, stellte sie dann fest und versuchte, ihre Gedanken zu ordnen. Trank einen Schluck von dem Kaffee, den die Wirtin widerwillig und gegen teures Geld herausgerückt hatte. Weiter!

Was weiß ich? Gibt es einen Zusammenhang zwischen diesen Namen? Zwischen allen Namen? Zwischen einigen davon? Und wie sieht der aus?

Vera Sauger hatte natürlich nicht sehr viel mit den anderen zu tun – mit diesen toten oder verschwundenen Menschen –, sie war einfach nur ein Bindeglied. Eine mutmaßliche Gewährsfrau, kein Mysterium. Sie brauchte eine Sonderbehandlung.

Plötzlich wusste sie auch, woher sie den Namen kannte. Sie hatte ihn in einem der Vernehmungsprotokolle gelesen, die Vegesack ihr zur Verfügung gestellt hatte, da war sie sich fast sicher. Doch, es gab keinen Zweifel. In welchem Zusammenhang, war ihr nicht mehr klar, aber Vera Sauger war dort aufgetaucht, davon war sie plötzlich felsenfest überzeugt, obwohl ihre Schläfen bisher noch so gut wie unberiebt waren.

Im Grunde war das ja auch nicht weiter überraschend. Sigrid Maas hatte Mikaela Lijphart an Vera Sauger verwiesen, und wenn die im Zusammenhang mit den Ereignissen von 1983 vernommen worden war, dann bewies das ja nur, dass es sich um eine Person handelte, die Winnie auf irgendeine Weise nahe gestanden hatte.

Und dass Sigrid Maas die Wahrheit gesagt hatte, zumindest in diesem Zusammenhang.

Sie sah sich noch einmal die ersten drei Namen an. Ein Toter, zwei Verschwundene.

Was mit Mikaela Lijphart passiert war, war weiterhin so unbegreiflich wie eh und je. Ehe sie sich über Mikaela den

Kopf zerbrach und neue Spekulationen anstellte, wollte sie ihre Aufmerksamkeit deshalb lieber auf den Vater richten. Welche Szenarien gab es, die mit ihm zu tun haben könnten?

Nur zwei, so viel sie sehen konnte.

Entweder hatte Maager das Sidonis aus eigenem Willen verlassen – aus dem bisschen Willen, das er möglicherweise besaß. Oder es verbargen sich andere Kräfte hinter seinem Verschwinden. Wollte irgendwer ihn aus dem Weg räumen?

Warum? Warum um alles in der Welt sollte jemand sich durch Arnold Maagers Existenz bedroht fühlen?

Auf diese Frage gab es nur eine Antwort. Es gab einen Zusammenhang mit den Ereignissen von damals. Maager konnte durchaus über Informationen verfügen, die gefährlich werden könnten für jemanden, der... jemanden, der, ja, was denn bloß?

Jemanden, der einen Finger mit im Spiel gehabt hatte, vermutlich sogar mehr als nur einen Finger.

Halt, dachte Moreno. Nichts überstürzen. Das sind doch pure Spekulationen. Wäre es nicht, alles in allem betrachtet, um einiges wahrscheinlicher, dass Maager aus freien Stücken durchgebrannt ist? Er hatte doch eine Tasche gepackt. In dem Fall wären seine Beweggründe natürlich ebenso mysteriös wie alles andere, aber dass es irgendeinen Zusammenhang mit seiner Tochter geben musste, lag auf der Hand. In seinem Leben gab es doch sonst nichts, was solche Entwicklungen auslösen könnte.

Blödsinn, dachte sie dann. Was weiß ich davon, wie es in Arnold Maager aussieht? Und über die Beweggründe anderer Menschen? Rein gar nichts.

Aber trotzdem. Sie spürte, dass es so sein konnte. Dass er sich einfach auf den Weg gemacht hatte, vielleicht aus purer Verzweiflung, um nach seiner Tochter zu suchen... wie ein jüngerer und wahnsinniger König Lear auf der Suche nach

seiner Cordelia. Das wäre doch nicht unwahrscheinlich? Sie trank eine halbe Tasse Kaffee und rieb sich die Schläfen. Ihre Haarwurzeln schmerzten, aber schaden tat ihnen die Massage mit Sicherheit nicht.

Als sich keine weiteren Fragen oder gescheite Gedanken mehr einstellen wollten, blätterte sie in ihrem Block weiter und notierte dann der Reihe nach ihre Schlussfolgerungen. Dazu brauchte sie eine Weile, und es wäre vielleicht übertrieben, hier von Schlussfolgerungen zu sprechen. Es war eher eine Art Therapie. Gehirngymnastik für eine Kriminalinspektorin, deren Verstand beeinträchtigt ist, dachte sie. Während sie noch über alles nachdachte, klopfen die ersten schweren Regentropfen an das Fenster, und im Nachbarzimmer widmete ein junges Paar sich der Liebe.

Moreno hörte ein oder zwei Minuten zu. Dem Regen und der Liebe. Ein jeglich Ding hat seine Zeit, philosophierte sie seufzend. Sie schaltete das Radio ein, um sich nicht ablenken zu lassen, und nahm sich noch mehr Kaffee. Danach las sie alles, was sie geschrieben hatte, und konnte nur feststellen, dass das Problem weiterhin vorhanden war.

Was war mit Mikaela Lijphart passiert? Und was mit ihrem Vater? Und der Tote vom Strand: Hatte er überhaupt etwas mit der ganzen Sache zu tun?

Morgen Abend kann ich mit Vera Sauger sprechen, dachte Moreno. Und dann komme ich weiter.

Aber wenn Mikaela sie nun nie besucht hat, überlegte sie dann. Was würde das bedeuten? Und was mache ich dann?

Und wie sollte sie den ganzen kommenden Tag füllen? Mit Sonne und Schwimmen?

Bei dem Regen? Der wirklich heftig war. Den armen Vegesack dürfte sie auf keinen Fall weiter behelligen, das war klar. Vor allem, wo sie selber trotz aller Anstrengung nichts liefern konnte... es musste wirklich Grenzen geben.

Andererseits konnte sie sich aber auch fragen, was zum Teufel die Polizei eigentlich den ganzen Tag machte.

Was also tun? Vielleicht ein wenig in der Vergangenheit herumstochern? Ins Jahr 1983 zurückkehren?

Aber wenn ja, wie? Wo graben? Wen fragen?

Plötzlich wurde sie von tiefer Müdigkeit erfasst, kippte aber noch eine halbe Tasse Kaffee hinunter und konnte sich damit wach halten. Na, dachte sie. An wen? An wen soll ich mich halten? Alle, die damals mit der Sache zu tun hatten, verfügten natürlich über einen gewissen Informationsschatz, ob der nun groß oder klein sein mochte, aber es wäre natürlich nicht schlecht, ein wenig konzentrierter vorzugehen.

Schon bald hatte sie eine Alternative gefunden, die ihr durchaus möglich erschien.

Die Presse natürlich. Die lokale Tageszeitung. Das Westerblatt. Sie kannte den Namen und die Adresse der Redaktion, da sie auf dem Weg zum Strand etliche Male daran vorbeigekommen war.

Zufrieden mit diesem Ergebnis schüttete sie den Rest Kaffee ins Waschbecken und ging ins Bett. Es war Viertel nach zwölf, und ihr fiel auf, dass Mikael Bau an diesem Abend kein einziges Mal versucht hatte, sich bei ihr zu melden.

Sehr gut, dachte sie und knipste das Licht aus. Aber sie spürte, dass dies nur die halbe Wahrheit war.

21. Juli 1999

Die Westerblatt-Lokalredaktion in Lejnice bestand aus zwei schmalen, ineinander übergehenden Zimmern in der Zeestraat. Der hintere Raum bildete den eigentlichen Arbeitsplatz, zwei Drittel der Bodenfläche wurden von zwei großen Schreibtischen eingenommen, die einander gegenüber standen und mit Computern, Faxen, Telefonen, Kaffeemaschinen und wildwuchernden Haufen von Papieren, Kugelschreibern, Notizbüchern und jeder Art von journalistischem Treibgut voll belegt waren. Wacklige Bücherregale mit Ordnern, Büchern und alten Zeitungen bedeckten die Wände vom Boden bis zur Decke, und über allem hing ein amerikanischer Ventilator, der bereits im Sommer 1977 seinen Geist aufgegeben hatte.

Das vordere Zimmer schaute auf die Straße und verfügte über einen Tresen, auf dem gewöhnliche und ehrsame Mitbürger Anzeigentexte hinterlassen, ihr Abonnement bezahlen und sich über Zeitungsartikel beklagen konnten, mit denen sie nicht einverstanden waren.

Oder die nicht abgedruckt worden waren.

Als Ewa Moreno den Nieselregen der Zeestraat verließ, zeigte die Uhr zwanzig nach zehn Uhr morgens. Eine dunkelhaarige Frau in ihrem Alter und mit energischer Miene stand hinter dem Tresen und schimpfte in den Telefonhörer, den sie sich zwischen Wange und Schulter geklemmt hatte, während sie zugleich Notizen auf einem Block machte und in einer Zeitung blätterte.

Nicht schlecht, dachte Moreno. Die Frau nickte ihr zu, und

sie setzte sich auf einen der beiden roten Plastikstühle und hoffte, dass zumindest dieses Telefongespräch bald ein Ende nehmen würde. Das tat es dann auch nach ungefähr einer halben Minute, und die lockeren Abschiedsphrasen verrieten Moreno, dass es der Frau nicht allzu viel ausmachte, dass jemand mithörte, den sie nicht kannte.

»Verdammter Arsch«, erklärte sie, als sie den Hörer auf die Gabel gelegt hatte. »Verzeihen Sie das Fremdwort. Und wie kann ich Ihnen behilflich sein?«

Moreno wusste noch nicht so recht, welche Taktik sie anwenden sollte, aber etwas an dem klaren Blick der Frau und an ihrer scharfen Zunge ließ es ihr als sinnvoller erscheinen, hier mit offenen Karten zu spielen. Es fiel ihr außerdem schwer, eine Person anzulügen, die das gleiche Alter und Geschlecht wie sie hatte, dieses Phänomen war ihr schon früher aufgefallen. Diese Frau hier schien keine zu sein, die sich Ausreden auftischen ließ, und wer diesen Fehler gleich zum Einstieg machte, würde ihn nur mit Mühe wieder ausbügeln können.

»Ewa Moreno, Kriminalinspektorin«, sagte sie deshalb. »Ich habe ein etwas ausgefallenes Anliegen. Ich würde gern mit jemandem hier sprechen, der über den Fall Winnie Maas aus dem Jahr 1983 informiert ist... und einen Moment Zeit hat.«

Die Frau hob eine Augenbraue und saugte die Wangen ein, was für ihre schnelle Auffassungsgabe sprach.

»Dann sind Sie hier an der richtigen Adresse«, meinte sie dann. »Selma Perhovens. Angenehm.«

Sie streckte die Hand über den Tresen, und Moreno griff danach.

»Polizei, haben Sie gesagt?«

»Im Urlaub«, erklärte Moreno. »Nicht im Dienst.«

»Bizarr«, sagte Selma Perhovens. »Aber ich könnte auch ein

paar kurze Auskünfte gebrauchen. Wenn Sie mir da entgegenkommen könnten, könnten wir vielleicht von christlichem Teilen reden.«

»Warum nicht?«, fragte Moreno. »Worum geht es denn?«

»Hrrm. Mein Chef hat mir aufgetragen, den Namen einer bestimmten Leiche herauszufinden, die am Montag am Strand ausgegraben wurde. Wissen Sie den zufällig?«

»Aber sicher«, sagte Moreno.

Selma Perhovens Kinn klappte für einen Moment nach unten, sie konnte es aber gerade noch festhalten.

»Ja, du meine Güte...«

»Ich weiß den Namen«, erklärte Moreno. »Ich bin zwar inkognito hier, aber man schnappt ja trotzdem so dies und jenes auf.«

»Ich muss schon sagen«, sagte Selma Perhovens und lief um den Tresen. »Ich glaube, wir machen hier erst mal dicht.«

Sie zog das Rollo vor das Milchglasfenster und schloss die Tür ab. Dann packte sie Moreno am Oberarm und zog sie in das hintere Zimmer.

»Bitte, setzen Sie sich.«

Moreno schob einen Stapel Zeitungen, eine leere Coladose und eine halb volle Bonbontüte von dem ihr angewiesenen Stuhl und setzte sich. Selma Perhovens nahm ihr gegenüber Platz und stützte den Kopf in die Hände.

»Woher soll ich wissen, dass Sie sich nicht einfach als Bulle ausgeben?«

Moreno zeigte ihren Dienstausweis vor.

»Na gut. Verzeihen Sie mein Misstrauen meinen Mitmenschen gegenüber. Berufskrankheit. Sollte ein wenig mehr auf meine Intuition hören.«

Sie lächelte. Moreno lächelte auch.

»Gutgläubigkeit ist heutzutage keine Tugend mehr«, sagte sie. »Wenn ich zuerst mein Anliegen vorbringen darf, dann erfährst du danach den Namen. In Ordnung?«

»Fair deal«, sagte Selma Perhovens. »Kaffee?«

»Gern«, sagte Moreno.

Sie fing mit dem Anfang an. Mit der Bahnfahrt und ihrer Begegnung mit der weinenden Mikaela Lijphart, danach erzählte sie weiter, bis sie beim zweifelhaften Analyseversuch angelangt war, den sie am Vorabend in ihrem Pensionszimmer vorgenommen hatte. Sie ließ nur Franz Lampe-Leermann und Mikael Bau aus, da die mit dem Fall wohl kaum etwas zu tun hatten, und miteinander schon gar nichts, und für die ganze Darstellung brauchte sie weniger als eine Viertelstunde. Selma Perhovens fiel ihr kein einziges Mal ins Wort, sondern trank derweil zweieinhalb Tassen Kaffee und kritzelte vier Seiten in ihrem Notizblock voll.

»Meine Fresse«, sagte sie, als Moreno fertig war. »Ja, ich glaube, du bist hier an die Richtige geraten, wenn ich das mal so sagen darf. Der Prozess gegen Maager ist sozusagen in meine Lehrjahre gefallen... ich war damals erst neunzehn, habe aber die ganze Woche im Gerichtssaal gesessen. Schreiben durfte ich natürlich nichts darüber, das hat Wicker selber übernommen, aber er hat mich jeden Tag ein Referat verfassen lassen, zur Übung, dieser Sklaventreiber. Und deshalb kann ich mich sehr gut daran erinnern, es war nicht gerade eine lustige Geschichte.«

»Das habe ich auch schon begriffen«, sagte Moreno.

»Außerdem...«, sagte Selma Perhovens und schien nicht so recht zu wissen, wie es weitergehen sollte. »Außerdem hatte ich bei der ganzen Sache meine Zweifel, das muss ich schon sagen, aber die Verhandlung lief wie geschmiert, und ich war damals ja auch noch ein ziemlicher Grünschnabel.«

Moreno merkte, wie etwas in ihr sich in Bewegung setzte.

»Zweifel? Was hattest du für Zweifel?«

»Keine klaren, fürchte ich, aber mir kam das alles vor wie Staffage. Wie Theater. Wie ein Stück über eine Gerichtsverhandlung, das schon lange vor dem Start fertiggeschrieben war. Das Mädchen war tot, der Mörder war mit der Leiche im Schoß gefunden worden. Er war ohnehin verrückt, und in den Augen der Leute war er so schuldig wie sonst was. Lehrer schwängert Schülerin und bringt sie um! In dem Sommer war der Straßenverkauf wirklich eine Quelle der Freude!«

»Wie wurde er verteidigt? Wie hat sein Anwalt es aufgezogen?«

»Geisteskrank.«

»Geisteskrank?«

»Ja. Unheilbar. Eine andere vorstellbare Strategie gab es nicht. Der Anwalt hieß Korrington, Maager hat ihn sein Geständnis vorbringen lassen, denn er selber hat während der ganzen Verhandlung kaum den Mund aufgemacht.«

Moreno dachte eine Weile nach.

»Und wieso bist du damals auf die Idee gekommen, die Sache könnte doch nicht so einfach sein, wie sie aussah? Denn das hast du doch geglaubt?«

Selma Perhovens zuckte mit den Schultern.

»Weiß nicht. Vielleicht war es mein jugendlicher Widerspruchsgeist. Mir war dieses allgemeine Einverständnis damals einfach unheimlich, übrigens finde ich so was heute noch suspekt. Ich glaube eher an fruchtbare Gegensätze. Aber egal, was hat das, was du mir hier erzählt hast, für eine Bedeutung? Was zum Teufel kann mit dem armen Mädels passiert sein?«

»Dazu brauche ich ja gerade deine Hilfe«, sagte Moreno.
»Ich zerbreche mir darüber schon seit vielen Tagen den Kopf,

aber das Einzige, was dabei herauskommt, ist die Überzeugung, dass irgendeine Spur in die Vergangenheit führen muss. Irgendetwas an der alten Geschichte stinkt, offenbar ist nicht alles ans Licht gekommen... Mikaela Lijphart spricht zum ersten Mal seit sechzehn Jahren mit ihrem Vater. Dem Mörder in Großbuchstaben. Danach sucht sie allerlei Personen auf... tja, ich glaube zumindest, dass es mehrere waren... hier in Lejnice. Und danach verschwindet sie wieder.«

»Und als Nächster verschwindet der Papa. Warum zum Teufel haben wir nichts darüber geschrieben? Ja, ich weiß, dass wir die Vermisstenmeldung gebracht haben, aber den Hintergrund haben wir nicht erwähnt.«

»Wie sieht eure Zusammenarbeit mit der Polizei aus?«, erkundigte sich Moreno vorsichtig.

Selma Perhovens lachte schallend.

»Wie die aussieht? Wir führen einen Grabenkrieg, der den Ypernbogen absolut in den Schatten stellt.«

»Alles klar«, sagte Moreno. »Vrommel?«

»Vrommel«, bestätigte Selma Perhovens mit einem Hauch von ohnmächtiger Wut im Blick.

An der Glastür zum Vorderzimmer war ein vorsichtiges Klopfen zu hören, das sie jedoch mit einem Schnauben abtat. Moreno wechselte das Thema.

»Fand Maager damals irgendeine Unterstützung?«, fragte sie. »Von irgendeiner Seite? Gab es beispielsweise noch andere Verdächtige?«

Selma Perhovens nagte an ihrem Kugelschreiber und dachte nach.

»Nein«, sagte sie. »Nicht, dass ich wüsste. Ich glaube, diese ganze Scheißstadt war gegen ihn. Und damit meine ich wirklich die ganze.«

Moreno nickte.

»In einer anderen Gesellschaft wäre er garantiert gelyncht worden.«

»Ich verstehe.«

Moreno hörte so was nicht zum ersten Mal, und sie fragte sich kurz, wie sie sich verhalten hätte. In der damaligen Situation. Besser vielleicht, dieser Frage nicht weiter nachzugehen. Es war natürlich angenehmer zu glauben, dass sie sich nie im Leben einem Lynchmob angeschlossen hätte, dass sie sich selber ein Urteil gebildet und ihre Integrität bewahrt hätte.

»Was glaubst du eigentlich?«, fragte Selma Perhovens nach kurzem Schweigen. »Dass es jemand anderes war? Das kannst du vergessen, das ist unmöglich. Er hatte doch die Leiche auf dem Schoß und weinte.«

Moreno seufzte.

»Kann sie nicht gesprungen sein?«

»Aber warum hätte er dann gestehen sollen?«

Gute Frage, dachte Moreno. Aber nicht neu.

»Was war das für ein Arzt«, fragte sie, ohne so recht zu wissen, warum. »Der die Obduktion vorgenommen hat, meine ich.«

»DeHaavelaar«, sagte Selma Perhovens. »Der alte deHaavelaar, er war damals für fast alles zuständig. Geburten, Krankheiten und Obduktionen. Ich glaube, er hat sich sogar als Tierarzt betätigt. Ja, sein Wort galt. Gewichtig wie das Amen in der Kirche. Aber er hat vor Gericht nicht ausgesagt, das war nicht nötig.«

»Das war nicht nötig?«, fragte Moreno überrascht. »Wieso nicht?«

Selma Perhovens machte eine vage Handbewegung.

»Ich weiß es nicht. Seine Aussage wurde einfach verlesen.

Vom Richter, glaube ich. Er hatte wohl anderes zu tun, deHaavelaar, meine ich.«

Der Schatten einer Ahnung huschte durch Morenos Kopf. Von links nach rechts, so schien ihr, und diese Seltsamkeit dass ihr die Richtung auffiel – ließ den Inhalt der Ahnung verschwinden. So kam es ihr jedenfalls vor. Es war nur ein Zeichen gewesen, von einem ihr fremden Alphabet. Seltsam.

Und gleich darauf tauchte ein ebenso flüchtiges Bild von Hauptkommissar Van Veeteren auf, wie er hinter seinem Schreibtisch saß und sie ansah. Oder sie eher mit seinen Blicken durchbohrte. Eigentümlich, dachte sie. Bin ich nicht zu jung für Gehirnblutungen?

»Ich verstehe«, sagte sie und holte tief Atem. »Lebt er noch hier in der Stadt, dieser Arzt?«

»DeHaavelaar? Sicher. Er lebt noch, und er lebt hier in der Stadt. Geht auf die achtzig zu, wenn ich mich nicht irre, aber stolziert weiterhin in der Gegend herum und streut zynische Bemerkungen um sich. Warum fragst du?«

»Ich weiß nicht«, gestand Moreno. »War nur so eine kurze Eingebung.«

Selma Perhovens betrachtete sie für einen Moment überrascht. Dann schlug sie mit der Handfläche auf den Block.

»Ich möchte über diese Sache schreiben, hast du etwas dagegen?«

Moreno schüttelte den Kopf.

»Ach übrigens«, fiel es Selma Perhovens jetzt ein. »Ich glaube, wir hatten eine Abmachung. Dieser Knabe vom Strand, wie hieß der doch noch gleich?«

»Ja, sicher«, sagte Moreno. »Van Rippe. Er hieß Tim Van Rippe.«

Selma Perhovens runzelte wieder die Stirn.

»Van Rippe? Kommt mir irgendwie bekannt vor. Bist du dir

sicher?«

»Glaubst du, ich nenne der Presse einen falschen Namen für ein Mordopfer?«, fragte Moreno.

»Tschuldigung«, sagte Selma Perhovens. »Hatte vergessen, dass ich hier nicht der lokalen Bullenmafia gegenüber sitze. Was hältst du übrigens von einem kleinen Mittagessen? Vielleicht kommen wir auf einen klugen Gedanken, wenn wir ein paar Proteine einwerfen?«

Moreno schaute auf die Uhr und nickte.

»Der Versuch kann nicht schaden«, sagte sie.

Der ehemalige Gemeindearzt Emil deHaavelaar wohnte im Riipweg, wie sich dann herausstellte. In einer großen Patriziervilla in den Dünen, wo er Ewa Moreno jedoch nicht empfangen wollte. Wenn es sich wirklich nur um eine Bagatelle handelte, wie sie behauptete. Möglicherweise wäre er bereit, später an diesem Nachmittag im Café Thurm ein paar Worte mit ihr zu wechseln, nachdem ihm bei seinem Zahnarzt ein wenig der Zahnstein entfernt worden war.

Gegen vier, wenn ihr das recht sei. Moreno sagte zu, beendete das Gespräch und wandte sich wieder Selma Perhovens und dem Essen zu.

»Bullenbeißer?«, fragte sie.

»Aristokrat«, sagte Selma Perhovens. »Der letzte, wenn wir ihm glauben wollen. Ich habe ihn vor zwei Jahren interviewt, als sein Buch erschienen ist. Über seine vier Jahrzehnte als gemeindeeigener Äskulap, ja, so hieß es. *Durch die Lupe des Äskulap*. Unglaublicher Scheiß, ich musste es ja lesen. Fast schon Rassenbiologie. Lebt allein, mit einem Dienstmädchen und einer Haushälterin. Zwölf Zimmer und Tennisplatz, nein, er ist ganz einfach nicht mein Typ. Wie lange willst du übrigens hier bleiben? Bist du alles geklärt hast?«

Moreno zuckte mit den Schultern.

»Ich wollte morgen nach Hause fahren«, sagte sie. »Muss heute Abend nur noch mit dieser Vera Sauger reden. Falls sie wirklich auftaucht. Ich weiß nicht so recht, warum ich überhaupt in der Sache herumstochere. Aber ich kann nicht unbegrenzt in der Pension wohnen. Mein Gehalt erlaubt mir solche Ausschweifungen nicht. Nicht mal im Dombrowski.«

Selma verzog den Mund zu einem düsteren Clownslächeln.

»Wie komisch«, sagte sie. »Nein, wenn ich mir das richtig überlege, dann ist Geld auch meine größte unerwiderte Liebe. Beträgt mich dauernd, ist nie da, wenn ich es brauche. Du kannst bei mir schlafen, wenn du noch ein paar Tage bleiben willst. Ich habe eine Tochter von elf, aber keinen Typen, der stört, und du kannst ein eigenes Zimmer haben. Das meine ich wirklich ehrlich.«

»Danke«, sagte Moreno und spürte eine plötzlich auflodernde Sympathie für diese energische Journalistin. »Wir sehen ja morgen, wie die Lage sich entwickelt.«

Selma Perhovens gab ihr ihre Karte und schaute auf die Uhr.

»Verdammt! Ich darf die Hengstprämierung in Moogensball nicht verpassen. Ich muss los!«

Als sie verschwunden war, blieb Moreno noch eine Weile am Tisch sitzen und überlegte, ob sie Vegesack anrufen sollte oder nicht. Nur, um einen Lagebericht zu geben.

Nach reiflicher Überlegung beschloss sie, damit bis zum Abend zu warten.

Doktor deHaavelaar bestellte einen Cognac und ein Glas Milch. Sie selber begnügte sich mit einem Cappuccino.

»Zum Ausgleich«, erklärte der Arzt, als der Kellner das Tablett brachte. »Man braucht nur auf den richtigen Ausgleich im Körper zu achten, wenn man hundert Jahre alt werden will.«

Sie zweifelte keinen Moment daran, dass Emil deHaavelaar

das schaffen würde. Es würde zwar noch zwanzig Jahre dauern, aber er sah aus wie ein eleganter Grizzlybär. Breitschultrig und kräftig und mit der Ausstrahlung eines verwöhnten Filmstars. Seine weißen dichten Haare waren nach hinten gekämmt, sein Schnurrbart war üppig und gepflegt, und seine Hautfarbe verriet, dass er sich ausreichend Sonnenstunden zwischen den Dünen verschaffte, um wirklich jeden langen Winter zu überleben. Ihr fiel ein, dass Selma Perhovens das Wort »stolzieren« benutzt hatte, und sie hätte gern gewusst, warum.

»Falls man einen Grund hat, in diesem Durcheinander so lange auszuhalten«, fügte er hinzu und spielte an seinem Cognacglas herum.

»Ja«, sagte Moreno. »Das ist natürlich die Frage.«

»Und was wollen Sie von mir?«, fragte deHaavelaar.

Moreno zögerte einen Moment.

»Winnie Maas«, sagte sie dann.

DeHaavelaar knallte sein Glas auf den Tisch. Falsche Eröffnung, dachte Moreno. Pech.

»Wer sind Sie?«, fragte deHaavelaar.

»Ewa Moreno. Wie ich schon am Telefon gesagt habe. Kriminalbeamtin.«

»Wenn ich um Ihren Ausweis bitten dürfte.«

Moreno zog ihren Ausweis hervor und reichte ihn ihm. Er setzte eine Brille mit sehr dünnem und wahrscheinlich sehr teurem Gestell auf und musterte ihn genau. Gab ihn ihr dann zurück und nahm die Brille ab.

»Weiß der Polizeichef darüber Bescheid?«

Sie dachte eine Sekunde nach.

»Nein.«

Er leerte sein Glas auf einen Zug. Spülte mit einem halben

Glas Milch nach. Moreno nippte an ihrem Cappuccino und wartete.

»Und was zum Teufel haben Sie für einen Grund, in einer zwanzig Jahre alten Geschichte herumzuwühlen?«

»Sechzehn«, sagte Moreno. »Ich wollte nur ein paar einfache Fragen stellen. Warum regen Sie sich so auf?«

DeHaavelaar beugte sich über den Tisch vor.

»Ich rege mich nicht auf«, fauchte er. »Ich bin wütend. Sie kommen nicht einmal hier aus der Stadt, haben von nichts eine Ahnung, und ich werde Ihnen keine verdammte Frage beantworten. Stattdessen werde ich mich beim Polizeichef beschweren!«

Er erhob sich, strich sich kurz mit Daumen und Zeigefinger über den Schnurrbart und marschierte aus dem Lokal.

Du meine Güte, dachte Moreno. Hat sie Aristokrat gesagt, diese Selma Perhovens?

Am Spätnachmittag und in den frühen Abendstunden überkam sie die Hoffnungslosigkeit.

Das hing vielleicht mit dem Regen zusammen, der in einem nie versiegenden Strom von Südwesten her heraufzog. Sie lag auf dem unebenen Pensionsbett und versuchte zu lesen, aber sie konnte sich einfach nicht auf Dinge konzentrieren, die nichts mit Mikaela Lijphart und allen damit verbundenen Verwicklungen zu tun hatten.

Und also auch mit ihr selber.

Was mache ich hier, dachte sie. Was soll das alles bloß? Kriminalbeamtin auf Urlaub! Würde eine Fahrradreparateurin ihre sauer verdienten Ferienwochen damit verbringen, dass sie gratis Fahrräder repariert? Ich bin doch verrückt.

Sie rief bei Clara Mietens an, doch ihr Lebensanker war noch immer nicht zu Hause. Sie rief auf der Wache an, doch Polizeianwärter Vegesack war dienstlich unterwegs. Sie rief die automatische Wetterauskunft an und erfuhr, dass Regenwolken über dem Atlantik schon Schlange standen.

Klasse, dachte Inspektorin Moreno und fing zum vierten Mal mit derselben Seite an.

Um sieben Uhr wählte sie zum ersten Mal Vera Saugers Nummer. Keine Antwort. Eine halbe Stunde später machte sie noch einen Versuch und wiederholte dieses dann in längeren Abständen.

Nach dem Versuch um halb neun spielte sie mit dem Gedanken, irgendwo essen zu gehen, verwarf ihn aber wieder. Die dubiose Hackfleischpastete des Vortages lud nicht zur Wiederholung ein. Stattdessen machte sie zweihundert Sit-ups

und vierzig Liegestütze, und zwei Stunden später stand sie unter der Dusche und versuchte zu ergründen, warum in aller Welt Doktor deHaavelaar dermaßen außer sich geraten sein könnte.

Ein Ergebnis fand sie nicht. Was nicht gerade überraschend war, da es nicht möglich war, eins zu finden, wie sie sich sagte. Es brachte wirklich nichts, auf so spärlicher Grundlage Schlussfolgerungen ziehen zu wollen. Eine Nadel in einem Heuhaufen zu suchen? Hoffnungslos. Das müsste doch sogar eine verwirrte Kriminalbeamtin begreifen.

Und Achtzigjährige verhielten sich nicht immer logisch, auch wenn sie wie gepflegte Grizzlybären aussahen und kein bisschen stolzierten.

Das letzte Mal, dachte sie, als sie einige Minuten nach elf Vera Saugers Nummer wählte. Wenn sie jetzt nicht da ist, gebe ich auf.

Nach dreimaligem Klingeln wurde abgenommen.

»Vera Sauger.«

Danke, dachte Ewa Moreno. Sei jetzt bitte so lieb und sprich mit mir. Trotz der späten Stunde.

Und erzähl mir dann auch gleich etwas, das uns weiterbringt.

Auch Vera Sauger war eine allein stehende Frau in Morenos Alter.

Ob es in zehn Jahren in Europa überhaupt noch Kinder geben wird?, dachte die, als sie die Wohnung in der Lindenstraat betrat. Oder werden alle Frauen sich gegen eine Fortpflanzung entschieden haben? Was hatte Mikael Bau noch gesagt? *Den kalten Stein der Freiheit umarmen?*

Sie schüttelte diese unwillkommenen Fragen ab und setzte sich an den Küchentisch, wo ihr Gegenüber Tee und kleine rotbraune Plätzchen aufgetischt hatte, die aussahen wie

Brustwarzen. Vera Sauger hatte nichts gegen einen Besuch einzuwenden gehabt, obwohl es auf Mitternacht zuing und obwohl Vera Sauger nach ihren fünf Tagen auf den Inseln ein gewisses Schlafbedürfnis zu haben schien. Als Moreno am Telefon den Namen Mikaela Lijphart genannt hatte, war die andere ihr sofort ins Wort gefallen und hatte sie um ihr Kommen gebeten.

»Ich finde es besser, wenn ich meine Gesprächspartnerin sehen kann«, hatte sie erklärt. Eine Ansicht, die Moreno teilte.

»Sie ist also noch immer verschwunden?«, fragte Vera Sauger, nachdem sie Tee in zwei gelbe Tassen mit großen blauen Herzen gegossen hatte. Die stammen sicher aus einem schwedischen Möbelhaus, tippte Moreno.

»Sie wissen davon?«

Vera Sauger musterte sie überrascht.

»Natürlich weiß ich davon. Warum fragen Sie? Wer sind Sie überhaupt?«

Moreno zeigte ihren Dienstausweis vor und fragte sich, wie oft sie das an diesem Tag schon getan hatte. Das hier war das dritte Mal, wenn sie sich nicht irrte.

»Sie sind neu hier in der Stadt, ja?«, fragte Vera Sauger. »Ich kenne Sie nicht. Nicht, dass ich viel mit der Polizei zu tun hätte, aber...«

»Aus Maardam«, erklärte Moreno. »Mache hier nur Urlaub. Aber ich bin der Kleinen vor ihrem Verschwinden begegnet.«

Vera Sauger nickte vage.

»Und Sie haben keinen Kontakt mit der hiesigen Polizei?«

»Ab und zu«, sagte Moreno. »Warum fragen Sie?«

Vera Sauger rührte langsam ihren Tee und sah noch unsicherer drein.

»Weil Sie gefragt haben, ob ich von der Sache wüsste«, sagte sie.

»Ja?«

»Ist doch klar, dass ich davon weiß. Ich hab mich ja auf der Wache gemeldet, ehe ich nach Werkeney gefahren bin.«

Zwei leere Sekunden verstrichen. Dann fiel Moreno ein, dass Vegesack einige Tage zuvor etwas Ähnliches erwähnt hatte.

Dass sich nach der ersten Vermisstenmeldung eine Frau gemeldet habe, dass das aber nichts gebracht habe. Oder irrte sie sich da?

Ja, sie konnte sich daran erinnern. Eine aus Lejnice und eine aus Frigge.

Und die aus Lejnice war also diese Vera Sauger gewesen, die ihr jetzt gegenüber saß und sich ein Brustwarzenplätzchen in den Mund stopfte?

Plötzlich schien in Inspektor Morenos Kopf ein umfassender Kurzschluss stattzufinden. Das Einzige, was ihr noch einigermaßen sicher erschien, war, dass hier etwas nicht stimmen konnte.

Und es hatte nichts mit ihr zu tun.

»Das war... das ist mir offenbar entgangen«, sagte sie und versuchte, mit einem Lächeln um Entschuldigung zu bitten. »Was haben Sie denen denn erzählen können?«

Vera Sauger kaute fertig und schob sich eine blonde Haarsträhne hinter das Ohr, ehe sie antwortete:

»Dass sie hier war natürlich. Ich finde es seltsam, dass Sie das nicht wissen.«

»Sie haben ausgesagt, dass Mikaela Lijphart Sie besucht hat?«, fragte Moreno. »Wollen Sie mir das sagen?«

»Sicher«, sagte Vera Sauger.

»Dass Sie mit ihr an dem Sonntag, ehe... dass Sie vor zehn Tagen mit ihr gesprochen haben?«

»Ja.«

Moreno schwieg, während sich in ihrem Kopf eine Frage herauskristallisierte. Das dauerte seine Zeit.

»Und wem haben Sie das erzählt?«

»Wem? Dem Polizeichef natürlich. Vrommel.«

»Ich verstehe«, sagte Moreno.

Das stimmte zwar nicht ganz, war aber egal. Wichtig war, jetzt weiterzukommen.

»Und als Mikaela hier war, worüber wollte sie da reden?«, fragte sie.

»Über ihren Vater natürlich«, sagte Vera Sauger. »Darüber, was vor sechzehn Jahren passiert ist. Sie hatte es doch gerade erst erfahren.«

»Das weiß ich«, sagte Moreno und nickte. »Und was wollte sie von Ihnen?«

Wieder zögerte Vera Sauger.

»Wenn ich das nur so genau wüsste«, sagte sie. »Sie wollte nicht so recht mit der Sprache heraus, und wir haben nur kurz miteinander geredet. Winnies Mutter hatte ihr meinen Namen genannt. Ich hatte das Gefühl... ja, sie schien sich in den Kopf gesetzt zu haben, ihr Vater sei unschuldig. Sie hat das nicht ganz offen gesagt, aber ich hatte den Eindruck. Sie hatte doch am Tag zuvor mit ihm gesprochen. Am Samstag. Leicht kann das nicht gewesen sein... für sie nicht und für ihn nicht.«

»Arnold Maager könnte seiner Tochter also gesagt haben, er habe Winnie Maas gar nicht umgebracht?«

»Ich bin nicht sicher«, sagte Vera Sauger. »Sie hat es nur angedeutet. Aber es wäre ja kein Wunder, wenn er so etwas gesagt hätte... um sich in ein besseres Licht zu rücken, meine ich. Ich habe mir das nachher jedenfalls überlegt.«

Moreno dachte eine Weile nach.

»Ich war doch auf diesem verdammten Fest von Gollumsen dabei«, sagte Vera Sauger dann. »Und ich war mit Winnie

befreundet. Aber nicht so eng, wie ihre Mutter zu glauben scheint. Als wir noch kleiner waren, war das vielleicht anders, aber damals nicht mehr. Wir hatten uns irgendwie voneinander fort entwickelt.«

»Das kommt ja vor«, sagte Moreno. »Aber wollte Mikaela Lijphart sonst nichts wissen? Wollte sie mehr als nur ein allgemeines Bild, wenn ich das so sagen kann?«

Vera Sauger überlegte und nahm sich noch eine Brustwarze.

»Freunde«, sagte sie, »sie wollte wissen, mit welchen Jungs Winnie in der Zeit vor Maager zusammen war.«

»Warum wollte sie das wissen?«

»Keine Ahnung. Wir haben nur eine Viertelstunde oder zwanzig Minuten miteinander gesprochen, wie gesagt. Ich war ein wenig in Eile.«

»Aber Sie haben ihr die Namen der Freunde genannt?«

»Sie hat zwei Namen von mir bekommen.«

»Und welche?«

Wieder dachte Vera Sauger nach.

»Claus Bitowski«, sagte sie dann. »Und Tim Van Rippe.«

IV

Vernehmung des Markus Baarentz, am 22. 7. 1983.

Ort: Wache von Lejnice.

Vernehmungsleiter: Hauptkommissar Vrommel, Polizeichef.

Anwesend: Inspektor Walevski, Staatsanwalt Mattloch.

Abschrift: Inspektor Walevski, Kopien an: Staatsanw. Mattloch, Hauptkomm. Vrommel, Polizeichef.

Vrommel: Name, Alter und Beruf, bitte.

Baarentz: Markus Baarentz. Ich bin 49 Jahre alt und arbeite als Steuerprüfer.

V: Hier in Lejnice?

B: Nein, in Emsbaden. Aber ich wohne in Lejnice. Alexanderlaan 4.

V: Können Sie berichten, was Sie gestern Nacht erlebt haben?

B: Natürlich. Wir waren oben in Frigge und kamen ziemlich spät zurück nach Lejnice.

V: Einen Moment. Wer sind »wir«?

B: Verzeihung. Ich spiele Bridge. Otto Golnik, mein Partner, und ich haben an einem zweitägigen Turnier in Frigge teilgenommen. Es dauerte, und wir waren erst gegen elf Uhr abends fertig. Wir haben den dritten Platz errungen und mussten die Preisverleihung abwarten. Ja, und danach sind wir nach Hause gefahren. Mit meinem Wagen, wir wechseln uns ab. Ich habe Otto zuerst nach Hause gebracht, er wohnt draußen in Missenraade, und dann bin ich zu mir gefahren. Auf dem normalen Weg natürlich, und als ich an der Eisenbahnlinie entlang durch die Molnerstraat kam, habe ich sie entdeckt.

V: Wie spät war es da so ungefähr?

B: Zwei. Einige Minuten nach zwei. Es war gleich hinter der Eisenbahnbrücke, bei der Straßenlaterne, und deshalb konnte ich ihn... sie... unmöglich übersehen.

V: Und was haben Sie da gesehen?

B: Maager. Arnold Maager, der mit einem Mädchen auf dem Schoß auf den Gleisen saß.

V: Woher wussten Sie, dass es Maager war?

B: Den kenne ich doch. Mein Sohn geht auf die Voellerschule. Hab ihn manchmal beim Elternabend gesehen. Ich habe ihn sofort erkannt.

V: Ich verstehe. Und was haben Sie dann gemacht?

B: Angehalten. Ich wusste sofort, dass hier etwas nicht stimmen konnte. Sonst sitzt man doch nicht an so einer Stelle, gleich bei der Eisenbahn. Auch wenn um diese Zeit keine Züge mehr kommen, seit der Güterverkehr eingestellt worden ist. Und mit dem Mädchen stimmte auch etwas nicht. Sie lag ganz lang ausgestreckt da, und er hielt ihren Kopf im Schoß. Ich glaube, ich wusste sofort, dass ein Unglück passiert sein musste.

V: Haben Sie in der Nähe noch andere Menschen gesehen?

B: Nicht einmal eine Katze. Es war doch mitten in der Nacht.

V: Sie haben angehalten und sind ausgestiegen?

B: Ja. Zuerst hab ich das Fenster heruntergekurbelt und gerufen. Habe gefragt, ob er Hilfe braucht, aber er gab keine Antwort. Dann bin ich ausgestiegen. Habe noch einmal gerufen, aber er reagierte noch immer nicht. Jetzt wusste ich endgültig, dass etwas Schlimmes passiert sein musste. Ich stieg über den Zaun und ging auf die beiden zu. Er schaute nicht einmal hoch, obwohl er mich gehört haben musste. Er saß nur da und streichelte die Haare der Kleinen. Er schien sehr weit weg zu sein. Wie unter Schock. Für einen Moment hielt ich ihn

für betrunken, und das Mädchen vielleicht auch, aber dann ging mir auf, dass das nicht der Fall sein konnte. Dass alles viel schlimmer war. Sie war tot.

V: Woher wussten Sie, dass sie tot war?

B: Das kann ich Ihnen nicht sagen. Sie lag so seltsam da, das muss es gewesen sein. Ich habe natürlich auch gefragt, aber keine Antwort bekommen. Maager sah mich nicht einmal an. Ich versuchte, Kontakt zu ihm aufzunehmen, aber das war unmöglich.

V: Ihnen sind an dem Mädchen keine Verletzungen aufgefallen?

B: Nein. Es war einfach ihre Lage. Und ihr Gesicht. Ihre Augen waren nicht richtig geschlossen, und ihr Mund auch nicht. Und sie hat sich nicht bewegt, rein gar nicht.

V: Und Arnold Maager?

B: Der saß nur da und streichelte ihre Haare und ihre Wangen. Schien sehr weit weg zu sein, wie gesagt. Ich habe ihn sogar beim Namen gerufen. Herr Maager, habe ich gesagt. Was ist denn passiert?

V: Und haben Sie eine Antwort bekommen?

B: Nein. Ich wusste nicht so recht, was ich machen sollte. Ich bin vielleicht zehn oder fünfzehn Minuten dort stehen geblieben. Habe meine Frage wiederholt, und dann schaute er endlich auf. Er sah mich kurz an, und etwas war seltsam an seinen Augen, ja, an seinem ganzen Gesichtsausdruck.

V: Wie meinen Sie das?

B: Er sah krank aus. Als ich jung war, habe ich einige Sommer in einer psychiatrischen Klinik gearbeitet, und deshalb glaubte ich, diesen Blick zu erkennen. Das war mein erster Gedanke.

V: Was haben Sie dann unternommen?

B: Ich habe gefragt, was dem Mädchen passiert sei, aber auch jetzt zeigte er keinerlei Reaktion. Ich beugte mich über sie, um

sie mir genauer anzusehen. Ich wollte ihr wohl den Puls fühlen oder so, aber er hat mich daran gehindert.

V: Er hat Sie daran gehindert? Wie hat er das gemacht?

B: Er hat meine Hand weggeschoben. Und dann hat er ein Geräusch ausgestoßen.

V: Ein Geräusch?

B: Ja. Ein Geräusch. Es hörte sich an wie, ja, fast wie das Gebrüll einer Kuh.

V: Sie sagen, Maager habe gebrüllt wie eine Kuh?

B: Ja. Jedenfalls war es ein unmenschliches Geräusch. Es klang eher wie ein Tier. Ich nahm an, dass er unter einem schrecklichen Schock stand und dass es deshalb unmöglich sein würde, ihm eine vernünftige Auskunft zu entlocken.

V: Ich verstehe. Und was haben Sie dann unternommen?

B: Ich dachte, ich sollte sofort Polizei und Krankenwagen holen. Das Beste wäre es natürlich gewesen, wenn ich einen Wagen hätte anhalten oder irgendwen um Hilfe bitten können, aber es war doch mitten in der Nacht, und nirgendwo war eine Menschenseele zu sehen. Ich wollte ihn und das Mädchen auch nicht allein lassen, jedenfalls nicht, ohne mir ein Bild von ihrem Zustand gemacht zu haben, und am Ende konnte ich ihr dann doch den Puls fühlen, ohne dass er Einspruch erhoben hätte. Sie hatte keinen, wie ich angenommen hatte. Sie war tot.

V: Wo haben Sie ihr den Puls gefühlt?

B: Am Handgelenk. Ihren Hals wollte er mich nicht berühren lassen.

V: Kannten Sie das Mädchen?

B: Nein. Ihren Namen habe ich erst später erfahren, und ihre Familie kenne ich auch nicht.

V: Aber am Ende haben Sie dann doch Hilfe geholt?

B: Ja. Mir blieb ja nichts anderes übrig. Ich bin zurück auf die

Straße geklettert und habe dann am erstbesten Haus geklingelt. Habe die Scheinwerfer vom Wagen ausgeschaltet, das hatte ich anfangs vergessen. Es dauerte eine Weile, bis die Haustür geöffnet wurde, aber ich konnte sehen, dass sie noch auf dem Gleis saßen, Maager und das Mädchen. Sie waren nur dreißig oder fünfunddreißig Meter von mir entfernt. Dann öffnete Christina Deijkler die Tür, ich kannte sie ein wenig vom Sehen, wusste aber nicht, dass sie in diesem Haus wohnte. Ich erklärte ihr die Lage, und sie konnte ja auch selber sehen, dass ich die Wahrheit sagte. Sie ging ins Haus zurück und rief an, ich ging wieder zu den beiden und wartete, und nach ungefähr zehn Minuten kam die Polizei. Und zwar Helme und Van Steugen, in einem Streifenwagen. Der Krankenwagen traf dann auch bald ein.

V: Danke, Herr Baarentz. Da waren Sie ja wirklich sehr tatkräftig. Und jetzt habe ich nur noch ein paar Fragen. Als Sie versucht haben, Kontakt zu Herrn Maager aufzunehmen, haben Sie sich da überlegt, was passiert sein könnte?

B: Nein.

V: Und er machte keinerlei Andeutungen? Durch Worte oder Zeichen oder auf irgendeine andere Weise?

B: Nein. Er hat sich überhaupt nicht geäußert. Abgesehen von diesem seltsamen Geräusch, meine ich.

V: Und Sie haben keine Schlussfolgerungen gezogen?

B: Da noch nicht. Heute habe ich ja gehört, was vorgefallen ist. Es ist entsetzlich, aber im ersten Moment hatte ich keine Ahnung, nicht in dieser Nacht.

V: Woher haben Sie erfahren, was passiert ist?

B: Von Alexander. Meinem Sohn. Er hatte es in der Stadt gehört, solche Neuigkeiten verbreiten sich ja schnell, und das ist vielleicht auch kein Wunder. Maager hat angeblich ein Verhältnis mit der Kleinen gehabt, das scheint so ungefähr die ganze Schule gewusst zu haben. Das ist natürlich ein Skandal,

ja, ich weiß wirklich nicht, was ich dazu sagen soll. Hat er sie zu allem Überfluss dann auch noch von der Brücke gestoßen?

V: Wir können noch nichts über die Todesursache sagen, aber wir können auch keine Möglichkeit ausschließen. Und Sie sind ganz sicher, dass Sie in der Nähe der Unfallstätte keine anderen Menschen gesehen haben?

B: Absolut.

V: Keine vorüberfahrenden Autos, keine, die ihnen auf dem Weg dorthin entgegengekommen wären?

B: Nein. Ich glaube, mir ist nur ein Auto begegnet, nachdem ich Otto Golnik draußen in Missenraade abgesetzt hatte. Und in der Nähe der Eisenbahnbrücke war niemand, da bin ich mir sicher.

V: Sie scheinen über eine außergewöhnliche Beobachtungsgabe zu verfügen, Herr Baarentz.

B: Ja, vielleicht. Ich bin ein Mensch, der alles ziemlich genau nimmt. Das ist wichtig in meinem Beruf. Und das Bridge ist wohl auch eine Hilfe, man muss da schließlich die ganze Zeit aufpassen.

V: Ich verstehe. Danke, Herr Baarentz. Sie waren uns eine große Hilfe.

B: Keine Ursache. Ich habe meine Pflicht getan, mehr nicht.

22. Juli 1999

Erst am Donnerstag erreichte die Vermisstenmeldung von Arnold Maager – vierundvierzig Jahre alt, eins sechsundsiebzig groß, schmal gebaut und mit aschblonden Haaren, möglicherweise deprimiert, möglicherweise verwirrt, vermutlich beides – die Öffentlichkeit. Er war inzwischen seit fünf Tagen verschwunden; zuletzt war er am vergangenen Samstag im bei Lejnice gelegenen Heim der Sidonisstiftung gesichtet worden, wo er seit anderthalb Jahrzehnten in Pflege war – und aller Wahrscheinlichkeit nach war er gekleidet in Turnschuhe Marke Panther, blaue oder braune Jeans, ein weißes T-Shirt und eine hellere Windjacke. Am selben Tag, und schon in der Morgendämmerung, machte sich eine vierzehn Mann starke Streife aus Lejnice, Wallburg und Emsbaden an die Aufgabe, die Umgebung des Sidonisheims zu durchkämmen – eine Arbeit, die gegen fünf Uhr nachmittags abgeschlossen war, ohne dass irgendein Hinweis auf den Verbleib des verschwundenen psychiatrischen Patienten entdeckt worden wäre.

Zusammen mit Maagers Vermisstenmeldung wurde die seiner Tochter, Mikaela Lijphart, noch einmal wiederholt, diesmal landesweit. Mikaela war seit elf Tagen verschwunden, und alle, die glaubten, das Mädchen während dieser Zeit gesehen zu haben – oder die auf andere Weise etwas zur Fahndung beitragen konnten – wurden gebeten, sich unverzüglich bei der nächstgelegenen Polizeidienststelle zu melden. Oder auf der Lejnicher Wache.

Der einzige Mensch, der dieser Aufforderung nachkam, war

Sigrid Lijphart, die Mutter der Verschwundenen, und sie wollte keine Tipps oder Auskünfte loswerden, sondern – wie immer wissen, warum zum Teufel die Polizei noch immer nichts herausgefunden hatte. Vrommel hatte – wie immer – keine überzeugende Antwort auf diese Frage, und Frau Lijphart drohte – wie immer – sich bei den höheren Instanzen zu beschweren, wenn sie nicht bald etwas vorzuweisen hätten.

Und bei den höheren Instanzen könnte sie dann immerhin eine Beschwerde wegen ernsthafter Dienstversäumnisse einreichen. Vrommel fragte höflich, ob er ihr einen Vordruck zusenden solle, um ihr dabei behilflich zu sein – entweder Formular B 112-5 GE, für Dienstversäumnis, oder B 112-6 C, für Vernachlässigung –, aber sie lehnte in beiden Fällen dankend ab.

Was ihren ebenfalls verschwundenen ehemaligen Gatten anging, so stellte Frau Lijphart keine Fragen und auch keine Ansprüche.

Polizeianwärter Vegesack wohnte mit seiner Marlene in einem der neuen Mietshäuser in der Friederstraat, nur einen Steinwurf vom Strand entfernt, und nach kurzem Überlegen – und nachdem Vegesack ihr dieses Angebot gemacht hatte – hatten sie sich hier verabredet. In ihrer Lage war Diskretion angesagt, die Wache war ausgeschlossen, und es war nicht leicht, auf die Schnelle einen anderen Treffpunkt zu finden.

Drei Zimmer und Küche, stellte Moreno fest, als Vegesack sie willkommen hieß. Großer Balkon und schöner Blick auf das Meer und den Leuchtturm von Gordons Punkt. Gar nicht schlecht. Ihr fiel ein, dass er erzählt hatte, dass Marlene Urdis Architektur studierte, und sie fragte sich, ob sie sich vielleicht auch der Innenarchitektur widmete. Es mochte fast den Anschein haben, aber Marlene war nicht zu Hause, und deshalb war die Frage momentan wohl nicht angebracht. Zimmer und

Möbel waren farblich sorgfältig aufeinander abgestimmt, die Wände waren nicht mit Tand voll gehängt, es gab nur einige Kunstdrucke, Tiegermann, Chagall und zwei Selbstportraits von Cézanne. Mit Büchern voll gestopfte Regale. Hohe Grünpflanzen. Ein Klavier. Sie fragte sich, ob Vegesack oder seine Verlobte darauf spielten. Oder beide? Gut, dachte sie. Ich entwickle Vertrauen zu ihm.

Doch sie hatten sich hier ja nicht getroffen, um Stilfragen und Gemütlichkeit zu diskutieren. Die düsteren Mienen der Kriminalbeamten Kohler und Baasteuwel, die in neu gepolsterten Sesseln aus den fünfziger Jahren saßen, ließen in dieser Hinsicht keinen Zweifel. Im Gegenteil.

»Schieß los«, sagte Baasteuwel. »Worum geht es also, zum Teufel?«

Vegesack holte vier Bier, und Moreno setzte sich aufs Sofa.

»Hier liegt ein Hund begraben«, sagte sie.

»Heißt der möglicherweise Vrommel?«, fragte Kohler.

»Jedenfalls hält der Polizeichef sich in der Nähe des Grabes auf«, erklärte Moreno. »Und deshalb fände ich es ziemlich gut, euch über alles zu informieren. Wollt ihr mit der Gegenwart anfangen oder mit der Vergangenheit?«

»Mit der Vergangenheit«, sagte Baasteuwel. »Ach verdammt, als sie Kohler und mich abkommandiert haben, haben sie behauptet, wir könnten in zwei oder drei Tagen fertig sein. Hätte heute meinen ersten Urlaubstag gehabt. Aber das ist ja nicht das erste Mal.«

»Und sicher auch nicht das letzte«, bemerkte Kohler trocken. »Können wir jetzt ein wenig Butter bei die Fische kriegen?«

Moreno schaute fragend zu Vegesack hinüber, und der nickte als Zeichen dafür, dass sie anfangen sollte. Sie zog den Block aus ihrer Tasche.

»Nun gut«, sagte sie. »Also, der Reihe nach. Vor sechzehn

Jahren, fast auf den Tag genau sogar, ist hier in der Stadt etwas passiert, das... das seine Spuren hinterlassen hat, so könnte man das wohl sagen. Ein Lehrer hier an der Schule, Arnold Maager, hatte ein Verhältnis mit einer Schülerin, einer gewissen Winnie Maas. Sie wurde schwanger, worauf er sie ermordet hat. Das jedenfalls ist die offizielle Version. Er hat sie angeblich von der Eisenbahnbrücke gestoßen. Es ist ziemlich hoch, sie ist beim Aufprall auf die Gleise ums Leben gekommen. Er wurde gefunden, als er mit dem Mädchen auf dem Schoß auf den Gleisen saß. Mitten in der Nacht. Er hat zu allem Überflus den Verstand verloren und seither in einer psychiatrischen Klinik gesessen... dem Sidonisheim, das hier in der Nähe liegt. Er wurde schuldig gesprochen, hat aber nie ein wirkliches Geständnis abgelegt, weil er während der Verhandlung nicht zurechnungsfähig war. Maager war damals verheiratet und hatte eine kleine Tochter, seine Frau hat sich sofort von ihm getrennt, und seither hat er weder sie noch die Tochter jemals wiedergesehen. Die beiden sind noch im folgenden Herbst aus der Stadt weggezogen. Ja, das ist so in groben Zügen die Vorgeschichte. Habt ihr Fragen?«

Sie schaute sich am Tisch um.

»Nette Geschichte«, sagte Baasteuwel und trank einen Schluck Bier.

»Ja, herzlich«, sagte Moreno. »Aber zurück zur Gegenwart. Als ich vor...«, sie rechnete kurz im Kopf, »...vor zwölf Tagen nach Lejnice gekommen bin, kam ich in der Bahn mit einem jungen Mädchen ins Gespräch, das sich dann als Maagers Tochter erwies. Wir kamen also ins Gespräch. Sie war eben achtzehn geworden und wollte jetzt ihren Vater im Sidonisheim besuchen, zum ersten Mal. Das letzte Mal hatte sie ihn mit zwei Jahren gesehen und seither nicht einmal gewusst, dass es ihn überhaupt gab. Ihre Mutter hatte sie am Vortag darüber informiert, und die Kleine war ziemlich nervös.«

»Kein Wunder«, sagte Kohler.

»Ja. Na ja. Einige Tage darauf kam also die Mutter – was bedeutet, Maagers ehemalige Gattin – hier auf die Wache und berichtete, dass ihre Tochter nicht nach Hause gekommen war. Sie war verschwunden.«

»Verschwunden?«, fragte Baasteuwel. »Ja, was zum Henker?«

»Genau«, sagte Moreno. »Wir wissen, dass sie am Samstag bei ihrem Vater im Heim war, dass sie eine Nacht in Missenraade in der Jugendherberge verbracht hat und dass sie seit Sonntag nicht mehr gesehen worden ist. Und jetzt fangen die Seltsamkeiten an.«

»Sie fangen an?«, fragte Kohler. »Die Seltsamkeiten *fangen* jetzt *an*?«

Moreno zuckte mit den Schultern.

»Von mir aus gehen sie weiter. Ich bin eigentlich nur in Urlaub hier, aber an den ersten Tagen hatte ich noch einen kleinen Auftrag zu erledigen. Auf der Wache. Mir war ja das Mädchen begegnet, und...«

»Wie heißt sie?«, fiel Baasteuwel ihr ins Wort.

»Mikaela. Mikaela Lijphart. Sie war mir begegnet, wie gesagt, und jetzt lernte ich auch die Mutter kennen. Sie machte sich große Sorgen, das ist ja klar. Nach und nach ließ Polizeichef Vrommel sich dann zu einer Vermisstenmeldung überreden, aber niemand kann behaupten, dass er der Sache irgendeine Priorität beigemessen hätte. Wichtig war natürlich, ob jemand Mikaela am Sonntag noch gesehen hatte... oder später in dieser Woche. So viel wir wissen, meldeten sich daraufhin zwei Personen... mindestens zwei. Die eine war diese Frau in Frigge, die behauptete, Mikaela auf dem Bahnhof gesehen zu haben, die andere eine gewisse Vera Sauger, mit der ich gestern Abend gesprochen habe. Und nach diesem Gespräch haben Kollege Vegesack und ich beschlossen, dieses

Treffen heute einzuberufen.«

»Ach?«, fragte Baasteuwel und beugte sich über den Tisch vor. »Bitte, erzähl weiter.«

»Vrommel hat mit beiden Frauen gesprochen und nachher gesagt, beide Gespräche hätten nichts erbracht. Vera Sauger aber hat mir gestern Abend erzählt, dass Mikaela am fraglichen Sonntag bei ihr war. Mikaela suchte Kontakt zu Menschen, die auf irgendeine Weise mit den Ereignissen des Jahres 1983 zu tun hatten. Die ihren Vater oder die tote Winnie Maas gekannt hatten. Warum Mikaela das wollte, wissen wir nicht, aber es ist möglich, dass sie bei ihrem Besuch im Sidonisheim von ihrem Vater etwas erfahren hat. Das ist natürlich nur Spekulation, aber sie muss doch einen Grund für diese Aktivitäten gehabt haben. Oder es war einfach Neugier im Spiel. Egal wie, jedenfalls war sie bei Winnies Mutter, mit der habe ich auch gesprochen. Weder sie noch Vera Sauger konnten Mikaela besonders viel weiterhelfen, das behaupten sie zumindest. Frau Maas ist übrigens ziemliche Alkoholikerin. Ob die Kleine sonst noch jemanden getroffen hat, wissen wir nicht.«

Sie legte eine kurze Pause ein.

»Ich dachte, das alles hängt irgendwie mit unserem Fall zusammen«, sagte Kohler.

Moreno räusperte sich.

»Stimmt. Vera Sauger hat Mikaela Lijphart zwei Namen genannt, die ihr bei ihren Fragen vielleicht weiterhelfen könnten. Und diese Namen hat sie auch Vrommel gegeben. Einer davon lautet Tim Van Rippe.«

»Der Knabe im Sand«, sagte Kohler.

»O verdammt«, sagte Baasteuwel.

Dann senkte sich Schweigen über die Tafelrunde.

»Das ist nicht die einzige Komplikation«, sagte Moreno,

nachdem Vegesack aus der Küche vier weitere Bier geholt hatte. »Eine Woche, nachdem Mikaela ihren Vater im Heim besucht hat, verschwindet auch er... genauer gesagt am Samstagnachmittag. Niemand weiß, wo er steckt. Vegesack hatte zwei Tage vorher noch mit ihm gesprochen, aber besonders viel ließ sich nicht aus ihm herausholen...«

»Kein Wort«, sagte Vegesack.

Baasteuwel fuhr sich mit den Händen durch seine wenig vorschriftsmäßige Frisur und schaute Moreno an. Die nächste Frage aber kam von Kohler.

»Und dieser Tim Van Rippe«, fragte er. »Unsere Leiche vom Strand. Welche Rolle spielt er in dieser alten Geschichte?«

Moreno blätterte ihren Block um und überprüfte ihre Aufzeichnungen.

»Vera Sauger zufolge hat er Winnie Maas damals sehr gut gekannt. War vielleicht sogar mit ihr zusammen... ehe sie mit Magister Maager ins Bett gestiegen ist, genauer gesagt. Aber das ist vielleicht nicht so wichtig. Wichtig ist, dass es hier einen klaren Zusammenhang gibt. Mikaela Lijphart hört seinen Namen... und erfährt noch mehr, was ich aber noch nicht überprüfen konnte... es ist sehr gut möglich, dass sie ihn am Sonntag aufgesucht hat. Eine Woche darauf wird er ermordet aus dem Sand ausgegraben. Es ist natürlich ein unerhörter Zufall, dass er überhaupt gefunden wurde, andererseits hätte der Mörder sich auch etwas mehr Mühe geben und tiefer graben können... oder was meint ihr?«

Kohler nickte.

»Der Kopf lag sogar ziemlich weit oben. Der Wind hätte ihn früher oder später sicher freigelegt, wenn das nicht die Zehen der Badegäste übernommen hätten.«

Baasteuwel erhob sich.

»Und das alles«, sagte er, »die ganze Sache mit Vera Sauger

hat also der Herr Polizeichef für sich behalten? Was zum Teufel soll das heißen? Abgesehen davon, dass Vrommel ein Arsch ist. Ich muss kurz rauchen. Draußen?«

Vegesack nickte, und Baasteuwel ging auf den Balkon.

»Was immer hinter der ganzen Sache stecken mag«, erklärte Moreno. »Auf jeden Fall ist klar, dass Vrommel falsch spielt. Er will in dieser alten Geschichte nicht herumwühlen. Will nicht, dass ein Zusammenhang zwischen dem Fall Maager und der Leiche vom Strand bekannt wird. Warum, weiß ich nicht, aber es liegt doch auf der Hand, dass damals, vor sechzehn Jahren, nicht alles mit rechten Dingen zugegangen ist. Sagt Bescheid, wenn ihr meint, dass ich mich irre.«

»Gibt es noch mehr?«, fragte Kohler. »Mehr Dinge, die nicht so sind, wie sie sein sollten?

Moreno dachte nach.

»Bestimmt«, sagte sie dann. »Aber wir wissen noch nicht, was. Ich habe auch mit dem Arzt gesprochen, der Winnie Maas damals obduziert hat, und seine Reaktion fiel überraschend heftig aus, das muss ich schon sagen. Aus irgendeinem Grund war er stocksauer – als hätte ich seine Ehre und seine Glaubwürdigkeit angezweifelt. Nur, weil ich ein paar einfache Fragen stellen wollte. Ich hatte aber noch keine einzige angebracht, als er auch schon hochgegangen ist.«

»Hört sich an wie eine verdamnte Verschwörung«, sagte Kohler. »Irgendwas soll da wohl unter den Teppich gekehrt werden. Hat sich schon irgendwer die alten Gerichtsprotokolle angesehen? Hat es da irgendwo Unklarheiten gegeben?«

»So weit bin ich noch nicht gekommen«, seufzte Moreno. »Vergiss nicht, dass ich Urlaub habe.«

»Hmpf«, sagte Kohler und gestattete sich etwas, das Ähnlichkeit mit einem melancholischen Lächeln hatte.

Baasteuwel kehrte von seiner Rauchpause zurück.

»Was glaubt ihr eigentlich?«, sagte er und ließ seine Blicke zwischen Moreno und Vegesack hin- und herwandern. »Ich hatte ja nur eine schnöde Zigarettenlänge Zeit zum Nachdenken und muss schon sagen, dass mir das alles zu hoch ist... und für die, die mich nicht gut kennen, muss ich hinzufügen, dass das nur selten vorkommt.«

Er schnitt eine Grimasse und ließ sich in den Sessel sinken. Moreno zögerte zunächst, ehe sie zu einer Antwort ansetzte.

»Ich glaube«, sagte sie, während sie eilig versuchte, ihr Visier herunterzuklappen und nicht zu viel zu sagen, »ich glaube, dass die Dinge 1983 nicht so einfach gelegen haben, wie behauptet wird. Und dass Polizeichef Vrommel... vermutlich zusammen mit anderen... dafür gesorgt hat, dass allerlei unter den Teppich gekehrt wurde. Oder etwas auf jeden Fall. Ich weiß nicht, was, und ich weiß nicht, warum. Ich glaube auch, dass es hier in der Stadt Leute gibt, die dieses Wissen sechzehn Jahre lang gehortet haben und dass Tim Van Rippe zu ihnen gehört hat. Und dass er umgebracht worden ist, damit er auch jetzt nichts sagen kann... ja, so ungefähr stelle ich mir das vor.«

»Hm, ja«, murmelte Baasteuwel. »Und wie zum Teufel konnte dieser Mörder wissen, dass die Kleine Van Rippe gerade an diesem Tag aufsuchen wollte?«

Moreno schüttelte den Kopf.

»Keine Ahnung«, sagte sie. »Aber Mikaela Lijphart hat sicher allerlei Wirbel verursacht, ehe sie sich in Luft aufgelöst hat. Sie hat sich ja auch mit Winnie Maas' Mutter und mit Vera Sauger getroffen. Vielleicht auch noch mit anderen, aber da niemand sich die Mühe gemacht hat, der Sache genauer nachzugehen, wissen wir das noch nicht. Vera hat mir ja außer dem von Tim Van Rippe noch einen Namen gegeben – den eines gewissen Claus Bitowski. Ich habe heute schon einige Male versucht, ihn

zu erreichen, aber bei ihm meldet sich niemand.«

»Du meinst also...«, fragte Baasteuwel, verstummte dann aber für einen Moment. »Du meinst also, dass auch er irgendwo am Strand vergraben liegt? Dieser Bitowski? Ist das die Hypothese, die sich zwischen den Zeilen versteckt?«

Moreno zögerte und schaute von einem zum anderen.

»Ich habe keine Hypothese«, sagte sie. »Aber es dürfte nicht schwer sein, das zu überprüfen. Wenn er noch lebt, müssen wir ihn finden können... auf irgendeine Weise.«

Baasteuwel nickte.

»Sicher«, sagte er. »Und Mikaela? Wie steht es um die junge Frau Lijphart? Das ist wohl ein größeres Rätsel, stelle ich mir vor. Dieser verdammte Vrommel, was zum Teufel soll das bloß alles?«

Niemand schien auf diese Frage eine Antwort zu wissen, und alles verstummte wieder. Moreno glaubte fast, die intensive Gedankenarbeit der anderen als elektrisch geladene Wolke über dem Tisch sehen oder doch zumindest spüren zu können. Schön, dachte sie. Schön, wenn noch ein paar mehr Gehirne an der Arbeit sind. Endlich...

»Ja, ja«, sagte Baasteuwel schließlich. »Ich kann euren fröhlichen Gesichtern ansehen, dass wir davon ausgehen, dass auch sie dort liegt.«

»Zu dieser Annahme besteht nun wirklich kein Grund«, sagte Moreno eilig, aber noch als sie das sagte, wusste sie, dass es sich dabei um reines Wunschdenken handelte.

Kohler seufzte.

»Wir müssen wohl den ganzen Strand umgraben«, schlug er vor. »Kann doch nicht weiter schwierig sein. Zweihundert Mann und zwei Monate... wir könnten vielleicht das Militär heranziehen, die machen so was doch mit links.«

»Wenn sie schon keinen Krieg haben«, fügte Baasteuwel

hinzu.

»Ich schlage vor, wir warten noch ein paar Tage«, sagte Moreno. »Es gibt ja doch noch andere Möglichkeiten. Wie laufen die Ermittlungen bei Van Rippe eigentlich?«

Baasteuwel stieß ein Geräusch aus, das an einen Rasenmäher erinnerte, der nicht anspringen will. Oder an einen Trabi.

»Träge«, sagte er. »Bei Van Rippe geht es träge weiter. Aber das ist vielleicht Sinn der Sache.«

»Lass hören«, sagte Moreno optimistisch.

Polizeianwärter Vegesack, der bisher vor allem schweigend zugehört hatte, beschloss, das Wort zu ergreifen.

»Nein, viel ist nicht passiert«, bestätigte er. »Die Obduktion ist durchgeführt, die Unterlagen haben wir gestern bekommen. Offenbar lässt sich der Augenblick des Todes nicht genau festlegen. Er ist irgendwann in den vierundzwanzig Stunden zwischen Sonntag, dem 11., um zwölf Uhr, und Montag, dem 12., um dieselbe Zeit ums Leben gekommen. Die Todesursache steht fest: Ein spitzer Gegenstand bohrte sich durch sein linkes Auge direkt ins Gehirn. Keine weiteren Verletzungen, keine Hinweise auf eine Auseinandersetzung... ja, es gibt keine Wunden oder Hautabschürfungen oder so. Es ist doch seltsam, dass da einfach jemand gekommen ist und ihn ins Auge gestochen hat. Es wäre also möglich, dass er überfallen worden ist. Vielleicht, als er gerade schlief... oder sich sonnte.«

Er wartete auf Kommentare von Kohler oder Baasteuwel, doch keiner schien einen Einwand zu haben. Vegesack trank einen Schluck Bier und fuhr dann fort:

»Wir haben mit einigen Bekannten von Van Rippe gesprochen, aber die konnten uns auch nicht weiterhelfen. Er wollte mit einer Bekannten einige Tage verreisen, mit Damita Fuchsbein, das war die, die sein Verschwinden gemeldet und dann den Leichnam identifiziert hat. Als Letzter gesehen hat ihn, so viel wir bisher wissen, ein Nachbar namens Eskil

Pudecka, er will am Sonntag um kurz nach eins mit Van Rippe gesprochen haben... was natürlich den Zeitraum von vierundzwanzig Stunden ein wenig verringert, aber das spielt vielleicht keine so große Rolle. Wir haben auch mit Van Rippes Mutter und seinem Bruder geredet, seinen nächsten Angehörigen, und die wissen auch nicht mehr als alle anderen...«

»Moment mal«, fiel Baasteuwel ihm ins Wort. »Wer hat diese Leute vernommen? Kohler und ich hatten höchstens mit vier oder fünf zu tun, aber wer hat sich zum Beispiel um seine Freundin gekümmert? Und um die Angehörigen?«

Vegesack dachte nach. »Ich habe Damita Fuchsbein vernommen«, sagte er dann. »Sie war übrigens wohl kaum seine Freundin. Vrommel hat mit Mutter und Bruder gesprochen... mit der Mutter erst gestern, glaube ich. Sie war verweist.«

Baasteuwel schlug mit der Faust auf den Tisch.

»Ja, Scheiße!«, fauchte er. »Vrommel spricht mit der Mutter. Vrommel spricht mit jedem einzelnen Arsch, der vielleicht etwas weiß... Verdammt, er macht, was er will, dieser verdammte Trottel! Hast du die Protokolle seiner Verhöre gesehen?«

Vegesack machte plötzlich ein verlegenes Gesicht.

»Nein«, sagte er. »Nein, ich glaube, er hat die Abschriften noch nicht fertig.«

»Hast du irgendwas gesehen?«, fragte Baasteuwel und starrte seinen Kollegen an.

Kohler schüttelte den Kopf. »Immer mit der Ruhe«, mahnte er. »Keine übereilten Aktionen.«

Baasteuwel öffnete die Arme zu einer Geste der Ohnmacht und ließ sich im Sessel zurücksinken. Moreno überlegte kurz, ob er oft zu übereilten Aktionen neigte, und wenn ja, was dabei

herauskäme. Kohlers Bemerkung schien jedenfalls nicht unberechtigt gewesen zu sein, da Baasteuwel keinerlei Widerspruch erhob.

»Wir müssen den Fall untersuchen«, erklärte Kohler. »Natürlich müssen wir das. Aber ich habe vor, dabei eine gewisse Diskretion walten zu lassen. Oder glaubt hier irgendwer, es könnte etwas bringen, wenn wir Vrommel sofort an die Wand stellen?«

Moreno überlegte. Das taten auch Vegesack und Baasteuwel, es war ihnen anzusehen. Wenn sie das richtig beurteilte, dann hatte niemand auch nur das Geringste an der Vorstellung auszusetzen, sich über den Polizeichef herzumachen, ihm eine 500-Watt-Lampe ins Gesicht zu richten und ein ganzes Arsenal an Anklagen loszuwerden.

Sie selber empfand genauso, aber das bedeutete natürlich nicht, dass Kohlers Taktik nicht doch vorzuziehen wäre. Er hat Recht, dachte sie. Vrommel ist sicher kein Dummkopf, auch wenn er ein Arsch ist. Oder ein Stinktier. Besser, wir bringen ein wenig Geduld auf und haben dadurch die Chance, noch das ein oder andere herauszubekommen.

Wobei unklar war, was, aber wenn es etwas gab, woran sie inzwischen gewöhnt waren, dann doch Unklarheiten.

Baasteuwel fasste ihre Gedanken in Worte.

»Alles klar«, sagte er. »Wir geben dem Mistkerl noch zwei Tage. Kann ja auch nett sein, ihn mit unserem neuen Wissen im Hintergrund zu beobachten.«

Vegesack nickte. Moreno und Kohler nickten.

»Dann ist das also abgemacht«, schloss Kohler. »Und was jetzt? Vielleicht sollten wir unser Vorgehen ein wenig planen?«

»Möchte ich meinen«, sagte Baasteuwel. »Aber was zum Teufel sollen wir tun? Alle, die Urlaub haben, sollen sich lieber ein Eis kaufen, wenn sie wollen.«

Am Nachmittag siedelte sie zu Selma Perhovens über. Ein Versprechen war schließlich ein Versprechen, und ihr Zimmer im Dombrowski war ab dem Abend schon für neue Gäste reserviert, das hatte die Wirtin ihr energisch klargemacht.

Selma Perhovens schien ihr Angebot auch nicht zu bereuen, als sie morgens bei ihr angerufen hatte. Im Gegenteil. Frauen müssen zusammenhalten, meinte sie, und das Mindeste, was sie einander anbieten könnten, sei in der Stunde der Not ein Dach über dem Kopf. Außerdem hätten sie sicher eine Menge zu besprechen.

Das glaubte Moreno auch, und deshalb nahm sie den Abstellraum ohne große Bedenken in Besitz. Selma Perhovens nannte das Zimmer so. Abstell- und Gästeraum. Ihre Wohnung lag in der Zinderslaan und war groß, alt und gemütlich; vier Zimmer und Küche und hohe Wände – viel zu viel für eine ziemlich kleinwüchsige Mutter und ihre schlaksige Tochter, aber sie hatte die Wohnung im Zusammenhang mit ihrer Scheidung erobert, und da fackelt frau ja wohl nicht lange, oder?

Die Tochter hieß Drusilla, war fast zwölf Jahre alt und schien ungefähr doppelt so viel Energie zu besitzen wie ihre Mutter. Was ja nicht gerade wenig war. Als Moreno über die Schwelle getreten war, hatte Drusilla sie sorgfältig von Kopf bis Fuß gemustert und dann strahlend gelächelt.

»Soll die hier wohnen?«, hatte sie gefragt. »Klasse.«

Moreno begriff, dass sie nicht der erste unerwartete Gast im Abstellraum war. Während eines zweistündigen Wolkenbruchs spielte sie mit Drusilla Karten, sah fern und las Comics. Nicht

nacheinander, sondern simultan. Alles auf einmal. Es sei zu öde, einfach in die Glotze zu schauen, fand Drusilla. Oder nur Karten zu spielen. Sie musste daneben noch was zu tun haben.

In dieser Zeit saß Selma Perhovens in ihrem Zimmer und schrieb; sie musste um halb fünf zwei Artikel fertig haben, und sie bat um Entschuldigung für ihr Versagen als Gastgeberin, aber frau fackelt eben nicht lange, wie gesagt.

Sie war leider auch abends ausgebucht, und gegen fünf Uhr verschwand sie zusammen mit Drusilla und überließ Moreno ihrem Schicksal. Sie würden wohl gegen elf zurück sein.

Falls nicht vorher oder später.

»Du kannst doch ein paar Tage länger bleiben«, schlug Drusilla vor, ehe sie ging. »Ich fahre erst nächste Woche zu meinen Kusinen, meine Freundin ist auf Ibiza, und Mama ist so doof, wenn sie nur arbeitet.«

»Wir werden sehen«, versprach Moreno.

Als sie dann allein war, nahm sie ein Bad. Klugerweise hatte sie dabei ihr Handy in Reichweite liegen, denn während sie sich im Lindenblütenschaum suhlte, liefen nicht weniger als drei Anrufe ein.

Der erste stammte von ihrem Lebensanker, der endlich zu seinem Anrufbeantworter heimgekehrt war. Clara Mietens war auf Einkaufsreise in Italien gewesen (sie besaß eine Boutique in der mitten in Maardam gelegenen Kellnerstraat, wo Kleider verkauft wurden, die weder in Fabriken noch durch Kinderarbeit hergestellt worden waren), hatte dort einen Kerl getroffen, der sich durchaus nicht als Hauptgewinn erwiesen hatte, und hatte durchaus nichts gegen eine mehrtägige Fahrradtour durch die Gegend von Sorbinowo einzuwenden. Nächste Woche, Montag oder Dienstag vielleicht, sie musste zuerst noch ihre Vertreterin im Laden instruieren. Und sich davon überzeugen, dass sie wirklich ein Fahrrad besaß.

Moreno erklärte – ohne dabei ins Detail zu gehen –, dass auch sie in den nächsten Tagen besetzt war, und sie beschlossen, sich am Sonntag genauer zu verabreden.

»Ist das faule Leben an der Küste erquickend und labend?«, wollte Clara Mietens wissen.

Moreno antwortete mit Ja und legte auf.

Als Nächster rief Inspektor Baasteuwel an. Sie müssten sich unter vier Augen unterhalten. Er und Kohler hatten sich in Anbetracht der Entwicklung des Falls im Kongershuus einquartiert, und er hatte den Abend frei.

Einen Happen zu essen und ein Glas Wein vielleicht? Und eine etwas tiefergehende Unterhaltung über die Frage, was zum Teufel sich in diesem gottverlassenen Kaff mit seinem gottverdammten Polizeichef wohl abspielte.

Moreno nahm an, ohne auch nur nachzudenken. Restaurant Werder, acht Uhr.

Zwei Minuten darauf hatte sie Mikael Bau an der Strippe. Auch er hatte einen freien Abend und das Bedürfnis nach einem Gespräch mit ihr, behauptete er. Um dieses und jenes zu klären, no hard feelings, aber sie müssten doch wie zivilisierte Menschen einen Happen essen und ein Glas Wein trinken können?

Sie sagte, sie sei leider gerade an diesem Abend schon verabredet, sie könnten sich jedoch am folgenden Tag treffen, unter der Voraussetzung, dass sie dann noch nicht nach Hause gefahren war. Diesen Vorschlag nahm er nach kurzem unwilligen Schweigen an. Fragte dann, ob sie sich immer so aufführte, wenn sie ihre Tage hatte. Sich wie ein blutendes Huhn verkroch und alle Typen zum Teufel schickte?

Sie lachte und sagte, darüber brauche er sich nicht den Kopf zu zerbrechen. Ihre Tage waren längst vorbei, sie lag in einer löwenfüßigen Badewanne in einem Lindenblütenbad und freute sich auf neue Abenteuer.

Er fragte, was zum Teufel denn das nun wieder heißen solle, aber das wusste sie selber nicht, und deshalb beendeten sie ihr Gespräch mit einer vagen Verabredung für den nächsten Abend.

Inspektor Baasteuwel hatte einen Tisch hinter zwei eng stehenden Plastikfikussen belegt und wartete bei einem großen Dunkelbier.

»Warum bist du zur Bullerei gegangen?«, fragte er, als sie bestellt hatten. »Ich bin kein Idiot, aber ich muss diese Frage einfach stellen, wenn mir ein Schicksalsgenosse begegnet. Oder eine Schicksalsgenossin.«

Moreno hatte sieben verschiedene Antworten parat und nahm eine davon.

»Weil ich geglaubt habe, ich könnte meine Arbeit gut machen«, sagte sie.

»Gut gesprochen«, erwiderte Baasteuwel. »Du bist offenbar auch keine Idiotin.«

Sie merkte, dass sie ihn leiden mochte. Sie hatte kaum Zeit gehabt, sich über das improvisierte Treffen bei Vegesack Gedanken zu machen, aber jetzt spürte sie deutlich, dass Baasteuwel ein Kollege von der Sorte war, auf die sie sich verlassen konnte. Einer, der für sich selber einstand.

Ungepflegt und zerzaust, das schon, na ja, vielleicht nicht richtig ungepflegt, aber dass er auf alle Konventionen pfiff, war doch leicht zu sehen. Die Bartstoppeln waren sicher drei oder vier Tage alt, und seine grauschwarzen Haare mit den Geheimratsecken hatten seit einem halben Jahr keine Schere mehr gesehen. Seine tief liegenden Augen waren dunkel und seine schiefe Nase mindestens zwei Nummern zu groß. Der Mund breit, die Zähne unregelmäßig. Er ist hässlich wie die Sünde, dachte Moreno. Er gefällt mir.

Aber sie saßen ja wohl kaum hier, um sich gegenseitig mit Sympathiebekundungen zu überhäufen.

»Ist noch mehr passiert?«, fragte sie. »Nach unserer Besprechung meine ich.«

»Ja«, sagte Baasteuwel. »Es kommt vielleicht ein wenig Bewegung in die Sache. Es ist nicht ganz leicht, irgendwelche Maßnahmen in die Wege zu leiten, ohne dass Vrommel etwas merkt, aber wir schaffen das schon. Höchste Zeit, dass wir etwas zu tun kriegen, die ersten Tage sind mir eher vorgekommen wie eine Totenwache und nicht wie eine Mordermittlung. Aber jetzt wissen wir ja, woran es liegt. Weißt du, dass Vegesack ihn Stinktier nennt? Das ist ihm so herausgerutscht.«

Moreno sagte, sie habe das auch schon gehört, und lachte kurz.

»Bis auf weiteres müssen wir wohl einfach die Angel auswerfen«, sagte jetzt Baasteuwel. »Noch haben wir kein Ergebnis, aber das kommt schon noch. Du kannst mir glauben – wenn Vrommel irgendeine Leiche im Keller hat, dann werde ich sie ausbuddeln. Ich habe auch mit Frau Van Rippe gesprochen, wenn auch nur am Telefon, und Kohler hat sich um den Bruder gekümmert. Hat aber wohl nichts gebracht... der ist sechs Jahre älter und hat keine Ahnung, wie Bruderherz seine jungen Jahre verbracht hat. Als das alles passiert ist, 1983, wohnte er schon nicht mehr hier.«

»Bitowski?«, fragte Moreno. »Dieser andere Knabe, den Vera Sauger Mikaela genannt hat. Habt ihr ihn gefunden?«

Baasteuwel schüttelte den Kopf.

»Leider nicht«, sagte er. »Das liegt an dieser verdammten Urlaubszeit. Angeblich ist er mit einigen Bekannten auf den Inseln, aber genau wissen wir das nicht. Ein Nachbar meint, er sei vorige Woche Sonntag losgefahren. Also genau an diesem verdammten Sonntag... Er ist außerdem Junggeselle, also lässt

er sich da draußen wohl volllaufen, oder er liegt hier am Strand vergraben. Wir werden uns morgen ein bisschen ausführlicher mit Verwandten und Bekannten unterhalten.«

»Wisst ihr, was er für ein Typ ist?«, fragte Moreno. »Wenn er wirklich Mikaela Lijphart getroffen und mit ihr gesprochen hat, dann hätte er doch auf die Vermisstenmeldung reagieren müssen.«

»Nicht, wenn er in einem Liegestuhl sitzt und sonnenwarmes Bier trinkt«, meinte Baasteuwel. »Und auch nicht, wenn er eingebuddelt ist...«

Er stopfte ein Stück Fleisch in den Mund und kaute nachdenklich darauf herum. Moreno tat es ihm nach und wartete.

»Na ja«, sagte Baasteuwel dann. »Ich habe Auszüge aus den Gerichtsprotokollen bestellt. Die kommen morgen. Und ein Verzeichnis aller Schülerinnen und Schüler der Voellerschule, das muss ich selber holen, das Büro bei denen ist um diese Jahreszeit nur halb besetzt.«

Moreno nickte. Effektiv, dachte sie. Der dreht nicht nur Däumchen und stellt Theorien auf. Jedenfalls nicht die ganze Zeit. Zum ersten Mal in diesen Wochen hatte sie das Gefühl, dass sie Aufgaben delegieren konnte. Dass sie sich nicht für alles verantwortlich zu fühlen brauchte, dass die Dinge in kompetenten Händen ruhten. Was unleugbar eine Befreiung war.

Gut, dachte sie. Endlich einer, der etwas kapiert.

Dieses Urteil war Vegesack gegenüber ein wenig ungerecht, das war ihr klar, aber Baasteuwel und Kohler waren eben von einem anderen Kaliber. Einem Kaliber, das vermutlich nötig war, wenn sie diese Suppe aus Unklarheiten und Halbwahrheiten klären wollten. Und wenn sie in Erfahrung bringen wollten, wobei es bei der ganzen Sache wirklich ging.

Sie werden den Fall lösen, dachte sie. Ich kann die Scheiße

jemand anderem überlassen.

»Ach, zum Teufel«, rief Baasteuwel mitten in einem Schluck Wein. »Maager! Für den ist am Samstag immerhin ein Anruf gekommen... sie haben das oben im Heim erst jetzt herausgekliegt, und dann haben sie uns verständigt, offenbar hat irgendeine Aushilfe den Anruf entgegengenommen und Maager dann geholt. Es war so ungefähr gegen Mittag. Ja, an dem Tag, an dem er verschwunden ist. Was sagst du dazu?«

Moreno dachte lange nach, ehe sie antwortete.

»Es überrascht mich eigentlich nicht weiter«, sagte sie. »Aber sie wussten sicher nicht, wer angerufen hat?«

»Nein. Nur, dass es eine Frau war. Wenn sie einen Namen genannt hat, dann haben sie den vergessen. Was glaubst du, wer es gewesen sein kann?«

Moreno trank einen Schluck Wein und dachte noch einmal nach.

»Sigrid Lijphart«, sagte sie dann. »Die Exgattin. Aber das sage ich nur, weil er sonst doch so gut wie keinen Menschen kennt.«

»Hm«, brummte Baasteuwel, der diese Möglichkeit offenbar noch nicht in Betracht gezogen hatte. »Und was könnte sie von ihm gewollt haben?«

»Einfach über alles sprechen, das kann doch schon reichen. Sie waren sechs Jahre verheiratet, haben sechzehn Jahre kein Wort miteinander gewechselt und haben eine gemeinsame Tochter, die verschwunden ist. Da müssen sie sich doch einiges zu sagen haben.«

»Ja, vielleicht«, sagte Baasteuwel. »Aber was sollte ihr Anruf... wenn sie es denn war... mit seinem Verschwinden zu tun haben?«

Moreno zuckte mit den Schultern.

»Keine Ahnung. Vielleicht wollten sie sich danach treffen. Er

redet ja ohnehin nicht viel, und am Telefon ist es sicher nicht leichter... ja, sie kann sich mit ihm verabreden haben.«

Baasteuwel hob skeptisch eine Augenbraue, während er schwieg und über diese Überlegung nachzudenken schien. Das dauerte fünf Minuten, dann senkte er die Augenbraue wieder. Er müsste sie ein bisschen beschneiden, dachte Moreno.

»Und warum erwähnt sie das nicht, wenn sie anruft und die Polizei zusammenstaucht?«, fragte er. »Sie meldet sich laut Vegesack mindestens zweimal täglich. Verdammt anstrengende Frau, ich hab mir ihre Tiraden selber anhören müssen.«

»Weiß nicht«, sagte Moreno und schüttelte den Kopf. »Ich habe Urlaub. Aber vielleicht sollten wir Rücksicht darauf nehmen, dass ihre Tochter verschwunden ist...«

»Ja, das ist klar«, sagte Baasteuwel.

Sie beendeten ihr Hauptgericht und bestellten Kaffee. Baasteuwel steckte sich eine Zigarette an und stützte sich auf seinen Ellenbogen auf. Sah für einen Moment unergründlich aus, dann lachte er plötzlich.

»Vrommel«, sagte er. »Möchtest du nicht wissen, wie ich das Problem mit unserem Herrn Polizeichef angehen werde?«

»Doch«, gab Moreno zu.

»Auf folgende Weise«, erklärte Baasteuwel und sah fast erwartungsvoll aus. »Da ich ihm keine in die Fresse hauen kann und es auch kaum möglich ist, alle Welt auszuhorchen, ohne dass er davon erfährt, habe ich mich an die Presse gewandt.«

»An die Presse?«, fragte Moreno.

»Die lokale. An Aaron Wicker, den Chefredakteur des Westerblattes. Sie sind Todfeinde, Vrommel und er, wenn ich die Zeichen richtig gedeutet habe. Und er ist alt genug, um die Maagergeschichte zu kennen. Er hat damals zehn Kilometer

Text darüber geschrieben, behauptet er. Ich bin morgen Abend mit ihm verabredet, leider ist er den ganzen Tag auf Reportagetour... aber dann, dann wird verdammt noch mal Klarheit in diese unergründliche Suppe gebracht.«

»Sehr gut«, sagte Moreno. »Und wenn dann noch etwas fehlt, so wohne ich zufällig bei einer Mitarbeiterin von Wicker.«

Baasteuwel kippte für einen kurzen Moment die Kinnlade herunter.

»Du hast deine eigenen Wege, ich muss schon sagen. Verbringst du alle deine Ferien auf diese Weise?«

»Du solltest mich mal erleben, wenn ich im Dienst bin«, sagte Moreno.

»Ich habe ja auch ein paar Überlegungen angestellt«, sagte Baasteuwel, als der Kaffee serviert worden war. »Statt nur herumzulaufen und ein tüchtiger Polizist zu sein.«

»Wirklich?«, fragte Moreno. »Und worüber hast du nachgedacht?«

»Über den Mord. Den an Van Rippe, meine ich. Allerdings komme ich nicht weiter.«

»Das passiert mir auch manchmal«, gestand Moreno. »Einmal im Jahr oder so. Lass hören.«

Baasteuwel zeigte seine unregelmäßigen Zähne und grinste.

»Du bist hübsch, dafür, dass du bei den Bullen bist«, sagte er. »Bist du verheiratet?«

»Was zum Teufel hat das mit dem Fall zu tun?«, fragte Moreno.

Baasteuwel beugte sich über den Tisch.

»Ich will nur nicht, dass du mich anbaggerst«, sagte er. »Ich habe Frau und vier Kinder, ich betrachte es als meine Pflicht der Menschheit gegenüber, meine Gene zu verbreiten.«

Moreno prustete los, und Baasteuwel bleckte wieder die Zähne.

»Aber um zum Thema zurückzukehren«, sagte er dann. »Dieser arme Van Rippe... ich frag mich ja doch die ganze Zeit, was es mit seinem Tod auf sich hat. Es ist doch verdammt ungewöhnlich, Leute auf diese Weise zu ermorden. Ihnen etwas ins Auge zu bohren? Auf die Idee muss man erst mal kommen, meine ich... falls er nicht schlafend im Sand lag, natürlich. Aber warum hätte er am Strand schlafen sollen?«

»Er kann ja auch dorthin gebracht worden sein«, sagte Moreno.

»Ja, ich halte es auch für wahrscheinlich, dass es so war«, sagte Baasteuwel. »Kein Mensch schläft doch nachts am Strand, und es müsste ein überaus kaltblütiger Mörder sein, der einfach so einen Sonnenbader ersticht. Außerdem ist man tagsüber doch nicht einsam am Strand, wenn ich das richtig verstanden habe... auch wenn mein dienstlicher Einsatz mich daran hindert, diese Auskünfte zu überprüfen. Also ist er nach dem Mord dorthin gebracht worden.«

Moreno dachte nach.

»Das kann nicht sein«, sagte sie dann.

»Weiß ich«, sagte Baasteuwel. »Erzähl mir, warum es nicht sein kann.«

Moreno dachte, dass sie nichts dagegen hätte, jeden Tag mit Baasteuwel zusammenzuarbeiten. Er schien klarer zu denken als die meisten anderen und liebte es offenbar, die Dinge durch Diskussionen und Wortwechsel voranzutreiben. Er war ganz einfach kreativ.

»Dieses schlampige Begräbnis«, sagte sie. »Wenn der Mörder wirklich die Zeit hatte, den Leichnam vom Tatort zu entfernen, dann hätte er sicher auch Zeit gehabt, ihn besser zu verstecken. Ihn zumindest etwas tiefer zu begraben. Und warum sich einen Ort aussuchen, an dem jeden Tag

Hochbetrieb herrscht? Es muss doch hundert Stellen geben, wo er überhaupt nicht entdeckt worden wäre. Oben in den Dünen zum Beispiel. Nein, trotz allem glaube ich, dass es überstürzt passiert ist. Der Mörder hatte es eilig. Hat sein Opfer so gut es ging verscharrt und ist dann weggelaufen.«

»Es war also kein besonders vorsätzlicher Mord, mit anderen Worten?«

»Vermutlich nicht.«

»Und es ist gerade da und dort passiert?«

»Vermutlich ja.«

Baasteuwel nahm sich eine neue Zigarette und seufzte.

»Wir sollten vielleicht Kohlers Idee verfolgen.«

»Welche denn?«

»Die Armee holen und den ganzen Strand durchkämmen.«

»Wir haben schon die nächste Umgebung geschafft«, sagte Moreno. »Aber die haben wohl nichts gefunden. Die Jungs von der Technik, meine ich.«

»Einen Schuh«, sagte Baasteuwel. »Die richtige Größe, kann Van Rippe gehören, aber das wissen wir noch nicht. Lag ungefähr zehn Meter weiter.«

»Feine Spur.«

»Hervorragend. Vrommel hat ihn auf seinem Schreibtisch stehen und versucht, ihn zu analysieren. Muss ein Auge darauf haben, damit er ihn nicht verschusselt. Er müsste natürlich ins Labor geschickt werden, aber das ist bisher noch nicht passiert... jaja...«

Plötzlich gähnte er, und Moreno hatte sofort Lust, mit einzustimmen.

»Dann sorg dafür, dass es passiert«, sagte sie und schaute auf die Uhr. »Kümmer dich um den Schuh und behalte Vrommel im Auge. Bezahlen wir? Oder hast du noch mehr auf dem

Herzen? Du hast morgen einen Arbeitstag, wenn ich mich nicht irre.«

»Hrm«, grunzte Baasteuwel. »Ja, sicher. Aber ich habe nichts gegen harte Tage. Was mir wider die Natur geht, ist, still herumzusitzen und Däumchen zu drehen.«

Moreno fiel plötzlich seine einleitende Frage ein.

»Bist du deshalb zur Polizei gegangen, wenn ich fragen darf? Um nicht Däumchen drehen zu müssen?«

Baasteuwel sah für einen Moment sehr nachdenklich aus.

»Eigentlich nicht«, sagte er. »Ich bin zur Polizei gegangen, weil ich gern Arschlöcher fertig mache. Alle werde ich sicher nie erwischen, es gibt viel zu viele, aber bei jedem Mistkerl, dem ich Ärger machen kann, fühle ich mich ein bisschen besser. Meine Frau findet das pervers.«

Er lächelte, ohne seine Zähne zu zeigen.

»Es gibt schlechtere Gründe, Bulle zu werden«, sagte Moreno.

»In der Tat«, erwiderte Baasteuwel. »Ich melde mich auf jeden Fall morgen Abend. Wenn du noch so lange bleibst?«

Moreno nickte.

»Mindestens bis Samstag. Morgen bin ich mit einer jungen Dame verabredet.«

Die junge Dame war schon schlafen gegangen, als sie in die Zinderslaan zurückkehrte, ihre Mutter aber saß in der Küche und las Korrektur.

»Komme mir vor wie eine Zigeunerin«, sagte Moreno. »Schwirre durch die Gegend und wechsle mehrmals pro Woche meinen Wohnsitz.«

»Zigeunerinnen sind angenehme Menschen«, sagte Selma Perhovens. »Möchtest du Tee?«

Das wollte Moreno. Es war zwar schon nach halb zwölf, aber wenn sie einige Worte und Erfahrungen wechseln wollten, dann taten sie das vielleicht besser, wenn Drusilla nicht in der Nähe war.

»Tim Van Rippe«, sagte Selma Perhovens. »Wir werden den Namen morgen veröffentlichen. Du hast nichts dagegen, hoffe ich?«

»Rein gar nichts«, sagte Moreno. »Die nächsten Angehörigen wissen ja schon Bescheid.«

»Gut. Hätte nichts dagegen, noch mal über die ganze Maagergeschichte zu reden. Dachte, es könnte angebracht sein, auch darüber zu schreiben. Falls wir das für ratsam halten. Mit ein paar kleinen Veränderungen vielleicht? Nächste Woche oder so... welchen Tee möchtest du? Ich habe zweiundsechzig Sorten.«

»Stark«, sagte Moreno.

23. Juli 1999

Am Freitag stellte sich der Hochdruck wieder ein. Die südwestlichen Schlechtwetterfronten waren weitergezogen, und das Barometer jagte nach oben. Schon um sieben Uhr morgens zeigte das große Thermometer an der Wand der Computerfirma Xerxes in Lejnice fünfundzwanzig Grad im Schatten, und es würde noch viel wärmer werden.

Kriminalinspektorin Ewa Moreno gehörte nicht zu denen, die an diesem Morgen um sieben Uhr aufstanden und das Wetter kontrollierten. Sie wurde um neun Uhr von Drusilla Perhovens geweckt, die sie sofort über den Stand der Dinge informierte.

»Der Himmel ist knallblau, und die Sonne scheint wie bescheuert.«

»Nicht solche Wörter, Drusilla«, sagte ihre Mutter, die in der Türöffnung stand und sich die Haare büstete.

»Manchmal muss das einfach sein«, sagte Drusilla. »Das habe ich von dir gelernt.«

Dann wandte sie sich an Moreno.

»Du kannst mit zum Strand kommen, wenn du willst«, bot sie an. »Wir nehmen noch einen Jungen mit, du brauchst mich also nicht die ganze Zeit zu unterhalten.«

Moreno überlegte zwei Sekunden lang, dann schlug sie ein.

Es war jedoch nicht ganz unproblematisch, einfach zum Strand zu gehen und Hochdruck zu konsumieren, wie sich dann herausstellte. Drusilla hielt ihr Versprechen und beschäftigte

sich die meiste Zeit mit einem jungen Mann namens Helmer – sie badeten, bauten eine Sandburg, badeten, spielten Fußball, badeten, schleckten Eis, badeten und lasen Comics. Moreno dagegen lag mal auf dem Rücken, mal auf dem Bauch, aber unabhängig von ihrer Lage fiel es ihr schwer, ihre Gedanken von dem fern zu halten, was sich vor weniger als einer Woche in diesem warmen, weichen Sand verborgen hatte.

Und was sich möglicherweise noch immer dort verbarg.

Vielleicht liege ich auf einer Leiche, dachte sie und schaute träge zur Sonne hoch. Bald kommen Drusilla und Helmer angerannt und erzählen, dass sie einen Kopf ausgebuddelt haben.

Sie sah ein, dass es an der Zeit war, diesen Ort zu verlassen. Lejnice und das Strandleben zu verlassen und zurück nach Maardam zu fahren. Der Fall Mikaela Lijphart war nicht mehr ihr Fall. Ebenso wenig wie der Fall Arnold Maager und der Fall Tim Van Rippe. Sie waren das auch nie gewesen, wenn sie es genau nahm, aber jetzt hatte sie alles immerhin in kompetente Hände übergeben. In Kohlers und Baasteuwels und – als ob das noch nicht genug wäre – in die der versammelten Lokalpresse. Selma Perhovens' und wenn sie das richtig verstanden hatte, Redakteur Wickers. Es gab also keinen Grund für weiteres Engagement. Wirklich gar keinen. Sie hatte mehr geschafft, als irgendwer von ihr verlangen konnte, und wenn sie im August mit einigermaßen aufgeladenen Batterien an ihre Arbeit zurückkehren wollte, dann war es vermutlich höchste Zeit, sich ein wenig Ferien zu gönnen. Fahrrad fahren und Zelten in der Gegend von Sorbinowo zum Beispiel. Warme Abende am Lagerfeuer, mit in der Asche gerösteten Fischen, gutem Wein und grundlegenden Diskussionen. Nächtliche Schwimmpartien in dunklen Seen.

Und wenn die anderen wirklich an diesem von Menschen wimmelnden Strand Ausgrabungsarbeiten starten wollten, dann hatte sie wirklich keine große Lust, dabei zu sein. Überhaupt

keine Lust hatte sie.

Obwohl sie natürlich genau davon träumte, als sie dann einschlief. Von Horden von grün gekleideten und schweißnassen Soldaten, die unter der Leitung eines glatzköpfigen Offiziers (der ansonsten auffällige Ähnlichkeit mit Polizeichef Vrommel hatte, nur trug er ein Hitlerbärtchen an Stelle seines sonstigen dünnen) mit Hacken und Spaten loslegten und eine Leiche nach der anderen ausgruben und nach Geschlecht und Alter getrennt zu Haufen auftürmten, die von ihr selber und Polizeianwärter Vegesack bewacht werden mussten. Baasteuwel lief mit einer Bürste umher und fegte ihnen Sand vom Körper und aus dem Gesicht, und vor Morenos entsetzten Augen waren sie dann alle der Reihe nach zu erkennen. Mikaela Lijphart. Winnie Maas. Arnold Maager (von dem sie bisher nur ein schlechtes Foto gesehen hatte, den sie aus unerfindlichen Gründen jetzt aber schneller erkannte als alle anderen). Sigrid Lijphart, Vera Sauger, Mikael Bau, Franz Lampe-Leermann... was die beiden Letzteren in diesem Zusammenhang zu suchen hatten, war nicht leicht zu verstehen, aber sie akzeptierte es doch als Folge der Verrücktheit, die zum Leben nun einmal gehört. Erst, als Drusilla Perhovens Maud anschleppte, ihre eigene Schwester – nicht, wie sie geworden war, sondern so, wie Moreno sich von früher her an sie erinnerte –, hatte sie die Sache satt und wachte auf.

Ihr Kopf dröhnte. Man soll ja auch nicht in der Sonne einschlafen. Das war eine Regel, die ihre Mutter ihr aus irgendeinem Grund in ihren Kinderkopf hatte eintrichtern wollen, und auch wenn sie aus der Richtung sonst nicht viel Weisheit mitbekommen hatte, war sie jetzt doch bereit, ihrer Mutter in diesem Punkt Recht zu geben. Sie kam mühselig auf die Beine und ging dann ins Wasser.

»Baasteuwel, Kriminalinspektor«, sagte Baasteuwel.

Schweigen am anderen Ende der Leitung. »Spreche ich mit Doktor deHaavelaar?«

»Was wollen Sie?«

»Nur ein paar Fragen stellen. Ich arbeite an dem Fall Van Rippe, von dem Sie sicher in der Zeitung gelesen haben. Es scheint da einen gewissen Zusammenhang mit einem anderen Fall zu geben, der einige Jahre zurückliegt. Dem Mord an Winnie Maas. Können Sie sich daran erinnern?«

»Wenn ich will«, sagte deHaavelaar.

»Sie haben die Tote damals untersucht?«

»Ich habe nichts mehr hinzuzufügen.«

»Ich möchte nur eine Frage klären.«

»Da braucht nichts mehr geklärt zu werden. Hat der Polizeichef diesen Anruf gestattet? Denn er leitet die Ermittlungen ja wohl.«

Baasteuwel legte eine kurze Pause ein, ehe er sagte:

»Darf ich fragen, was hinter Ihrer Weigerung steckt, mit uns über diese Sache zu reden?«

Aus dem Hörer war ein gereiztes Schnauben zu hören.

»Ich habe wichtigere Dinge zu tun«, sagte deHaavelaar. »Vor ein paar Tagen hat mich bereits eine Kollegin von Ihnen belästigt.«

»Inspektorin Moreno?«

»Ja. Ich wollte mich eigentlich bei Vrommel beschweren, aber dann habe ich doch beschlossen, Gnade vor Recht ergehen zu lassen.«

»Ich verstehe«, sagte Baasteuwel. »Aber die Sache ist nun so, dass Sie entweder meine Fragen telefonisch beantworten oder von einem Streifenwagen auf die Wache geschafft werden. Die Entscheidung liegt bei Ihnen.«

DeHaavelaar verstummte. Baasteuwel steckte sich eine

Zigarette an und wartete.

»Was zum Teufel wollen Sie denn wissen?«

»Nur ein paar Kleinigkeiten. Ich habe hier das Verhandlungsprotokoll vor mir liegen. Von der Verhandlung gegen Arnold Maager, meine ich. Und da fällt mir eins doch sehr auf.«

»Ach?«

»Sie haben vor Gericht nicht ausgesagt?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Es war nicht nötig. Es ist üblich, aber nicht vorgeschrieben. Der Fall war doch sonnenklar, und ich hatte andere Aufgaben.«

»Aber Sie haben ein Gutachten geschrieben? Das dann vor Gericht verlesen wurde?«

»Sicher. Worauf wollen Sie hinaus, zum Teufel?«

»Hier steht, dass Sie die junge Winnie Maas untersucht haben – zusammen mit einem Obduzenten namens Kornitz –, und zu dem Ergebnis gekommen sind, dass sie schwanger war. Stimmt das?«

»Sicher.«

»Aber hier steht kein Wort darüber, wie weit die Schwangerschaft schon fortgeschritten war.«

»Nicht?«, fragte deHaavelaar.

»Nein.«

»Seltsam. Das müsste doch da stehen. Ich kann mich nicht mehr richtig erinnern, aber sie war noch nicht sehr weit gekommen... fünf oder sechs Wochen.«

»Sind Sie sich da sicher?«

»Absolut.«

»Es könnte also nicht die Rede von etwas mehr sein? Von zehn oder zwölf Wochen oder so?«

»Natürlich nicht«, protestierte deHaavelaar. »Was zum Teufel wollen Sie da eigentlich andeuten?«

»Gar nichts«, sagte Baasteuwel. »Wir überprüfen das nur, weil diese Auskunft fehlt.«

DeHaavelaar sagte nichts dazu, und sie schwiegen wieder für einige Sekunden.

»Sonst noch was?«

»Im Moment nicht«, sagte Baasteuwel. »Vielen Dank für Ihre Hilfe.«

»Bitte sehr«, sagte Doktor deHaavelaar und legte auf.

Sieh an, dachte Baasteuwel und musterte das Telefon mit grimmigem Lächeln. Er lügt, der Mistkerl.

Und das ist ja auch nur gut und richtig, dachte er dann. Da wir ihm das absolut nicht beweisen können. Zumal Obduzent Kornitz vor drei Jahren gestorben ist.

Es wäre aber interessant zu wissen, warum er log.

Ewa Moreno hatte ihr Telefon nicht mit an den Strand genommen, doch als sie und Drusilla gegen halb fünf in die Wohnung zurückkehrten, lagen zwei Mitteilungen vor.

Die erste stammte von Münster. Er klang ungewöhnlich schwermütig und bat um baldestmöglichen Rückruf.

Ihr ging auf, dass es ihr ein weiteres Mal gelungen war, Lampe-Leermann und die Pädophilenfrage von ihrer gedanklichen Tagesordnung zu streichen (obwohl sie noch wusste, dass der Schleimscheißer in ihrem Strandtraum kurz aufgetaucht war), und als sie nun wieder zur Sprache kamen, hatte sie erneut das Gefühl, dass ihr ein Würgehalsband umgelegt würde.

Verdammt, dachte sie. Das darf einfach nicht wahr sein.

Sie wählte sofort Münsters Nummer, bekam ihn aber nicht zu

fassen, weder auf der Wache noch zu Hause. Sie hinterließ auf seinem Anrufbeantworter die Nachricht, sie habe versucht, ihn zu erreichen.

Das ist die neue Zeit, dachte sie resigniert, als sie aufgelegt hatte. Wir leben in einer Welt der verstümmelten Kommunikation. Wir benutzen das Telefon nur, um zu erklären, dass ein Kontaktversuch leider nicht geglückt ist. Ziemlich düstere Lage, wirklich.

Die andere Mitteilung brauchte sie nicht zu beantworten. Sie stammte von ihrem ehemaligen Freund (Liebhaber? Typen? Verlobten?), der erklärte, er werde sie um acht Uhr im Werder erwarten. Dasselbe Lokal wie gestern, dachte sie. Und auch dieselbe Zeit.

Nur ein anderer Mann. Gut, dass ich morgen nach Hause fahre, dachte sie. Das Personal kommt sonst noch ins Grübeln. Und wird womöglich seine wenig schmeichelhaften Schlüsse ziehen...

Sie beschloss, trotzdem hinzugehen. Aber nicht zu lange zu bleiben. Sie fühlte sich so müde, wie Selma Perhovens aussah, als sie einige Minuten vor fünf nach Hause kam.

»Keine nächtlichen Diskussionen heute«, sagte sie.

»Um keinen Preis«, sagte Moreno.

Sie waren bis nach zwei aufgeblieben. Hatten die ganze Maager-Lijphart-Geschichte durchgesprochen. Hatten über Beziehungen geredet, über Typen, Kinder, Beruf, Bücher, die Situation im ehemaligen Jugoslawien, und die Frage, was es wirklich bedeutete, die erste freie Frau der Weltgeschichte zu sein.

Grundlegende Themen, wie gesagt. Aber nicht noch eine Nacht, bitte.

»Danke fürs Kinderhüten«, sagte Selma Perhovens.

»Sie hat überhaupt keine Kinder gehütet«, erklärte Drusilla.

»Helmer und ich haben uns den ganzen Tag gegenseitig gehütet.«

»Richtig«, sagte Moreno. »Und morgen fahre ich auf jeden Fall nach Hause. Heute Abend habe ich noch eine Verabredung. Glaub bloß nicht, es sei eine Gewohnheit.«

»Eine dumme Gewohnheit wäre es jedenfalls nicht«, meinte Selma Perhovens. »Was möchte mein Herzblatt denn heute zum Abendessen spachteln?«

»Filetsteak mit Gorgonzolasoße und überbackenen Kartoffeln«, sagte das Herzblatt. »Das haben wir so lange nicht mehr gehabt.«

»Es gibt Makkaroni mit Würstchen«, erklärte die Mutter.

Als sie gerade losgehen wollte, schlug das Telefon wieder zu.

Diesmal war es Baasteuwel.

»War nett gestern Abend«, sagte er. »Soll ich Bericht erstatten?«

»Ja, ich fand's auch nett«, sagte Moreno. »Und du sollst.«

»Ich hab's ein wenig eilig«, sagte Baasteuwel. »Ich muss mich aufs Wichtigste beschränken. Okay?«

»Okay!«, sagte Moreno.

»Dieser Arzt lügt.«

»DeHaavelaar?«

»Ja. Winnie Maas war bei ihrem Tod schwanger, aber ich glaube nicht, dass Arnold Maager der Vater war.«

Moreno versuchte, diese Information zu verdauen und Ordnung in ihren Gedanken zu schaffen.

»Ja, verdammt«, sagte sie. »Bist du sicher?«

»Absolut nicht«, sagte Baasteuwel. »Das ist nur so ein Gefühl, aber ich habe einen verdammt guten Spürsinn. Und außerdem ist er wieder da.«

»Wieder da?«

»Ja.«

»Wer?«

»Arnold Maager natürlich. Er ist heute Nachmittag ins Sidonisheim zurückgekehrt.«

Ewa Moreno verschlug es für einige Sekunden die Sprache.

»Zurückgekehrt? Du sagst, er ist einfach zurückgekehrt...«

»Ja, sicher.«

»Aber wieso? Und wo hat er gesteckt?«

»Das verrät er nicht. Er verrät überhaupt nichts. Er liegt offenbar nur auf seinem Bett und starrt die Wand an. Was immer er unternommen haben mag, er hat fast eine Woche seine Medikamente nicht bekommen. Antidepressiva, nehme ich an. Sie machen sich ein wenig Sorgen um ihn.«

»Wie ist er denn zurückgekommen?«

»Ist einfach zur Tür hereinspaziert. Gegen fünf. Vrommel ist gerade oben und redet mit ihm.«

»Vrommel? Wäre ein anderer nicht besser gewesen?«

Baasteuwel seufzte.

»Wir können ihm doch nicht alle Aufgaben wegnehmen, ohne dass er Lunte riecht. Vegesack ist zur Kontrolle mitgefahren, und wenn Maager ohnehin autistisch ist, spielt es auch keine große Rolle.«

Moreno dachte nach. »Hoffentlich nicht«, sagte sie. »Ich werde aus der Sache nicht schlau. Sonst noch was?«

»Allerlei«, sagte Baasteuwel. »Aber ich muss zwei kleine Gespräche führen. Wie lange bis du morgen noch hier?«

Moreno zögerte. Sie hatte sich noch nicht entschieden, wann sie fahren wollte. Es gab aber sicher keinen Grund, in aller Herrgottsfrühe loszuziehen, oder? Sie musste auch noch ein Geschenk für Selma Perhovens besorgen. Und für Drusilla.

»Um vier geht ein Zug. Den werde ich wohl nehmen.«

»Ausgezeichnet«, sagte Baastewel. »Dann können wir zusammen Mittag essen.«

Dann legte er auf. Ewa Moreno blieb eine Weile mit dem Telefon in der Hand stehen. Du meine Güte, dachte sie. Maager war nicht der Vater des Kindes? Was hat das nun wieder zu bedeuten?

Schwer zu sagen. Er hatte sich ja offenbar für den Vater gehalten. Und war das nicht die Hauptsache?

Und plötzlich wirbelten ihr wieder die Fragen durch den Kopf. Hauptsache wobei? Hauptsache für wen?

Für Winnie Maas natürlich. Und noch für andere?

Denn jungfräuliche Geburten sind heutzutage doch recht ungewöhnlich, wie Mikaela Lijphart zwei Wochen zuvor im Zug gesagt hatte.

Ewa Moreno streckte sich auf dem Bett aus und starrte zur Decke hoch.

Was um Himmels willen mochte mit Mikaela Lijphart passiert sein?

Und auf welche Abenteuer war Arnold Maager ausgezogen, und warum war Tim Van Rippe ermordet worden?

Es gab noch allerlei Unklarheiten. Wie gesagt. Eine verdamnte Menge Unklarheiten sogar.

Und wie lief es mit der Beobachtung von Polizeichef Vrommel? Sie hatte vergessen, Baastewel danach zu fragen.

Aber das hatte auch Zeit bis morgen, entschied sie.

Denn jeder Tag hat es auf seine Weise in sich.

24. Juli 1999

Inspektor Baasteuwel stand im Schatten eines Lagerhauses und betrachtete eine Sturmmöwe.

Die Sturmmöwe betrachtete Baasteuwel. Ansonsten passierte nicht viel. Die Sonne schien. Das Meer war spiegelglatt.

Er schaute auf die Uhr. Es war erst Viertel nach zehn, aber er hätte schwören können, dass die Temperaturen schon bald bei dreißig Grad ankommen würden. Wenn sie diese Zahl nicht schon passiert hatten. Der Hochdruck hielt sich, und der Himmel war so wolkenlos, dass es ihm fast Kopfschmerzen bereitete. Dieser Samstag hätte eigentlich sein dritter Urlaubstag sein müssen. Verdammt. Aber so war es nun eben. Er steckte sich eine Zigarette an, die vierte dieses Tages. Oder vielleicht auch die fünfte.

Jetzt umrundete die Fähre langsam den Wellenbrecher. Sie sah halb leer aus. Um nicht zu sagen, ganz leer. Natürlich gab es keinen vernünftigen Grund, an einem solchen Tag die Inseln zu verlassen. Im Gegenteil. Die Leute, die an Bord wollten, drängten sich wie die Heringe aus Westwerdingen, und die Kette für das letzte Auto, das um elf Uhr mitgenommen werden konnte, war schon vor zehn Minuten vorgelegt worden. Was wollten die eigentlich da draußen auf den Inseln mit einem Auto?

Baasteuwel verließ die relative Kühle hinter dem Schuppen und wanderte zu dem Tor, durch das die von der Fähre kommenden Fahrgäste geschleust wurden. Und öffnete seinen Regenschirm.

Er bereute, auf die Sache mit dem Regenschirm eingegangen zu sein. Seine Frau war in einem Anfall von bissigem feministischem Humor auf diese Idee gekommen, aber sei's drum. Bitowski musste ihn doch erkennen, und ein blaugelber Regenschirm mit Reklame für Kondome Marke Nixon fiel eben auf.

Vor allem bei diesem Wetter. Wenn er sich umsah, konnte er nirgendwo auch nur einen anderen Kondomschirm entdecken.

Weshalb Claus Bitowski ihn sicher nicht verfehlen konnte.

Das tat er auch nicht. Unter den allerletzten Fahrgästen, die an Land kamen, war ein beliebter Mann von vielleicht dreißig. Oder vielleicht war er auch älter. Er trug eine Sonnenbrille und eine umgedrehte Baseballmütze. In der einen Hand hielt er eine schmutzige gelbe Sporttasche aus Plastik, in der anderen eine halb leere Bierflasche. Sein T-Shirt mit dem Aufdruck »We are the fuckin' champs« konnte die Rettungsringe über seinen Jeans nicht so recht bändigen.

»Bist du vielleicht der Bulle?«, fragte er sofort.

Baasteuwel klappte den Schirm zusammen. Deine Eltern hätten zu Nixon greifen sollen, dachte er.

»Just der. Und du bist Claus Bitowski?«

Bitowski nickte. Leerte seine Bierflasche und hielt Ausschau nach einem Papierkorb. Als er keinen fand, warf er sie ins Hafenbecken. Baasteuwel wandte sich ab.

»Ich habe nichts zu sagen«, sagte Bitowski.

»Wie meinst du das?«, fragte Baasteuwel. »Ich habe ja noch gar keine Frage gestellt.«

»Über Van Rippe. Ich weiß nichts.«

»Das werden wir ja sehen«, sagte Baasteuwel. »Immerhin gut, dass du gekommen bist. Wollen wir uns irgendwo hinsetzen?«

Bitowski nahm sich eine Zigarette.

»Ich habe nichts zu sagen.«

Hübsch, dachte Baasteuwel. Ein dreißigjähriges Baby. Hier ist eine Runde Pädagogik angesagt.

»Strandterrasse und ein Bier vielleicht?«, schlug er vor.

Bitowski zog an seiner Zigarette und erwog dieses Angebot.

»Na gut«, sagte er dann.

Sie überquerten die Zuiderslaan und setzten sich an einen Tisch unter einem Sonnenschirm. Baasteuwel winkte der Kellnerin und bestellte zwei Bier.

»Du weißt, dass Tim Van Rippe ermordet worden ist?«, fragte er, als das Bier gebracht worden war.

»Einfach schrecklich«, sagte Bitowski.

»Du hast ihn gekannt?«

»Jetzt nicht mehr. Früher vielleicht.«

Baasteuwel zog einen Block hervor und machte sich Notizen.

»1983 zum Beispiel.«

»Was?«

»1983. Das ist eine Jahreszahl.«

»Weiß ich selber. Ja, ich hab Van Rippe damals auf der Penne gekannt...«

»Hast du auch Winnie Maas gekannt?«

»Winnie? Was zum Teufel hat die mit der Sache zu tun?«

»Hast du sie gekannt?«, fragte Baasteuwel.

»Ja... ja, zum Henker. Klar hab ich Winnie ein bisschen gekannt. War auch auf ihrer Beerdigung. Wir sind doch zusammen zur Schule gegangen und...«

»Selbe Klasse?«

»Nein, verdammt. Ich war ein Jahr älter. Was sollen diese ganzen Fragen? Ich hab doch schon gesagt, dass ich nichts

weiß.«

»Wir ermitteln im Mordfall Van Rippe«, erklärte Baasteuwel.
»Du findest doch sicher, dass wir seinen Mörder ausfindig machen sollten?«

»Ja, aber ich weiß nichts.«

Da sagst du zweifellos was Wahres, dachte Baasteuwel und trank einen Schluck. Und das gilt für die meisten Dinge.

»Wann bist du auf die Inseln gefahren?«

»Vor zwei Wochen.«

»An welchem Tag?«

Bitkowski dachte nach.

»Am Sonntag. Ja, wir sind am Nachmittag gefahren.«

»Wir?«

»Ich und meine Kumpels.«

»Ich verstehe«, sagte Baasteuwel. »Du und deine Kumpels. Hattest du vorher Besuch von einer jungen Dame namens Mikaela Lijphart?«

»Was?«, fragte Bitowski. »Mikaela...?«

»Lijphart. Hast du an diesem Sonntag mit ihr gesprochen?«

»Verdammt, nein«, sagte Bitowski. »Nie von ihr gehört.«

»Hast du Tim Van Rippe gut gekannt, als ihr jünger wart?«

»Es ging.«

»War er mit Winnie Maas zusammen?«

Bitowski zuckte mit den Schultern. Sein Schnurrbart bebte.

»Glaub schon. Sie war mit vielen zusammen.«

»Wann war sie mit Van Rippe zusammen, weißt du das noch?«

»Nein. Wie zum Teufel soll ich das wissen?«

»Bis zu ihrem Tod, zum Beispiel?«

»Also echt«, sagte Bitowski. »Das war lange vorher. Sie hat so ziemlich rumgevögelt.«

»Rumgevögelt?«

»Ja, so war sie eben.«

»Warst du auch mit Winnie Maas zusammen?«

Bitowski leerte sein Bierglas und rülpste.

»Kann schon sein.«

»Kann schon sein? Hast du mit ihr geschlafen oder nicht?«

Bitowski schaute sein Glas an, und Baasteuwel winkte um Nachschub.

»Einmal«, gab Bitowski zu.

»Wann?«, fragte Baasteuwel. »Als sie in die neunte Klasse ging?«

»Nein, früher. Ich ging in die neunte, und da war sie wohl in der achten...«

»Und es war nur einmal?«

»Dass ich über sie drübergestiegen bin? Ja.«

Baasteuwel musterte das aufgedunsene Gesicht seines Gegenübers.

»Bist du sicher, dass sie im Mai 1983 nicht mit Tim Van Rippe zusammen war?«

Bitowski bekam ein weiteres Bier und trank einen Schluck.

»Was heißt schon sicher«, knurrte er. »Sie hätte es jedenfalls nicht sein sollen. Anfang Mai hat sie mir einen geblasen.«

»Einen geblasen?«

»Ja, zum Teufel, das war auf einem Fest. Ich weiß das nicht mehr genau.«

Baasteuwel unterdrückte den Impuls, Claus Bitowski den Nixonschirm in den Bauch zu bohren.

Das weißt du nicht mehr, dachte er. In zehn Jahren weißt du

sicher nicht mehr, wie du heißt und wo dein Piepmatz sitzt.

»Kannst du mir noch andere Jungs nennen, mit denen Winnie Maas zusammen war? Im Frühjahr '83, meine ich.«

»Nein«, sagte Bitowski. »Sie hatte sicher keinen besonderen, und ich kannte sie auch nicht so gut. Ich weiß nichts über diese ganze Sache, das habe ich doch schon gesagt.«

»Bist du im Zusammenhang mit Winnies Tod von der Polizei vernommen worden?«, fragte Baasteuwel.

»Vernommen? Nein, wieso hätten die mich vernehmen sollen? Ich begreife auch nicht, warum du das jetzt machst.«

»Die Polizei hat dir damals also keine Fragen gestellt?«

»Nein.«

Baasteuwel merkte plötzlich, dass auch er keine Fragen mehr hatte. Höchstens die, ob Bitowski den Namen des Präsidenten der USA wusste. Oder irgendeiner Stadt in Frankreich. Oder wie viel elf mal acht ergab.

»Das reicht«, sagte er. »Danke für das Bier.«

»Was zum Teufel...«

»Ein Scherz«, erklärte Baasteuwel.

Polizeianwärter Vegesack war nervös.

Das hatte nichts damit zu tun, dass sie Polizeichef Vrommel hintergingen. Rein gar nichts. Aber es fiel ihm schwer, andere hinters Licht zu führen. Es machte keinen Spaß. Schon gar nicht bei einer wie Frau Van Rippe – ihr Sohn war ermordet worden, und jetzt musste er sie anlügen. Es kam ihm falsch und widerwärtig vor, auch wenn es sich vielleicht nicht direkt um eine haarsträubende Lüge handelte.

Es ging eher darum, sich bedeckt zu halten. Ihr nicht die Wahrheit zu sagen.

Sich in blauen Dunst zu hüllen, wie man so sagte. Was auch schon schlimm genug war.

»Ich begreife das nicht«, hatte sie gemeint, als sie ins Auto gestiegen war. »Warum wollen Sie noch mit mir reden? Ist noch etwas passiert?«

»Nicht direkt«, hatte Vegesack geantwortet. »Wir brauchen nur noch ein paar Auskünfte.«

»Und deshalb müssen Sie mich nach Lejnice und wieder zurück kutschieren?«

»Wir fanden das besser so.«

Es war eine gute Stunde Fahrt von Karpatz nach Lejnice, aber glücklicherweise schwieg Frau Van Rippe fast die ganze Zeit. Vegesack lugte vorsichtig zu ihr hinüber, sie saß auf dem Beifahrersitz und zerfetzte ihr Taschentuch. Eine etwas verlebte Frau von sechzig mit einem toten Sohn. Ab und zu putzte sie sich die Nase. Vielleicht ist sie allergisch, dachte er. Oder die Trauer bahnt sich einen Weg. Sie hatte es im Moment natürlich schwer. Ihr Sohn würde in der kommenden Woche begraben werden; am Donnerstag, wenn Vegesack das noch richtig in Erinnerung hatte. Einäscherung war aus ermittlungstechnischen Gründen nicht gestattet. Es musste einfach schrecklich für die Frau sein. Als habe auch ihr eigenes Leben auf irgendeine Weise ein Ende genommen.

Aber es fiel ihm schwer, sich in ihre Lage hineinzuversetzen. Und er war dankbar, dass er nicht darüber sprechen musste.

Und fühlte sich unwohl, weil er sie hinters Licht führen musste, wie gesagt.

»Haben Sie Tim gekannt?«, fragte sie ungefähr auf halber Strecke.

Vegesack schüttelte den Kopf.

»Nein. Er war ein paar Jahre älter. Und ich bin erst seit '93 in Lejnice. Komme eigentlich aus Linzhuisen.«

»Ich verstehe«, sagte Frau Van Rippe. »Nein, mein Tim hatte wohl nicht so viele Freunde.«

»Nicht?«, fragte Vegesack.

»Nein. Er war wohl ein bisschen einsam.«

Vegesack wusste nicht, was er sagen sollte, und sie ging nicht weiter auf dieses Thema ein. Sie seufzte und setzte eine Brille auf.

»Schönes Wetter«, sagte sie, als habe sie das eben erst entdeckt.

»Ja«, sagte Vegesack. »Warm und schön.«

Viel mehr sagten sie nicht. Auf der ganzen Fahrt nicht. Sie erreichten Lejnice um fünf vor eins und hielten vor der Redaktion des Westerblatts.

Sie schaute ihn überrascht an.

»Die Zeitung? Was sollen wir denn hier?«

Vegesack räusperte sich.

»Auf der Wache herrscht heute Hochbetrieb. Deshalb können wir hier einen Raum benutzen.«

Er war sich nicht sicher, ob sie ihm glaubte.

Ewa Moreno kaufte für Selma Perhovens eine Flasche Portwein, zum Dank für die Gastfreundschaft, doch dann wusste sie nicht, was sie Drusilla schenken sollte. Am Ende entschied sie sich für ein preisgekröntes Jugendbuch und eine Schachtel Pralinen, sie hatte auf Drusillas Zimmer ein recht gut gefülltes Bücherregal gesehen, und die Pralinen würde die Kleine auf jeden Fall gern in sich hineinstopfen. Mutter und Tochter schienen mit den Abschiedsgeschenken auch durchaus zufrieden zu sein, und Moreno verließ das Perhovenssche Heim nach allerlei Sympathiebekundungen und dem Versprechen, in Kontakt zu bleiben. Sie hinterließ ihre Reisetasche in einem Schließfach am Bahnhof, nahm ein letztes Sonnenbad am Strand und traf sich um zwei wie verabredet im Café Tarms mit Inspektor Baasteuwel zum

Mittagessen.

»Die Lage klärt sich«, sagte Baasteuwel, als beide ihren Salat vor sich stehen hatten. »Aber sie ist doch noch nicht so klar wie das Wetter.«

»Du meinst, du wirst mir die Lösung jetzt nicht servieren?«, fragte Moreno.

»Leider nicht«, sagte Baasteuwel. »So weit sind wir noch nicht. Weiß der Teufel, wie das alles zusammenhängt.«

Moreno wartete.

»Und weiß der Teufel, was mit Mikaela Lijphart passiert ist. Auch die neue Vermisstenmeldung hat nichts erbracht. Nicht einmal die üblichen Irren haben sich gemeldet, die sonst immer anrufen und den Teufel und seine Großmutter gesehen haben wollen. Kommt mir fast verdächtig vor, aber wir wissen, dass Vrommel keine Auskünfte zurückhält.«

»Aber was ist mit Maager?«, fragte Moreno. »Habt ihr Sigrid Lijphart nach diesem Anruf im Sidonisheim gefragt?«

»Sicher. Sie streitet das ganz energisch ab. Behauptet, seit sechzehn Jahren nicht mehr mit ihm gesprochen zu haben und das auch in den nächsten sechzehn nicht tun zu wollen. Warmherzige Frau, zweifellos. Aber sie hat sicher ihre Gründe.«

»Vielleicht lügt sie.«

»Kann schon sein«, sagte Baasteuwel. »Ich habe nicht mit ihr gesprochen, das hat Kohler übernommen. Maager liegt jedenfalls weiterhin im Bett und starrt immer dieselbe Stelle auf der Tapete an. Falls er die Augen offen hat, sie mussten ihm wohl einiges spritzen, damit er schlafen konnte. Aber Winnie Maas ist etwas interessanter... willst du hören?«

»Ich bin ganz Ohr«, sagte Moreno.

Baasteuwel trank ein halbes Glas Mineralwasser und stocherte mit der Gabel in seinem Salat herum, ehe er

weetersprach.

»Sie war wohl nicht gerade eine Unschuld vom Lande.«

»Das habe ich schon begriffen«, sagte Moreno.

»Nur sehr wenige wollen sich zu ihr bekennen. Alle, mit denen ich zu tun habe, werden gleich reserviert, wenn ich nach Winnie frage. Sie wollen ganz einfach nicht über sie sprechen. Alle behaupten, zu wissen, wer sie war, aber niemand will mit ihr befreundet gewesen sein. Ihre Rolle wird jetzt ziemlich deutlich. Eine junge und schamlose Femme fatale, wenn man es ein wenig auf die Spitze treiben will. Dieser verdammte Bitowski hat zwar zugegeben, dass er einmal mit ihr im Bett war, aber wie viele andere das auch von sich sagen können, ja, das weiß der Teufel. Und dabei war sie bei ihrem Tod erst sechzehn. Und niemand scheint zu bezweifeln, dass wirklich Maager sie von der Brücke geschubst hat. Wirklich niemand!«

Moreno dachte eine Weile nach.

»Aber wenn er nicht der Vater des Kindes war, kann er es denn dann trotzdem gewesen sein?«

»Sieht so aus. Wichtig ist doch, dass er glaubte, sie geschwängert zu haben. Nicht, ob es wirklich so war. Sie wollte das vielleicht auf irgendeine Weise ausnutzen, und daran wollte er sie hindern. Ja, viel einfacher lässt es sich kaum sagen.«

»Und Vrommel? Und dieser Arzt?«

Baasteuwel seufzte.

»Weiß der Teufel. Dass deHaavelaar Informationen zurückgehalten hat, braucht ja nicht viel zu ändern.«

»Doch«, protestierte Moreno. »Er muss doch einen Grund gehabt haben. Und Vrommel muss einen Grund haben, warum er Vera Sauger verschwiegen hat. Das ist einfache Logik.«

»Hm«, sagte Baasteuwel. »Ich weiß. Ach, Scheiße. Ich habe ja nur gesagt, dass die Lage sich klärt. Wir werden den Scheiß

schon noch durchschauen, und sei es nur, damit wir diesem Polizeichef eins auswischen können. Wenn er etwas auf dem Gewissen hat, dann will ich ihn auch zur Verantwortung ziehen.

Ich verspreche, dich über den Hinrichtungstermin zu informieren... und auch über alles andere, wenn es dich interessiert.«

Moreno nickte.

»Es geht vor allem um die Kleine«, sagte sie. »Ich will nicht, dass Mikaela Lijphart etwas passiert ist, aber ich fürchte... ach, du weißt schon.«

»Ja«, sagte Baasteuwel. »Natürlich weiß ich. Wir sind ja beide nicht von gestern. Aber Optimismus schadet nicht, so lange sich nicht das Gegenteil beweisen lässt, das ist mein Prinzip. Wir nehmen uns übrigens heute die Mutter vor. Van Rippes Mutter, meine ich. Mit Hilfe von Redakteur Wicker.«

Er schaute auf die Uhr. »Sie sitzen jetzt in der Redaktion, nehme ich an. Müsste etwas bringen, er kennt dieses Kaff doch wie seine Westentasche, dieser Wicker. Ja, das ist so ungefähr die Lage.«

»Und Vrommel hat keine Ahnung?«

Baasteuwel zeigte die Zähne.

»Noch nicht. Er begreift nur nicht, warum Kohler und ich noch nicht nach Hause gefahren sind.«

»Und wie erklärt ihr das?«

»Dass uns die Stadt hier gefällt, und dass unsere Ehen gerade nicht so gut laufen«, sagte Baasteuwel und grinste noch einmal. »Und das glaubt er, dieser Scheißtrottel. Er war selber nie verheiratet und hält das für eine Art Hauptgewinn.«

Dazu fiel Moreno kein Kommentar ein.

»Jetzt essen wir«, sagte sie deshalb.

Kommissar Kohler stellte sich vor und bot Frau Van Rippe einen Stuhl an.

»Ich nehme an, dass Redakteur Wicker vom Westerblatt Ihnen bekannt ist?«

Frau Van Rippe setzte sich und ließ verwirrt ihren Blick zwischen Kohler und Wicker hin- und hergleiten.

»Ja... sicher«, sagte sie. »Aber wo steckt der Polizeichef? Ich hatte damit gerechnet, dass er dieses Gespräch leitet.«

»Er ist leider verhindert«, erklärte Kohler. »Er hat viel zu tun, das verstehen Sie doch sicher. Ich bin extra aus Wallburg abgeordnet worden, um bei den Ermittlungen im Mordfall Ihres Sohnes zu helfen.«

»Einen Kaffee und ein Brot?«, schlug Aaron Wicker vor.

Für einen Moment glaubte Vegesack schon, Edita Van Rippe werde aufspringen und jegliche Auskunft verweigern. Sie kniff die Lippen zu einem dünnen Strich zusammen und starrte den Boden an.

»Ja, danke«, sagte sie dann endlich. »Aber ich begreife noch immer nicht, was ich hier soll.«

»Wir geben uns einfach alle Mühe, um in diese traurigen Ereignisse Klarheit zu bringen«, sagte Kohler. »Je mehr Informationen wir haben, umso größer sind unsere Erfolgsaussichten. Dass wir den Täter finden, meine ich. Wir würden Ihnen gern noch einige Fragen stellen, um... um unser Bild über Ihren Sohn zu vervollständigen.«

Wicker schenkte Kaffee ein und packte ein Tablett mit Broten aus der Konditorei Doovers aus, die gleich im Nachbarhaus der Zeitungsredaktion gelegen war.

»Ich bin aus dem einfachen Grund anwesend, dass ich mich hier im Ort etwas auskenne«, erklärte er. »Bitte sehr, Frau Van Rippe.«

Sie nahm sich ein Schinkenbrot und musterte es misstrauisch. »Ich wäre gern um vier wieder zu Hause.«

»Kein Problem«, beteuerte Kohler. »Herr Vegesack wird Sie zurückbringen, sowie wir fertig sind. Würden Sie uns ein wenig über Ihr Leben erzählen?«

»Über mein Leben?«

Edita Van Rippe starrte den Kommissar an, als habe sie die Frage nicht verstanden. Als habe sie nie ein Leben gehabt.

»Ja, bitte. Einfach so in groben Zügen.«

»Was... was wollen Sie denn wissen? Ich habe seit meiner Kindheit in Lejnice gewohnt... bin dann nach Karpacz gezogen, als ich Walter kennen gelernt habe, meinen jetzigen Mann. Das ist ungefähr zehn Jahre her. Ich verstehe nicht, wieso das wichtig sein soll.«

»Einfach als Hintergrundinformation«, sagte Kohler noch einmal. »Sie haben außer Tim also noch einen Sohn? Und der ist etwas älter, glaube ich?«

»Ja.«

Sie zögerte. Biss in ihr Brot und kaute langsam. Spülte den Bissen mit einem Schluck Kaffee hinunter. Kohler wartete.

»Ja, Jakob«, wiederholte sie. »So heißt mein anderer Sohn. Er ist sechs Jahre älter als Tim. Ich habe ihn früh bekommen. Ich war erst neunzehn, so war das damals eben. Aber das wissen Sie doch schon, da bin ich mir sicher. Auf jeden Fall müsste Herr Wicker es wissen...«

»Natürlich«, fiel Kohler ihr ins Wort. »Sie haben noch im selben Jahr Henrik Van Rippe geheiratet, auch das wissen wir. Sie waren wirklich noch sehr jung. Wie lange waren Sie verheiratet?«

Ihr Gesicht verzog sich unwillig, wie Vegesack fand. Gleich wird sie die Antwort verweigern, dachte er.

»Er hat mich 1975 verlassen«, sagte sie mit plötzlicher Schärfe in der Stimme. »Jakob war damals fünfzehn, Tim neun.«

»Er hat Sie verlassen?«, fragte Kohler.

»Er hatte eine andere, ja. Es besteht kein Grund, darin herumzustochern.«

Kohler nickte.

»Verzeihung. Natürlich nicht. Wie war Tim als Kind?«

»Warum wollen Sie das wissen?«

»Bitte, helfen Sie uns mit Ihren Antworten, Frau Van Rippe. Sie haben den Namen Ihres neuen Mannes übrigens nicht angenommen?«

»Wir sind nicht verheiratet. Ich habe mit dem Gedanken gespielt, wieder meinen Mädchennamen zu benutzen, aber ich hatte mich an Van Rippe gewöhnt.«

»Ich verstehe. Und wie war Tim als Kind?«

Sie zuckte mit den Schultern.

»Hat nicht viel von sich hergemacht.«

»Ach?«

»Aber lieb war er. Mit Tim gab es nie Probleme, er war immer brav und gern allein. Jakob war anders.«

»Auf welche Weise?«

»War mehr mit anderen zusammen. Hatte immer Freunde im Haus. Tim wollte lieber allein herumpusseln.«

Polizeianwärter Vegesack schaute verlegen auf die Armbanduhr.

Was zum Teufel machen die bloß, dachte er. Wenn das in dem Tempo weiterginge, würde er wahrscheinlich wie ein Wahnsinniger brettern müssen, um Frau Van Rippe vor vier

Uhr nach Karpatz zu schaffen... Kohler hatte ihm den strengen Befehl erteilt, während des Gesprächs den Mund zu halten, so lange er nicht direkt angesprochen wurde. Dasselbe galt offenbar auch für Aaron Wicker, der an einem Bleistift herumlutschte und verschlafen aussah.

»Ihren derzeitigen Mann haben Sie 1988 kennen gelernt?«, fragte Kohler. »Stimmt das?«

Frau Van Rippe nickte.

»Walter Krummnagel?«

Kein Wunder, dass sie seinen Namen nicht annehmen will, dachte Vegesack.

»Ja.«

»Und Sie sind im selben Jahr nach Karpatz gezogen?«

»Ja.«

»Haben Sie zwischen...«, Kohler setzte seine Brille auf und schaute in seinem Notizbuch nach, »1975 und 1988 allein gelebt?«

Wieder verzog Frau Van Rippe unwillig das Gesicht.

»Ja.«

»Und in dieser Zeit hatten Sie keine Beziehung?«

»Nein.«

»Eine gut aussehende Frau wie Sie?«

Keine Antwort. Vegesack wusste nicht so recht, ob sie errötete, er glaubte es aber. Kohler legte eine kleine Pause ein.

»Warum das?«, fragte er dann.

»Was meinen Sie?«

»Warum haben Sie allein gelebt?«

»Weil ich keinen Mann haben wollte.«

»Aber eine kleine Affäre müssen Sie doch gehabt haben? Es ist doch hart, so lange allein zu sein. Ihre Kinder waren doch

nicht mehr klein und...«

»Ich wollte es so«, fiel Frau Van Rippe ihm ins Wort. »Man darf ja wohl so leben, wie man will.«

Kohler nahm die Brille ab und steckte sie in die Brusttasche. Dann nickte er Redakteur Wicker unmerklich zu.

»Ach?«, fragte er dann und rückte ein wenig dichter an sie heran. »Ich glaube, Sie lügen, Frau Van Rippe.«

Sie umklammerte die Armlehne ihres Sessels. Sie schien aufspringen zu wollen, ließ sich nach einigen Sekunden aber zurücksinken.

»Ich lüge? Warum sollte ich lügen?«

Sie starrte Kohler an, doch der hatte den Blick gesenkt und war in seine Kaffeetasse vertieft. Gut gemacht, dachte Vegesack. Sie schwiegen fünf Sekunden. Dann ergriff Redakteur Wicker das Wort.

»Frau Van Rippe«, sagte er und schlug dabei langsam die Arme übereinander. »Ist es nicht eher so, dass Sie ein Verhältnis mit einer gewissen Person hier in der Stadt hatten... zu Anfang der achtziger Jahre, wenn ich das richtig in Erinnerung habe... zweiundachtzig, dreiundachtzig, so ungefähr?«

»Nein... nein, wer sollte das denn gewesen sein?«

Ihre Stimme trug nicht mehr richtig. Sie ließ die Armlehne los.

»Wer das gewesen sein soll?«, fragte Wicker mit gespielter Überraschung. »Das wissen Sie ja wohl selbst am besten, Frau Van Rippe. Und es ist doch kein Grund, sich zu schämen... ich begreife nicht, warum Sie nicht darüber sprechen wollen. Wir sind doch alle nur Menschen?«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden«, sagte Frau Van Rippe, und ihre Stimme war plötzlich nur noch ein Flüstern.

Wieder verstrichen einige Sekunden.

»Ich rede von Vrommel«, sagte Redakteur Wicker dann und ließ sich in seinem Sessel zurücksinken. »Von Polizeichef Viktor Vrommel.«

Edita Van Rippe sagte nichts mehr.

Sie ließ sich langsam auf den Tisch sinken und schlang die Arme um den Kopf.

Kohler rückte seinen Schlipsknoten gerade und ging zur Toilette.

Moreno dachte über Baasteuwels Bemerkung nach, als sie auf den Zug wartete.

Ein Hauptgewinn, allein zu sein? Meinte Vrommel?

Besonders ermutigend kam ihr das nicht vor. Wenn man dann als Polizeichef in Lejnice endete, wenn man sich nicht vorsah, ja, dann wäre es für sie selbst doch besser, sich so schnell wie möglich einen Mann zu krallen.

Vielleicht sollte sie auf Mikael Baus diskreten Vorschlag einer Wiedervereinigung im August eingehen? Das Treffen am Vorabend war ziemlich problemlos verlaufen, das musste sie zugeben. Was immer er für Nachteile haben mochte, sonderlich nachtragend schien er jedenfalls nicht zu sein. Das musste sie ihm lassen.

Also vielleicht doch, dachte sie. Ein neuer Anfang im August?

Sie beschloss, ihre Entscheidung bis dahin aufzuschieben. Eine kräftigende Radtour würde ihr Urteilsvermögen schon schärfen, und im Moment hatte sie einfach schon zu viel im Kopf.

Zum Ausgleich fasste sie einen anderen Entschluss.

Münster anzurufen.

Leider erreichte sie ihn auch. Sie hatte auf das Gegenteil gehofft.

»Na?«, fragte sie. Und merkte, wie sie den Atem anhielt.

»Ich fürchte, Meister Lampe hatte Recht«, sagte Münster.

Danach schwiegen sie beide für mindestens zwei Sekunden.

»Bist du noch da?«

»Ja«, sagte Moreno. »Ich bin da. Du weißt also, wer es ist?«

»Wir haben einen Namen«, sagte Münster. »Aber solange wir nicht hundertprozentig sicher sind, verrate ich nichts. Auch dir nicht.«

»Gut«, sagte Moreno. »Mir wird schlecht, sag es nicht, verdammt noch mal.«

»Das ist wirklich nicht witzig«, sagte Münster.

»Wie hast du es gemacht?«, fragte Moreno.

»Hrrm«, Münster räusperte sich. »Ich wusste nicht so recht, wie ich vorgehen sollte. Am Ende habe ich den *Kommissar* eingeschaltet. Van Veeteren, meine ich.«

Moreno überlegte.

»Hätte ich auch getan«, sagte sie. »Wenn ich auf die Idee gekommen wäre, zumindest. Und dann habt ihr euch diesen Journalisten gemeinsam vorgeknöpft?«

»Das kann ich dir sagen«, erwiderte Münster. Er lachte kurz auf, unterbrach sich dann aber. »W hat ihm dermaßen viel Angst eingejagt, dass er am Ende sogar das Bier bezahlen wollte. Allein hätte ich ihn nicht so weit gebracht.«

»Und dann hat er einen Namen abgesondert?«

»Hat er«, sagte Münster.

»Und er blufft nicht?«

»Sieht nicht so aus.«

»Ich verstehe.«

»Wir haben aber noch nicht mit ihm sprechen können. Er ist in Urlaub, und ich möchte warten, bis er zurückkommt. Mir kam das richtiger vor, und der *Kommissar* fand das auch.«

Moreno fragte sich sofort, welche ihrer Kollegen gerade Urlaub hatten, und riss sich dann fast sofort wieder zusammen.

Will es nicht wissen, dachte sie.

Erst, wenn es wirklich sein muss.

»Ja, so sieht es aus«, sagte Münster. »Ich dachte bloß, du solltest es wissen.«

»Na gut«, sagte Moreno. »Bis dann.«

»Allerdings«, sagte Münster.

Diesmal hatte sie sich für einen Expresszug entschieden, aber die Abteile waren ebenso leer wie auf der Hinfahrt, stellte sie fest und suchte sich einen Fensterplatz.

Natürlich gab es auch keinen überzeugenden Grund, an einem solchen Samstag die Küste zu verlassen. Zwei Wochen, dachte sie. Von meinem Urlaub sind genau zwei Wochen vergangen, und jetzt fahre ich nach Hause.

Nicht direkt erholt. Keine vierzehn faulen Tage am Meer. Was zum Teufel hatte sie denn bloß gemacht? Nichts war so gekommen, wie sie sich das vorgestellt hatte, das immerhin konnte sie sagen.

Sie hatten ihren Freund (Typen? Liebhaber? Mann?) zum Teufel geschickt, sie hatte rund um die Uhr Amateurdetektiv gespielt, und sie hatte nichts dabei erreicht.

Nicht das Geringste, verdammt noch mal.

Sie wusste nicht, was aus dem weinenden Mädchen in der Bahn geworden war.

Sie wusste nicht, wer Winnie Maas umgebracht hatte.

Sie wusste nicht, wer Tim Van Rippe umgebracht hatte.

Und auf der Wache von Maardam gab es einen Pädophilen.

Schön, dachte Ewa Moreno. Unzweifelhaft ein gelungenes Resultat.

V

22. Juli 1983

Als er wieder an der Schule vorbeikam, ließ ein Windstoß vom Meer ihn noch einmal stehen bleiben.

Ob es wirklich am Wind lag oder vielleicht an dem angestrahlten Schild mit dem Namen der Schule und der Beschreibung der verschiedenen Gebäude, wusste er nicht. Aber er blieb stehen und schaute das Schild an, und in ihm bewegte sich etwas. Eine Art vages Gefühl von Geborgenheit vielleicht. Sein Arbeitsplatz. In einer Sommernacht um halb zwei öde wie eine Wüste. Aber dennoch?

Er ließ sich auf eine der Steinbänke vor der Längswand der Turnhalle sinken. Stützte die Ellbogen auf die Knie, den Kopf in den Händen vergraben.

Was soll ich jetzt machen, dachte er. Was zum Teufel wird jetzt passieren? Warum sitze ich hier? Verdammt, verdammt, verdammt...

Es waren einfach nur Wörter, die ihm durch den Kopf wirbelten. Dessen war er sich bewusst. Keine Gedanken. Keine Vorgehensweisen. Nur ein sinnloses Gewirr von Fragen und verzweifelten Rufen, die über einem Abgrund zu schweben schienen, in den er um nichts in der Welt hineinschauen durfte, in den er nicht hineinzuschauen wagte – wirbelnde Wörter, die nur dazu dienten, alles andere von ihm fern zu halten. Auf Distanz und fern. So war es eben. Er dachte plötzlich: Jetzt werde ich verrückt.

Nach Hause?, dachte er. Nach Hause zu Mikaela? Aber warum? Warum sitze ich dann hier? Warum laufe ich nicht zur

Brücke hoch und schaue ihr in die Augen? Wem? Wen meine ich? Winnie? Oder Sigrid? Ich habe ja doch alles verloren. Werde nie wieder herkommen... nicht zu Mikaela, nicht zu Sigrid, nicht in die Schule. Ich habe verloren. In diesem Moment habe ich alles verloren... alles verloren auf dieser verdammten Bank vor dieser verdammten Turnhalle. Ich habe es gewusst, habe es seit diesem verfluchten Abend gewusst, warum habe ich nichts unternommen, was soll ich denn machen, wenn alles zu spät ist? Verdammt. Es ist zu spät. Verdammt. Es ist schon alles zu spät...

Er erhob sich. Seid still, sagte er zu seinen Gedanken. Still. Er holte einmal tief Atem und versuchte, sich ein letztes Mal zu konzentrieren. Ein letztes Mal, dachte er. Wieso denn letztes Mal?

Er ging jetzt weiter auf die Brücke zu. Ob sie noch da ist?, überlegte er. Sind sie noch da? Ist Sigrid hingelaufen? Wollte sie das? Es musste doch eine halbe Stunde vergangen sein.

Er beschleunigte seine Schritte. Überquerte die Birkenerstraat auf Höhe des Friedhofs und bog in den Emserweg ab. Und dort, als er beim Schreibwarenladen Dorff um die Ecke bog und durch die Dorfflenerstraat weitergehen wollte, da sah er sie.

Sie ging auf der anderen Straßenseite am erleuchteten Eingang zum Sportplatz vorbei, und sie ging mit schnellen Schritten. Mit energischen und zielbewussten Schritten. Sigrid, seine Frau. Sie sah ihn nicht, er unterdrückte den Drang, ihren Namen zu rufen. Er blieb unter der Markise des Schreibwarenladens stehen und wartete, bis sie außer Sichtweite war. Sie ist dort gewesen, dachte er. Sie war dort oben und hat mit Winnie gesprochen.

Er lief über die Dorfflenerstraat, am Sportplatz vorbei und weiter hinunter zur Bahnlinie. Als er um die Ecke der Brauerei bog, ragte die Eisenbahnbrücke vor ihm auf.

Aber sie war noch ein Stück entfernt. Noch konnte er dort oben niemanden sehen. Ob sie wohl auf ihn wartete? Seine Schritte verlangsamten sich. Was zum Teufel sollte er sagen? Tun? Was erwartete sie von ihm? Wo sie doch sein Leben zerstört hatte. Sie hatte ihn ruiniert, als sie vor... Er schaute auf die Uhr... fünfunddreißig Minuten seiner Frau alles erzählt hatte. Mehr Zeit war nicht vergangen. Der Anruf lag eine gute halbe Stunde zurück. Was zum Teufel wollte sie jetzt noch von ihm?

Ein Kind? Sie erwartete ein Kind, sein Kind. Ihm fiel ein, was sie in jener Nacht gesagt hatte. Komm nur, Magister... komm, komm, ich nehme die Pille!

Magister, hatte sie gesagt. Noch mitten im Akt, beim Ficken, hatte sie dieses Wort benutzt.

Die Pille? Verdammt, nie im Leben hatte sie die Pille genommen!

Er hatte die lange Kurve erreicht, als ihm der alberne Gedanke kam, dass sie vielleicht wieder mit ihm schlafen wollte. Es war ein blödsinniger Gedanke, der vermutlich ziemlich viel darüber verriet, wer er wirklich war. Im tiefsten Herzen. Und der vermutlich bewies, dass er jetzt gerade verrückt wurde. Ich bin ein Schwein, dachte er. Schwein, Schwein, Schwein! Er konnte fast hören, wie Sigrid das Wort sagte... mit Winnie Maas schlafen? Noch einmal? Sich vorwärts und rückwärts von ihr reiten zu lassen und den Schwanz in sie hineinbohren, bis sie vor Erregung quiekte, und sich von ihr einen blase lassen und ihre steife, glänzende Klitoris reiben, bis sie schrie... was zum Teufel malte er sich da für einen Müll aus? Sein Gehirn hustete wie ein Auto in zu niedrigem Gang. Was ist nur in meinem Kopf los?, dachte er. Und sie ist ja überhaupt nicht da.

Sie war überhaupt nicht da.

Auf der Brücke war alles leer. Kein Mensch war zu sehen,

keine einzige verdammte kleine Winnie Maas und auch sonst niemand. Er blieb stehen und schaute sich um. Nach Norden und nach Süden. Hier oben hatte er eine gute Aussicht. Die ganze Stadt lag unter ihm, die Straßen, der Marktplatz, die beiden Kirchen, der Strand und der Hafen mit seinen Wellenbrechern und dem Betonfundament und der geschützten Einfahrt. Das kleine Waldgebiet hinter den Fußballplätzen. Frieders Pier und Gordons Punkt mit dem Leuchtturm ganz hinten im Süden... und alles eingebettet in die bleiche Dunkelheit der Sommernacht.

Er senkte den Blick. Folgte den Gleisen vom Bahnhof bis zur Brücke. Unten lag etwas, das konnte er sehen. Ganz dicht neben dem rechten Gleis, ein wenig schräg unterhalb des Punktes, an dem er selber stand. Es war nicht ganz dunkel, und eine Straßenlaterne warf dort unten ihr schmutzig gelbes Licht über die Straße und den Bahndamm.

Und dort lag also etwas. Etwas, das weiß und ein wenig blau und ein wenig fleischfarben war...

Erst nach einer Sekunde begriff er, was es war.

Und erst nach einer weiteren Sekunde begriff er, wer es war.

5. August 1999

Polizeianwärter Vegesack bekreuzigte sich und ging hinein.

Polizeichef Vrommel lag vor seinem Schreibtisch und machte Beinübungen.

»Moment noch, Vegesack«, sagte er.

Vegesack setzte sich in den Besuchersessel und musterte seinen Chef. Die Luft schien ein wenig stickig zu sein, denn Vrommel prustete wie ein gestrandetes Walross, und sein blanker Schädel leuchtete wie eine rote Ampel. Als er fertig war, blieb er noch eine Weile auf dem Boden liegen, um zu Atem zu kommen. Danach erhob er sich und setzte sich hinter seinen Schreibtisch.

»Du gehst morgen in Urlaub?«

Vegesack nickte.

»Morgen, ja.«

»Kein besonders tolles Wetter.«

»Nein«, sagte Vegesack.

»Letzte Woche war es besser.«

»Ja.«

Vrommel öffnete eine Schreibtischschublade. Zog ein Papiertaschentuch heraus und wischte sich Stirn und Schädelspitze ab.

»Dieser Fall Van Rippe. Sollten den mal zusammenfassen.«

»Werden die Ermittlungen eingestellt?«

»Nicht eingestellt«, sagte Vrommel. »Mordermittlungen

werden überhaupt niemals eingestellt. Ich habe zusammenfassen gesagt. Schwerer Fall, wir kommen einfach nicht weiter.

Was?«

»Nein.«

»Wir fahren den Arbeitsaufwand zurück. Sind jetzt seit drei Wochen dabei. Aber ab heute ist Dienst nach Vorschrift angesagt.«

»Alles klar«, sagte Vegesack.

»Brauchen eine Zusammenfassung. Eine Art Bericht über unsere bisherigen Ergebnisse. Dachte an eine kleine Pressekonferenz morgen früh. Muss auch weiter oben Bericht erstatten. Diese Pfadfinder aus Wallburg haben ja nicht viel gebracht.«

»Nicht viel.«

Vrommel räusperte sich.

»Wenn du also diesen Bericht geschrieben hast, kannst du ihn mir auf den Schreibtisch legen, bevor du nach Hause gehst. Du hast den ganzen Tag Zeit.«

Vegesack nickte.

»Und nicht zu weitschweifig. Einfach nur die Tatsachen. In der Kürze liegt die Würze.«

Vegesack machte Anstalten, sich zu erheben.

»Sonst noch was?«

»Das hätte ich gesagt«, erwiderte Vrommel. »Auf meinem Schreibtisch. Schönen Urlaub und bleib in Form!«

»Danke«, sagte Polizeianwärter Vegesack und verließ das Zimmer.

Ewa Moreno erwachte und schaute auf die Uhr.

Zehn vor zwölf.

Sie begriff, dass sie in ihrem eigenen Bett lag und trotz allem nur neun Stunden geschlafen hatte. Versuchte festzustellen, ob es einen Muskel in ihrem Körper gab, der nicht wehtat, konnte aber keinen finden.

Ich komme mir vor wie neunzig, dachte sie. Und so was soll gesund sein?

Sie war erst kurz vor drei ins Bett gekommen. Zu Hause war sie um Punkt zwei gewesen, doch sie war geistesgegenwärtig genug gewesen, um heiß zu baden, ehe sie ins Bett gefallen war. Sonst würde sie sich jetzt wohl gar nicht mehr bewegen können. Die letzte Etappe ihres gemeinsamen Fahrradurlaubs mit Clara Mietens hatte fünfundsiebzig Kilometer bei Gegenwind umfasst, die letzten außerdem bei Regen. Sie hatten etwas früher losfahren wollen, um dann mit sanftem Ostwind im Rücken mit Blick auf den Sonnenuntergang in Maardam einzufahren. Das war ihr Plan gewesen.

Ostwind, dachte Moreno und setzte sich vorsichtig auf die Bettkante. Hat es in dieser Stadt denn jemals Ostwind gegeben?

Als sie sich um Viertel vor zwei in der Zwillie getrennt hatten, hatte Clara Mietens feierlich geschworen, falls sie es jemals überhaupt schaffen würde, aufzustehen, dann als Erstes ihres verdammte Mühle (die sechs Gänge hatte, zwei funktionierten) mit einem schweren Anker zu versehen, sie in die Langgraacht zu werfen und einen Choral zu singen.

Ansonsten war die Tour gar nicht schlecht gewesen. Bis zu diesem Finale, genauer gesagt. Acht Tage vom Feinsten, vollgestopft mit Lagerleben, Baden, Gesprächen, Radtouren (nie bei Gegenwind und Regen) und Entspannung in der schönen Natur um Sorbinowo. Clara hatte ein neu gekauftes und leicht aufbaubares Zelt gehabt. Das Wetter war wunderbar gewesen. Bis zum Vortag.

Sie ging ins Badezimmer und duschte. Nach zehn Minuten

kam ihr Körper ihr wieder vor wie ihr eigener. Und im selben Tempo schlugen auch ihre Gedanken eine andere Richtung ein.

Was natürlich unvermeidlich war. Es war Zeit, sich wieder in die Wirklichkeit zu begeben. Höchste Zeit.

Sie zog ihren Morgenrock über und machte sich an die Post. Rechnungen, Werbung, vier Postkarten und eine Gehaltsabrechnung. Zweifellos interessant.

Danach hörte sie ihren Anrufbeantworter ab. Nach reiflicher Überlegung hatte sie ihr Handy nicht mit auf die Radtour genommen, deshalb mussten allerlei Mitteilungen gespeichert sein.

Was auch der Fall war. Es gab diese und jene und noch andere Nachrichten.

Zwei Grüße von Mikael Bau zum Beispiel, und eine Mitteilung von ihrer Mutter, die ihr erklärte, dass sie (vermutlich auch der Vater, falls ihm während Ewas Abwesenheit kein schreckliches Unglück widerfahren war) schon auf dem Sprung zum Flughafen waren, um nach Florida zu reisen und erst Ende August zurückzukehren.

Falls sie versuchen sollte, sich bei ihnen zu melden und sich fragte, wo sie denn stecken könnten.

Elf Mitteilungen insgesamt, wie die kühle Frauenstimme auf dem Band erklärte.

Aber nichts von Baasteuwel.

Nichts von Vegesack oder Kohler. Nichts von Münster.

Nichts von Selma Perhovens.

Ja ja, dachte Ewa Moreno und verließ ihre Wohnung, um für das Frühstück einzukaufen. Hochmut kommt vor dem Fall.

Um halb sieben Uhr abends hatte sie endlich Inspektor Baasteuwel an der Strippe.

»Ach, du bist wieder zu Hause?«, fragte er.

»Seit gestern. Ich hatte mit einer Nachricht von dir gerechnet.«

»Hatte ich auch vor, aber ich hatte nichts zu sagen.«

»Was? Wieso nicht?«

Baasteuwel zögerte.

»Wir haben die Sache eingestellt.«

»Eingestellt?«

»Ja. War besser so. Kohler und ich sind zu diesem Ergebnis gekommen. Ich habe jetzt Urlaub.«

Moreno empfand ein kurzes vages Gefühl einer absurden Unbegreiflichkeit.

»Was zum Teufel redest du da?«, fragte sie. »Und was ist mit Vrommel? Du hast doch behauptet, alles sei nur eine Frage der Zeit!«

Sie hörte, wie Baasteuwel sich eine Zigarette anzündete.

»Hör mal zu«, sagte er. »Du musst mir einfach glauben. Es war doch nicht so leicht, den Arsch auszutricksen, wie wir dachten. Weshalb Kohler und ich dann beschlossen haben, unsere Wühlerei einzustellen. Vegesack fand das auch richtig. Wir konnten nichts mehr machen und kamen nicht weiter. Nicht so, wie die Sache sich dann entwickelt hat.«

»Entwickelt hat?«, fragte Moreno. »Wie meinst du das? Ich verstehe nicht, was das heißen soll.«

»Kann schon sein«, sagte Baasteuwel. »Aber so hat sich das eben ergeben. Du würdest mir zustimmen, wenn dir die Einzelheiten bekannt wären.«

»Die Einzelheiten? Welche Einzelheiten?«

»Eine ganze Menge sogar. Doch, ich garantiere dir, das ist die beste Lösung. Es hat sich eben so entwickelt, das passiert manchmal bei einem Fall, das müsstest du doch wissen.«

In Morenos Kopf gerieten die Gedanken durcheinander, und sie kniff sich zweimal in den Arm, um sich davon zu überzeugen, dass sie auch wirklich wach war, ehe sie sagte:

»Du hast geschworen, Vrommel auf den Topf zu setzen«, erinnerte sie Baasteuwel wütend. »Ein Mädchen ist verschwunden, und ein Mann ist ermordet worden. Du bist zur Polizei gegangen, um Mistkerlen eins auf die Finger zu geben und jetzt...«

»Diesmal war das eben nicht möglich.«

»Und Van Rippe?«

»Für den Fall ist der Polizeichef zuständig. Kohler und ich waren nur zu Anfang der Ermittlungen als Verstärkung abkommandiert, vergiss das nicht. Und das Kommando ist jetzt zu Ende.«

Moreno ließ den Hörer sinken und betrachtete ihn einige Sekunden lang ungläubig.

»Spreche ich wirklich mit Inspektor Baasteuwel von der Polizei in Wallburg?«, fragte sie dann.

Baasteuwel lachte kurz.

»Mit eben demselben«, sagte er dann. »Aber mir scheint, in der Stimme der Inspektorin schwingt eine gewisse Ungeduld mit. Sie scheint fast diese oder jene Frage stellen zu wollen?«

»Stimmt«, sagte Moreno. »Stimmt verdammt genau. Ich kapiere nicht, was du da für eine Sprache sprichst. Du überlässt einen Mord und ein verschwundenes Mädchen ihrem Schicksal und machst Urlaub. Auf welcher Seite sitzt die Gehirnbrutung?«

»In der Mitte«, sagte Baasteuwel freundlich. »Doch, ich gebe zu, dass ich mich vielleicht ein wenig unklar ausdrücke, wenn der Müßiggang mich verblöden lässt. Aber wenn du wirklich mehr über die Ereignisse in Lejnice wissen willst, kann ich mich vielleicht zusammenraffen und dir zu Willen sein...«

»Das ist deine verdammte Pflicht«, sagte Moreno. »Wann und wo?«

»Morgen?«

»Je eher, desto besser.«

Baasteuwel schien wieder zu überlegen.

»Irgendwo in Maardam vielleicht? Dann hast du ein Heimspiel.«

»Von mir aus gern«, sagte Moreno.

»Das Alte Vlissingen, gibt's das noch?«

»Und wie.«

»Na dann«, sagte Baasteuwel. »Morgen um sieben, okay? Ich lasse uns einen Tisch reservieren.«

»Sehr gut«, sagte Moreno.

Sie legte auf und starrte aus dem Fenster, gegen das der Westwind gerade einen neuen Regenschauer schlug.

Ich begreife das nicht, dachte sie. Verdammt, ich begreife nicht das Geringste.

6. August 1999

Im Alten Vlissingen war es so voll wie immer. Sie kam ein wenig zu spät und ging an dem Mädchen, das allein in einer Ecke saß, vorbei, ohne zu reagieren. Erst, nachdem sie mit Blicken das ganze Lokal abgesucht hatte – und leicht gereizt feststellen musste, dass Inspektor Baasteuwel sich noch nicht eingefunden hatte – sah sie, wen sie da vor sich hatte.

Und dann verging noch ein gewisser Zeitraum, ehe ihr Gehirn den visuellen Eindruck verarbeitet hatte. Sie kniff die Augen zusammen, um in die Wirklichkeit zurückzukommen. Ging zum Tisch der anderen. Die schien aufstehen zu wollen, überlegte es sich dann aber anders und ließ sich wieder auf den Stuhl sinken. Lächelte dann unsicher. Sehr unsicher.

»Mikaela?«, fragte Inspektorin Moreno. »Mikaela Lijphart? Denn das bist du doch?«

»Ja«, gab die andere mit nervösem Lachen zu. Moreno sah, dass ihre Unterlippe zitterte.

»Inspektor Baas...«, setzte Moreno an, doch dann begriff sie, dass an diesem Abend kein Inspektor Baasteuwel im Vlissingen auftauchen würde. Er hatte dieses Treffen inszeniert. Und hatte deshalb am Vortag dieses seltsame Telefongespräch mit ihr geführt.

Herrgott, dachte sie. Das hätte ich doch kapieren müssen! Dann lächelte sie Mikaela strahlend an und bat sie, aufzustehen, damit sie sie energisch umarmen konnte.

»Ich... ich freue mich so, dich zu sehen«, sagte sie.

»Ebenso«, brachte Mikaela Lijphart heraus. »Er hat...

Inspektor Baasteuwel, meine ich... er hat gesagt, du wolltest sicher mit mir sprechen. Er hat gesagt, ich sollte hier auf dich warten... er hat mir auch Geld gegeben, damit ich dich zum Essen einladen kann.«

Wenn Mikaelas Stimme nicht so ängstlich geklungen hätte, hätte Moreno jetzt laut losgelacht. Aber Mikaela war schrecklich angespannt, das war ihr deutlich anzusehen. Sie setzten sich. Moreno legte ihr die Hand auf den Arm.

»Du bist nervös.«

»Ja. Es ist so entsetzlich. Ich kann nachts nicht schlafen.«

»Du verstehst... du verstehst doch sicher, dass ich wissen will, was passiert ist?«

»Ja...«

Mikaela starrte die Tischplatte an. »Ich weiß, dass ich es dir erzählen muss. Ich bin dir auch dankbar dafür, dass du in der Bahn so freundlich warst, und ich weiß, dass du dir danach so große Mühe gegeben hast.«

Moreno versuchte noch einmal ein aufmunterndes Lächeln, merkte aber, dass es ihr nicht richtig gelingen wollte.

»So schlimm war das nun auch wieder nicht«, sagte sie. »Wollen wir etwas zu essen bestellen und dann reden?«

»Ja«, sagte Mikaela Lijphart. »Ich habe wirklich Hunger.«

Sie brauchten eine Weile, um ihre Bestellung loszuwerden. Moreno überlegte, ob sie sich jemals in einer vergleichbaren Situation befunden hatte. Sie glaubte nicht. Es kam ihr auch nicht so vor, obwohl sie noch immer nicht wusste, was das Ganze zu bedeuten hatte. Sie hatte Tage, Nächte und Wochen mit dem Versuch verbracht, dieser spurlos verschwundenen jungen Frau auf die Spur zu kommen, und jetzt saß sie ihr an einem Restauranttisch gegenüber. Ohne die geringste Vorwarnung. Dieser verdammte Baasteuwel. Nein, so etwas hatte sie noch nie erlebt.

Und Mikaela Lijphart fühlte sich gar nicht wohl in ihrer Haut. Sie war blass, sie zitterte, es schien keinen Sinn zu haben, über Alltäglichkeiten mit ihr zu reden – über Wind und Wetter und ihren letzten Kinobesuch – einfach sinnlos wäre das.

»Na los, Mikaela«, bat sie deshalb. »Was sein muss, muss sein. Ich glaube, das hast du bei unserer letzten Begegnung gesagt.«

»Nein, das warst du«, korrigierte Mikaela. »Wo soll ich anfangen?«

»Mit dem Anfang natürlich. Mit dem Moment, als wir uns vor dem Bahnhof in Lejnice getrennt haben.«

Mikaela hob den Blick und schaute ihr für einen Moment in die Augen. Dann holte sie tief Luft und legte los.

»Ja, zuerst kam alles so, wie ich mir das vorgestellt hatte«, sagte sie und faltete langsam die Hände auf dem Tisch – als habe sie diese Kunst eben erst gelernt und könne sie noch nicht so leicht ausführen.

»Ich bin dann zu diesem Heim gegangen und habe meinen Vater getroffen. Das war... es war so seltsam, ein Zimmer zu betreten und einen wildfremden Menschen zu sehen, der also mein Vater war. Ich hatte natürlich versucht, mir das vorzustellen, aber es war doch viel seltsamer, als ich erwartet hatte... er war so klein und so fremd und so... krank. Er kam mir vor wie ein Vogel. Mein Vogelpapa, dachte ich. Und trotzdem wusste ich auf den ersten Blick, dass er mein Vater war, es war auf irgendeine Weise klar, ich kann das nicht erklären.«

Ihre Stimme klang jetzt etwas fester, stellte Moreno fest, jetzt, wo sie in Gang war.

»Weiter«, mahnte sie.

»Du kennst doch die... Geschichte?«

Moreno nickte.

»Ich habe im Zug nicht alles erzählt, was ich wusste, mir war das wohl ein bisschen peinlich. Dass mein Vater mit einer sechzehnjährigen Schülerin zusammen gewesen ist... als ich zwei war. Aber es ist nun einmal passiert, es lässt sich nicht ändern. Das Mädchen kam ums Leben, und er wurde des Mordes für schuldig befunden. Das war aber nicht richtig. Es war ganz anders. An dem Tag hat er mir gesagt, dass nicht er Winnie Maas von der Eisenbahnbrücke gestoßen hatte... er hat zwei Stunden gebraucht, um das herauszubringen. Er hat mir auch Briefe gegeben, die er geschrieben hatte, darin stand dasselbe. Er war mit dem Mädchen zusammen gewesen, hatte sie aber nicht umgebracht. Es war ihm schrecklich peinlich, darüber reden zu müssen, aber ich habe ihn dazu gezwungen. Er ist nicht stark, mein Vater, er ist wie ein Vogel. Ein kranker Vogel, er tut mir so Leid...«

Sie unterbrach sich und schaute Moreno fragend an. Moreno gab ihr ein Zeichen weiterzureden.

»Ich weinte, als ich dort wegging. Ich ging zur Jugendherberge, die war voll belegt, fast hätte ich kein Bett mehr bekommen, aber sie hatten dann doch noch eins. Ich wusste nicht so recht, was ich machen sollte, aber ich glaubte meinem Vater, wenn er sagte, dass er am Tod dieses Mädchens unschuldig war, und als ich mir die Sache eine Weile überlegt hatte, beschloss ich, ihre Mutter zu suchen... falls die noch in Lejnice wohnte, und mit ihr darüber zu sprechen. Ihr vielleicht ein paar Fragen zu stellen und so. Das war im Grunde auch kein Problem. Ich war am Sonntag bei ihr, und sie war nicht gerade sympathisch, ein bisschen versoffen, glaube ich, sie hat mir sogar gezeigt, dass sie einen Revolver hatte, um sich zu verteidigen... ich weiß gar nicht, wogegen sie sich verteidigen wollte. Sie hat mir ganz bestimmt nicht geglaubt, als ich sagte, mein Vater sei unschuldig verurteilt worden. Sie nannte ihn einen widerlichen Mörder und so und behauptete, er habe ihr Leben zerstört. Sie tat mir natürlich Leid, es muss doch

entsetzlich sein, das einzige Kind auf diese grauenhafte Weise zu verlieren...«

Das Essen wurde serviert, aber Mikaela Lijphart schien keine Pause einlegen zu wollen, jetzt, wo sie in Gang war.

»Als ich noch bei Frau Maas in dieser schrecklichen Wohnung saß, habe ich mir meine Gedanken darüber gemacht, wie ihre Tochter gestorben sein kann – mein Vater hatte ja nur gesagt, dass nicht er der Mörder war –, ja, und dann dachte ich, ich könnte doch versuchen, noch mit anderen zu sprechen, wo ich schon einmal gekommen war. Ich bereue so sehr, dass ich das gedacht habe, o verdammt, wie sehr ich das bereue!«

»Du bist nie auf die Idee gekommen, Winnie könnte von der Brücke gesprungen sein?«, fragte Moreno.

Mikaela Lijphart schüttelte den Kopf.

»Zuerst schon, aber mein Vater glaubte das nicht, und Frau Maas wollte auch nichts davon hören.«

»Na gut. Aber was hast du dann gemacht?«

»Frau Maas hat mir ein paar Namen genannt. Alte Bekannte ihrer Tochter, hat sie gesagt, ich weiß eigentlich nicht, warum sie die rausgerückt hat. Sie hat mir vor allem erzählt, was für ein ekelhaftes Mörderbalg ich bin, dass ich mich schämen sollte, mich in der Öffentlichkeit zu zeigen und so.«

»Das kann ich mir vorstellen«, sagte Moreno. »Ich habe sie ebenfalls kennen gelernt.«

»Wirklich?«

Mikaela Lijphart machte für einen Moment ein schuldbewusstes Gesicht – als bereue sie, solche Ungelegenheiten bereitet zu haben. Moreno nickte ihr aufmunternd zu.

»Auf jeden Fall«, sagte Mikaela deshalb, »bin ich zu einer Frau gegangen, die Vera Soundso hieß...«

»Sauger?«

»Ja. Stimmt. Vera Sauger. Sie hatte Winnie Maas ziemlich gut gekannt und offenbar meinen Vater auch als Lehrer gehabt. Ich habe ihr erzählt, dass ich meinen Vater für unschuldig halte, und da... ja, da ist sie irgendwie total verstummt. Ich hatte den Eindruck... nein, ich weiß auch nicht...«

»Na?«, fragte Moreno.

»Ich hatte das Gefühl, dass sie das schon die ganze Zeit gedacht hatte. Dass er nicht schuldig war. Nein, ich meine nicht, dass sie es sicher gewusst hat, sondern nur, dass ich in dem Moment den Eindruck hatte, als ich bei ihr war. Verstehst du?«

Moreno sagte: »Das verstehe ich.«

»Also, und diese Vera Sauger hat mir dann zwei weitere Namen genannt... von Leuten, mit denen ich sprechen könnte. An einen kann ich mich nicht erinnern, und der andere war Tim Van Rippe. Himmel, ich wünschte so sehr, ich hätte diesen Namen nie gehört...«

»Ich verstehe«, sagte Moreno.

Denn das tat sie jetzt. Endlich.

»Wie ist es passiert?«, fragte sie.

Mikaela Lijphart holte wieder tief Luft. Packte dann Messer und Gabel, legte sie aber wieder zurück auf den Tisch.

»Es war so schrecklich«, sagte sie. »So grauenhaft, dass ich es nie vergessen werde... nie, nie. Ich habe seither jede Nacht davon geträumt. Mehrmals jede Nacht, sowie ich einschlafe... die ganze Zeit, so kommt es mir vor.«

Sie schien in Tränen ausbrechen zu wollen, doch dann riss sie sich zusammen und erzählte weiter.

»Ich rief ihn an. Diesen Tim Van Rippe, meine ich. Habe ihm erzählt, wer ich bin, und gefragt, ob er Zeit für ein kurzes Gespräch hätte. Er hörte sich komisch an, aber ich habe nicht weiter darüber nachgedacht. Er sagte, er habe erst abends Zeit,

und wir haben uns für neun Uhr an einer bestimmten Stelle am Strand verabredet.«

»Für neun Uhr abends?«

»Ja. Am Strand. Ich habe gefragt, ob er nicht früher Zeit hätte, aber er sagte nein. Also war ich dann bereit dazu. Ich habe die Zugzeiten überprüft und festgestellt, dass um elf noch einer fuhr, und deshalb wäre ich doch auf jeden Fall noch nach Hause gekommen. Dann habe ich versucht, diesen anderen anzurufen... jetzt weiß ich's wieder, er hieß Bitowski... aber der war nicht zu Hause. Deshalb habe ich den ganzen Nachmittag am Strand gelegen. Es war sehr schönes Wetter.«

Mit leichtem Schuldbewusstsein dachte Moreno, dass sie denselben Nachmittag am selben Strand verbracht hatte. Wenn auch einige Kilometer weiter nördlich. Diesen ersten Sonntag... leicht verkatert, unbelastet und glücklich.

»Abends habe ich ab halb neun auf ihn gewartet. An dieser Stelle, an die er mich bestellt hat... gleich beim Pier, wie immer der nun heißt, Frieders Pier, glaube ich. Es war ziemlich menschenleer am Strand, aber noch nicht dunkel. Er kam um zehn, und wir gingen langsam den Strand entlang... nach Norden.

Ich erzählte, und er hörte zu. Nach einer Weile setzten wir uns, ich wollte nicht mehr weitergehen, ich musste doch meinen Rucksack schleppen. Ich nahm ihn ab und sah, dass etwas nicht stimmte. Einer von den Metallstäben, die für Stabilität sorgen, hatte sich durch den Stoff gebohrt. Ich zog ihn heraus, um ihn anschließend wieder fest zu machen. Oder um ihn wegzuworfen, was weiß ich... ich hatte fast alles erzählt, aber ich hatte noch nicht gesagt, dass mein Vater unschuldig war. Das sagte ich jetzt. Und dann ist es passiert.«

Sie biss sich auf die Lippe. Moreno wartete.

»Ich sagte: Ich weiß, dass mein Vater Winnie Maas nicht umgebracht hat. Genau das habe ich gesagt. Er stand, und ich

saß und bastelte an meinem Rucksack herum. Und als ich zu ihm hochblickte, ging mir auf, was wirklich passiert war. Er war der Mörder. Tim Van Rippe hat Winnie Maas ermordet, ich wusste es sofort, und er muss begriffen haben, dass ich es wusste. Ich habe seither tausend Mal daran gedacht, es muss ihm in den Ohren geklungen haben, als ich gesagt habe, dass nicht mein Vater der Mörder war. Er muss geglaubt haben, ich wollte ihn anklagen... und ich sah, dass er auch mich umbringen wollte. Er kam einen Schritt auf mich zu und hob die Arme, und ich konnte ihm ansehen, dass er mich jetzt ermorden wollte. Er wollte mich da am Strand umbringen...«

Und jetzt verlor sie endlich die Fassung. Sie hatte am Ende schneller und schneller erzählt, und Moreno war nicht unvorbereitet. Sie lief um den Tisch herum und legte einen Arm um Mikaela Lijpharts zitternde Schultern. Zog ihren Stuhl heran und drückte sie an sich. Sah aus den Augenwinkeln, dass das junge Paar am Nebentisch sie verstohlen musterte.

»Verzeihung«, sagte Mikaela Lijphart, als sie sich wieder gefangen hatte. »Ich kann einfach nicht darüber reden.«

»Das kann ich verstehen«, sagte Moreno. »Aber es ist doch gut, dass du es versuchst. Es wird ja oft behauptet, dass wir auf diese Weise schreckliche Erlebnisse verarbeiten können. Indem wir sie noch einmal durchleben.«

»Ich weiß«, sagte Mikaela Lijphart. »Setz dich wieder auf deinen Platz. Ich bin noch nicht fertig.«

Sie lächelte tapfer, und Moreno kehrte auf die andere Tischseite zurück.

»Ich fechte, habe ich dir das erzählt?«

»Nein«, sagte Moreno. »Ich glaube nicht.«

»Degen und Florett. Ich bin gar nicht schlecht, wenn ich das selber sagen darf... und als er sich auf mich stürzen wollte, habe ich ihm den Stab ins Auge gestochen.«

»Was?«, fragte Moreno. »Den Stab?«

»Der Stabilisatorenstab aus dem Rucksack. Der war ungefähr so lang...«

Sie zeigte es mit den Händen. Moreno schluckte.

»...dreißig bis vierzig Zentimeter. Aus Metall. Ich hielt ihn doch in der Hand, es war der pure Reflex. Ich habe nicht überlegt. Habe einfach den Arm ausgestreckt und ihn im Auge getroffen. Er kippte um... er fiel über mich, das hatte ich alles nicht gewollt, aber es ist ganz automatisch passiert, ich habe Tim Van Rippe dort am Strand umgebracht, und es hat nicht einmal eine Sekunde gedauert.«

Ihre Stimme zitterte wieder, brach aber nicht. Moreno spürte, wie eine Gänsehaut ihre Unterarme überzog.

»Der Rest war nur noch wilde Panik. Ich wusste sofort, dass er tot war. Es war nicht sehr dunkel. Zwanzig, dreißig Meter von uns entfernt liefen Leute herum, aber niemandem ist etwas aufgefallen. Wenn jemand in unsere Richtung geschaut hat, dann hat er uns sicher für ein Paar gehalten, das gemütlich am Strand sitzt. Dann habe ich ihn dort begraben, und das hat fast eine Stunde gedauert, aber es wurde dann schnell dunkel, und bald war der Strand menschenleer. Er verlor die Schuhe, als ich ihn in die Grube gestopft habe, ich habe sie weggeworfen. Ich habe auch seine Brieftasche und seine Uhr eingesteckt, ich weiß nicht, warum... später habe ich sie weggeworfen. Und als ich fertig war, bin ich gegangen.«

»Als du fertig warst, bist du gegangen«, wiederholte Moreno.

»Herrgott, Mikaela, du musst doch außer dir vor Angst gewesen sein.«

»Ja«, sagte Mikaela Lijphart. »Das war ich auch. Ich hatte solche Angst, dass ich nicht mehr wusste, was ich tat. Ich kam mir vor wie eine andere... und ich bin die ganze Nacht hindurch immer weiter gegangen.«

»Gegangen?«

»Ja, die ganze Nacht. Nach Norden. Um sieben Uhr morgens kam ich bei einem Fernfahrercafé in Langhuijs an. Von dort hat mich einer nach Frigge mitgenommen. Da habe ich gefrühstückt und in einem Park ein paar Stunden geschlafen. Und immer wieder geträumt, dass ich Tim Van Rippe ins Auge stach. Und ihn begrub. Als ich fertig war, wollte ich zuerst zur Polizei gehen, aber ich habe mich nicht getraut. Dann habe ich mein Bankkonto geleert, ich hatte etwas über tausend Gulden, und mir eine Bahnfahrkarte nach Kopenhagen gekauft. Hab auch dreißig Gulden aus Van Rippes Brieftasche geklaut, ehe ich sie weggeworfen habe.«

»Nach Kopenhagen? Warum denn das?«

Hat denn niemand die Banken überprüft?, fragte Moreno sich flüchtig. Vermutlich nicht. Schlamperei. Es wäre sicher kein Problem gewesen, diese Kontobewegung zu entdecken.

»Ich weiß nicht so recht«, sagte Mikaela. »Ich war da einmal auf Klassenreise. Und die Stadt hat mir gefallen. Und irgendwo musste ich doch hin, oder?«

Moreno gab keine Antwort.

»Ich hatte ihn doch ermordet. Ich hatte ihn umgebracht und vergraben. Natürlich musste ich mich verstecken...«

Moreno nickte und versuchte, eine neutrale und wohlwollende Miene aufzusetzen.

»Und was hast du dann gemacht? Den Zug nach Kopenhagen genommen?«

»Ja. Den Nachtzug. Kam dann am Morgen an und bin in ein Hotel namens Excelsior gegangen. Hinter dem Bahnhof. Ziemlich schäbige Gegend, aber es war das erste, das ich sehen konnte. Danach bin ich durch die Stadt gelaufen oder habe auf meinem Zimmer gelegen, bis mir klar war, dass ich dabei war, den Verstand zu verlieren. Dann habe ich meine Mutter

angerufen. Ich weiß nicht, wie viele Tage vergangen waren oder so, und ich hatte in der ganzen Zeit fast nichts gegessen... ich sagte meiner Mutter also, dass ich noch lebte, dass ich aber nicht mehr lange durchhalten würde, wenn sie nicht meinen Vater – meinen richtigen Vater – holte und zu mir käme. Ich habe sie unter Druck gesetzt, das schon, aber es stimmte auch. Es ging mir schrecklich schlecht... ja, und dann sind sie gekommen.«

»Deine Eltern sind zu diesem Hotel in Kopenhagen gekommen?«

»Ja. Ich weiß nicht, an welchem Tag das war. Aber sicher war über eine Woche vergangen, seit ich Tim Van Rippe an diesem Strand umgebracht hatte. Und jede Nacht, wenn ich überhaupt einschlafen konnte, habe ich ihn wieder und wieder ermordet... ja, ich war wohl in diesen Tagen ziemlich verrückt. Aber als meine Eltern dann da waren, wurde es ein bisschen besser. Und ich habe sie dazu gezwungen, miteinander zu reden. Wir sind vier oder fünf Tage zusammen gewesen, aber mein Vater brauchte seine Medikamente, ja, und dann sind wir zurückgefahren. Meine Mutter hat jeden Tag in Lejnice auf der Wache angerufen und sich über die lahmen Ermittlungen beklagt, damit sie nicht merkten, dass wir alle drei verschwunden waren... wir wollten auch weiter schweigen, meine Mutter und ich. Mein Vater hat nie genau erfahren, was passiert war, wir haben nur gesagt, dass wir wissen, dass er Winnie Maas nicht ermordet hat. Es war so schwer, mit ihm zu sprechen, und danach hat Baasteuwel doch erzählt, wie schrecklich das alles war, und ich bin einfach außer mir, wenn ich nur daran denke. Es ist so ungerecht, dass jemand...«

»Moment mal«, bat Moreno. »Jetzt komme ich nicht mehr ganz mit. Was hat Inspektor Baasteuwel mit der Sache zu tun?«

Mikaela Lijphart putzte sich mit der Serviette die Nase und erzählte weiter.

»Wir kamen also aus Kopenhagen zurück«, sagte sie. »Haben meinen Vater in der Nähe des Heims abgesetzt, und dann sind meine Mutter und ich nach Aarlach gefahren. Haben zwei Tage im Haus meiner Tante Vanja verbracht, die war verreist, aber meine Mutter hatte die Schlüssel. Wir wollten besprechen, wie wir weiter vorgehen sollten. Bei Helmut zum Beispiel, ob wir ihn ins Vertrauen ziehen sollten oder nicht. Am Ende haben wir beschlossen, keinem Menschen etwas zu sagen. Es war einfach unmöglich... und dann kamen wir nach Hause, das war ein Montagabend, und am nächsten Morgen stand dieser Baasteuwel bei uns vor der Tür. Helmut war glücklicherweise nicht zu Hause, denn er brauchte nur eine Stunde, um die ganze Geschichte aus uns herauszuholen... und dann hat er uns das Schlimmste erzählt.«

»Das Schlimmste?«

»Ja. Dass er im Sidonisheim mit meinem Vater gesprochen hatte... als meine Mutter und ich in Aarlach waren, meine ich. Ich weiß nicht, wie er das aus Papa herausgeholt hat, aber bei uns hat er es ja auch geschafft, also ist er wohl ziemlich tüchtig in dieser Hinsicht.«

»Dafür ist er bekannt«, sagte Moreno. »Aber was hat dein Vater ihm denn erzählt?«

Mikaela Lijphart biss die Zähne zusammen und verdrängte einige Tränen.

»Dass er geglaubt hat, Mama hätte Winnie Maas umgebracht. Dass er deshalb geschwiegen hat. Um uns zu retten.«

Sie verstummte. Morenos Augen brannten plötzlich, und sie stürzte als Gegengift ihr Mineralwasser hinunter. Ist es denn die Möglichkeit?, dachte sie.

Gleichzeitig wusste sie, dass es das war.

Nicht nur möglich. Es war logisch und ergab einen Sinn.

»Aber das hat ihn dann den Verstand gekostet«, fügte

Mikaela hinzu. »Er ist wirklich durchgedreht. Aber er hat geglaubt, es sei Mama gewesen. Die ganze Zeit. Sie hat in jener Nacht den Anruf von Winnie entgegengenommen... und alles erfahren.

Sie war wütend und lief von zu Hause weg. Als Papa dann nachher die tote Winnie gefunden hat, dachte er... ja, du verstehst, oder?«

»Ja«, sagte Moreno. »Ich verstehe.«

Und Van Rippe wurde vom Polizeichef geschützt, dachte sie. Weil der ein Verhältnis mit seiner Mutter hatte.

Das hatte Selma Perhovens ihr nachmittags am Telefon erklärt. Und dass die Ermittlungen, wenn sie das richtig verstanden hatte, wohl nicht mehr mit besonderer Sorgfalt betrieben würden.

Aus gewissen Gründen.

»Gewissen Gründen?«, hatte sie gefragt, aber mehr wusste Selma Perhovens auch nicht.

Jetzt sah sie alles deutlich vor sich. Glasklar. Die Gleichung ging endlich auf. Baasteuwels Gleichung.

Das Stinktier kam ungeschoren davon.

Aber auch Mikaela Lijphart kam ungeschoren davon.

Und Winnie Maas' Mörder war endlich zur Rechenschaft gezogen worden.

Moreno merkte, dass sie ihre Fäuste so hart geballt hatte, dass es fast schon wehtat und dass ihr Mund halb offen stand. Sie machte ihn zu und versuchte, sich zu entspannen.

O verdammt, dachte sie. Sind die Götter jetzt fertig mit diesem Spiel? Ja, so ungefähr kam es ihr vor, und das Ergebnis wirkte wie eine Art Remis, das konnte sie wohl sagen. Zumindest hätte Van Veeteren das so gesagt, da war sie sich sicher... eine Art salomonisches Remis.

»Ich möchte meinen Vater wieder auf die Beine bringen.«

Damit riss Mikaela Lijphart sie aus ihren Gedanken. »Ich möchte es jedenfalls versuchen.«

»Gut«, sagte Moreno. »Das ist richtig so. Aber zuerst musst du selber wieder auf die Beine kommen. Es ist hart, so viel herumtragen zu müssen. Du brauchst sicher Hilfe, um das alles zu verarbeiten... aber wie soll das gehen?«

»Das weiß ich schon«, lautete Mikaelas überraschende Antwort. »Ich werde einmal die Woche hier in der Stadt mit einem Geistlichen sprechen, mit Inspektor Baasteuwels Bruder.«

Moreno starrte sie an.

»Heißt das, dass es hier in Maardam einen Geistlichen namens Baasteuwel gibt?«

Mikaela schüttelte den Kopf und brachte ein schwaches Lächeln zu Stande. »Er hat seinen Namen geändert. Fand den alten nicht passend für seinen Beruf. Er heißt jetzt Friedmann, das macht sich viel besser.«

»Zweifellos«, sagte Moreno. »Hrrm. Wollen wir darum bitten, dass unser Essen noch einmal aufgewärmt wird? Ich glaube, es ist kalt.«

Mikaela Lijphart warf einen Blick auf ihren Teller und lächelte ein wenig energischer.

»Ach ja«, sagte sie. »Meinen Hunger habe ich total vergessen.«

Mikaela Lijphart wurde von ihrer Mutter und ihrem Stiefvater vor dem Lokal abgeholt, wie sie es abgemacht hatten. Moreno hatte den Verdacht, dass Helmut Lijphart als eine Art Sicherheitsmaßnahme mitgenommen worden war. Damit sie Mikaelas Mutter keine unangenehmen Fragen stellen konnte. Überrascht hätte sie das nicht.

Denn zumindest eine Frage war ja immer noch offen.

Die nämlich, was Sigrid Lijphart in jener Nacht wirklich gemacht hatte.

Ob sie auf der Brücke gewesen war oder nicht. Ob sie Winnie Maas früher auf den Gleisen entdeckt hatte als ihr Mann.

Und ob sie also gewusst hatte, dass nicht ihr Mann der Mörder sein konnte. Während ihr Mann sie durch sein langes Schweigen beschützt hatte.

Und ob sie möglicherweise... ja, ob sie möglicherweise die ganze Zeit gewusst hatte, was Arnold glaubte.

Doch, diese Frage ist noch offen, dachte Moreno. Vor allem diese.

Als sie langsam die Tragweite dieser Frage erfasste, merkte sie, dass ihr schlecht wurde.

Irgendwann würde sie Gelegenheit finden, auch diesen Verdacht laut auszusprechen, aber natürlich bestand kein Grund, das vor Mikaelas Ohren zu tun. Überhaupt kein Grund, Mikaela hatte ohnehin schon viel zu tief ins Herz der Finsternis schauen müssen.

»Wir sehen uns sicher wieder«, sagte sie deshalb. »Und dann lade ich dich ein.«

Nachdem sie sich von Mikaela verabschiedet hatte, machte Moreno noch einen langen Spaziergang, um sich die ganze Geschichte durch den Kopf gehen zu lassen, und als sie nach Hause kam, zeigte die Uhr zwanzig Minuten nach elf. Sie zögerte zuerst, dann aber rief sie Inspektor Baasteuwel an.

»Herzlichen Glückwunsch«, sagte sie. »Das meine ich wirklich.«

»Danke«, sagte Baasteuwel. »Das meine ich wirklich.«

»Salomonische Lösung. Hast du die Kleine zum Schweigen überredet, oder war das die Mutter?«

»Hm«, sagte Baasteuwel. »Vor allem war es Mikaela selber.

Wieso?«

»Ich bin nicht sicher, ob es richtig ist.«

»Ich auch nicht«, sagte Baasteuwel nach einer Weile. »Aber als ich alles aus ihnen herausgeholt hatte, habe ich ihnen erklärt, dass ich nichts mehr mit dem Fall zu tun habe und nur aus purer Neugier mal reinschauen wollte. Ich habe ihnen die Entscheidung überlassen und versprochen, ihnen zu helfen, wenn Mikaela die Sache doch noch ans Licht bringen will.«

»Helfen?«, fragte Moreno. »Wie denn?«

»Keine Ahnung«, sagte Baasteuwel. »Kommt Zeit, kommt Rat. Aber ich an ihrer Stelle fände es blödsinnig, jetzt noch den Mund aufzumachen. Sie hat doch alles wunderbar geregelt. Touché, ganz einfach. Der Mörder ist tot, Ruhe im Grab. Vrommel nehmen wir uns ein andermal vor.«

»Kein Zweifel daran, dass es wirklich Van Rippe war?«

»Rein gar keiner. In dem Punkt hat seine Mutter absolute Klarheit geliefert. Sie kannte ihren Sohn, und sie war damals mit Vrommel zusammen und... tja, er hat dafür gesorgt, dass die Sache diesen Verlauf genommen hat. Er hatte diesen Arzt wegen irgendeiner alten Geschichte in der Hand, aber das haben wir nicht weiter untersucht. Natürlich hat Tim Van Rippe Winnie Maas umgebracht, aber das heißt noch lange nicht, dass Mikaela mit der Behauptung durchkommen würde, in Notwehr gehandelt zu haben. Sie hat doch ein glasklares Motiv – Rache und außerdem ziemlich lange geschwiegen.«

»Und warum musste Van Rippe Winnie Maas umbringen?«

»Was heißt schon musste«, sagte Baasteuwel. »Über die Notwendigkeit lässt sich immer diskutieren, aber dass er ihre Schwangerschaft verursacht hatte, ist zumindest klar. Und dass er sehr bewusst – und erfolgreich – versucht hat, Arnold Maager die Schuld in die Schuhe zu schieben. Ein seltsamer Umstand ist ja, dass er an dem Abend dabei war, als Winnie ihren Lehrer verführt hat... und wenn ich Spekulationen

darüber anstellen soll, dann tippe ich fast, dass sie das verabredet hatten, um Maager in die Vaterrolle zu drängen. Du kannst über Winnie Maas sagen, was du willst, ein besonders helles Licht war sie nicht. Aber das alles sind pure Spekulationen.«

»Und was ist an diesem Abend oben auf der Brücke passiert?«

»Er hat sie heruntergestoßen, davon bin ich überzeugt. Die Frage ist nur, ob er es vorhatte... und warum sie angerufen hatte, und wer auf die Idee gekommen war, dass sie das tun sollte. Eine mögliche Variante wäre, dass sie dann doch nicht wollte, weshalb Van Rippe sich auf diese Weise aus der Affäre gezogen hat. Er hatte natürlich verdammtes Glück. Dass Maager den Verstand verlieren und nur noch schweigen würde, konnte er doch nicht voraussehen. Aber es gibt eigentlich keinen Grund, noch weiter in dieser Sache herumzuwühlen... Hat die Inspektorin noch etwas dazu zu sagen?«

»Nur noch eine Frage«, sagte Moreno. »Musstest du darüber sprechen, dass Maager seine Frau für die Mörderin gehalten hat? Mit Mikaela, meine ich?«

»Ja«, sagte Baasteuwel. »In diesem Punkt immerhin bin ich mir ziemlich sicher. Ich finde, er braucht ein paar Pluspunkte, dieser arme Wicht. Er ist doch nur noch ein Schatten seiner selbst, zum Henker. Frau und Kind zu beschützen ist doch eine edle Tat. Junge Mädchen lieben Edelmut. Ich hatte auch selber schon auf die Frau getippt, das muss ich zugeben. Aber nur einige Tage lang. Maager hat sechzehn Jahre mit diesem Glauben verbracht.«

»Und sie hat ihn darin gelassen?«

Baasteuwel ließ einige Sekunden verstreichen, ehe er antwortete. Sie hörte, wie er an seiner Zigarette zog.

»Ach«, sagte er. »Das ist dir also auch aufgefallen.«

Moreno dachte eine Weile nach, statt zu antworten. Sie

spürte, dass sie Zeit brauchen würde, um sich ein Urteil über Baasteuwels Vorgehensweise zu bilden. Sie würden sicher auf diese Sache zurückkommen können, und für den Moment hatte sie nichts mehr zu sagen.

»Nett, dich kennen gelernt zu haben«, sagte sie schließlich.
»Ist dein geistlicher Bruder auch so gerissen wie du?«

»Der ist der helle Kopf in der Familie«, erklärte Baasteuwel.
»Hat ein verdammt großes Herz. Für einen Geistlichen zumindest. In der Hinsicht brauchst du dir also keine Sorgen zu machen.«

»Wunderbar«, sagte Moreno. »Dann habe ich keine weiteren Fragen. Gute Nacht, Inspektor.«

»Ebenso«, sagte Baasteuwel. »Mögen die Engel dich in den Schlaf singen.«

7. August 1999

Inspektorin Moreno hatte noch nie einen Fuß in das Vereinslokal am Weivers Steeg gesetzt – oder in der Messerstechergasse, wie es im Volksmund hieß –, aber der Ort war ihr nicht unbekannt. Alle Welt wusste, dass es sich um das Stammlokal des *Kommissars* handelte. Oder dass er zumindest zweimal die Woche hier Schach spielte und Bier trank. Das war schon so gewesen, als er noch der Maardamer Kriminalpolizei vorgestanden hatte, und es gab natürlich keinen Grund zu der Annahme, dass er seine Gewohnheiten geändert hatte, seit er drei Jahre zuvor in den Antiquariatsbuchhandel eingestiegen war.

Sie hatte Van Veeteren seit über einem halben Jahr nicht mehr gesehen – seit der tragischen Geschichte mit seinem Sohn –, und deshalb ging sie mit gemischten Gefühlen die wenigen Stufen hinunter, die von der Straße ins Lokal führten. Unter normalen Umständen hätte sie es interessant gefunden, ihn zu treffen, zu hören, ob die Gerüchte, er schreibe ein Buch, zutrafen, zum Beispiel, aber der Grund für ihr Treffen an diesem schwülen Augustabend hielt doch alle angenehmen Erwartungen und jede Begeisterung auf Distanz. Auf lichtjahregroße Distanz.

Das Lokal war groß und weiß getüncht, wie sie sah, als sie sich an das Halbdunkel gewöhnt hatte. Niedrige Decke, einige dunkle Balken und etliche Säulen und schiefe Winkel, die die Einschätzung erschwerten, wie groß die Räumlichkeiten wirklich waren und wie viele Gäste anwesend waren. Die meisten Tische waren voneinander abgeschildert, die Gäste

saßen für sich in kleinen Nischen, von denen jede, so weit sie sehen konnte, mit schweren dunklen Tischen aus Kiefernholz und am Boden befestigten Bänken eingerichtet war. Eine Schiefertafel teilte mit, dass das Tagesgericht aus Lamm mit Rosmarinsoße und Bratkartoffeln bestand.

In einer der hintersten Nischen sah sie Münsters Kopf und seine ausgestreckte Hand und ging hinüber. Van Veeteren erhob sich und begrüßte sie, dann setzte er sich wieder. Er kam Moreno jünger vor als bei ihrer letzten Begegnung. Vitaler und beweglicher. Eine Aura der Energie umschwebte seine schwere, kräftige Gestalt – eine Aura, die sie von früher her kannte, die er aber in der letzten Zeit vor seinem Berufswechsel verloren hatte. Sie war sicher, dass er schon über sechzig war, aber jetzt hätte sie auf höchstens fünf- oder siebenundfünfzig getippt.

Bei der Polizei altern wir schneller als anderswo, dachte sie. Aber das war wohl kaum eine neue Erkenntnis.

»Nett, die Inspektorin wiederzusehen«, sagte Van Veeteren. »Traurig nur, dass es unter diesen Umständen passiert.«

Moreno nickte.

»Wie hat er es gemacht?«, fragte sie.

»Strick«, sagte Münster.

»Ach, Strick«, sagte Moreno.

»Ja, er hat sich aufgehängt. Man kann sich natürlich fragen, warum er nicht die Dienstwaffe genommen hat, aber vielleicht gibt es da eine Art Respekt oder mentale Sperre... egal wie, es ist eine schreckliche Geschichte.«

»Hat er einen Brief hinterlassen?«

»Nein. Nichts. Aber wir kennen seine Gründe ja. Das heißt, wir kennen sie. Wir drei und dieser verdammte Journalist. Und er wird wohl nichts verraten. Oder?«

Er lugte zu Van Veeteren hinüber, der mit seiner

unerschöpflichen Zigarettenmaschine beschäftigt war.

»Aller Wahrscheinlichkeit nach nicht«, sagte der Kommissar und schaute für einen Moment seine ehemaligen Kollegen an. »Wir könnten uns vielleicht wünschen, er hätte ein paar Zeilen hinterlassen, aber wir haben gut reden. Er hatte doch immerhin eine geschiedene Frau und eine Tochter. Ich meine nicht, dass er den wirklichen Grund hätte nennen sollen, aber wenn man keinen Brief hinterlässt, sind den Spekulationen Tür und Tor geöffnet. Und uns ist ja wohl allen daran gelegen, dass der Dreck nicht an die Öffentlichkeit kommt. Wenn wir an die Tochter denken, zum Beispiel?«

»Genau«, sagte Münster, nachdem er zuerst auf einen Blick von Moreno gewartet hatte. »Ich will das jedenfalls nicht.«

Er zog einen braunen Briefumschlag hervor und legte ihn auf den Tisch. »Du willst vielleicht die fraglichen Unterlagen sehen, ehe wir sie verbrennen?«

Aber er berührte den Umschlag nicht, ebenso wenig wie Van Veeteren. Moreno zögerte einen Moment, dann öffnete sie ihn und nahm ein Foto heraus. Es handelte sich offenbar um eine Vergrößerung, schwarzweiß, im Format zwanzig mal dreißig Zentimeter. Es war nicht schwer, die Abbildung zu deuten.

Ein Restauranttisch. Im Freien, abends oder nachts, der Fotograf hatte offenbar Blitzlicht verwendet, der Hintergrund war pechschwarz. Nur zwei Personen waren klar zu sehen, in der rechten unteren Ecke jedoch gab es noch einen verschwommenen weißen Gegenstand, bei dem es sich möglicherweise um ein Hosenbein oder einen Schuh handeln konnte, die einer dritten Person gehörten. Auf dem Tisch – Bambus mit Glasplatte, so, wie es aussah – zwei Gläser; eines mit Trinkhalm und einem kleinen Papiersonnenschirm, das andere ein fast leeres Bierglas. Das war alles, jedenfalls auf der auf dem Bild sichtbaren Tischhälfte.

Zwei Sessel, in dem einen saß Kriminalkommissar deBries.

Zurückgelehnt, in weißem kurzärmeligem Hemd und hellen Shorts. Sonnegebräunt. Auf dem anderen ein Mädchen mit südostasiatischem Aussehen. Schmächtig. Dunkel. Zehn bis zwölf Jahre alt.

Das Mädchen schaut mit leicht aufgerissenen Augen direkt in die Kamera. Lippenstift und Schminke können ihr geringes Alter nicht verstecken. Der weiße Mann hat den Arm um ihre schmächtigen Schultern gelegt und betrachtet sie von der Seite her. Auf seinen Lippen liegt die Andeutung eines Lächelns. Sie trägt ein sehr kurzes, helles, geblühtes Kleid. Ihre rechte Hand liegt auf Kommissar deBries' linkem Oberschenkel. Ziemlich weit oben. Er hat die Beine ein wenig gespreizt, seine Hose steht offen, und ihre Hand verschwindet in der Dunkelheit. Das Bild ist unmissverständlich.

»Thailand?«, fragte Moreno.

Münster nickte.

»Phuket im Januar. Er war früher schon einmal dort.«

Moreno dachte nach und konnte sich daran erinnern.

»Fotografiert von?«

»Freier Journalist. Kannte ihn offenbar. Hat ein Teleobjektiv benutzt, deBries hat nichts gemerkt. War ja auch anderweitig beschäftigt...«

»Wie alt ist seine Tochter?«, fragte Moreno und steckte das Foto wieder in den Umschlag.

Van Veeteren räusperte sich.

»Zwölf. Ungefähr wie die Kleine da.«

Er zeigte auf den Umschlag.

»Sie hatten nicht viel Kontakt«, sagte Münster. »Ich habe mit Maria gesprochen, seiner Exfrau. Seit der Scheidung ist es mit ihm bergab gegangen, meint sie... ehrlich gesagt, besonders überrascht schien sie nicht zu sein. Obwohl sie von dieser Sache hier nichts weiß.«

Bergab?, dachte Moreno. Das kann man wohl sagen. Sie merkte, dass sie ihre eigenen Gefühle kaum im Griff hatte. Es fiel ihr schwer, sie abzuwägen und ins Gleichgewicht zu bringen. Das war schon so, seit Münster sie morgens angerufen hatte. Einerseits widerte deBries' Verhalten sie an, andererseits war sie bestürzt über seinen Tod. Darüber, dass er so rasch die Konsequenzen gezogen hatte. Nach nur wenigen Stunden, wenn sie das richtig verstanden hatte. Münster hatte am Freitagnachmittag mit ihm gesprochen, und irgendwann im Laufe des Abends oder der Nacht hatte deBries sich das Leben genommen. Ein guter Freund hatte ihn morgens gefunden, seine Tür war unverschlossen gewesen. Zweifel waren nicht angebracht. Erklärungen oder Entschuldigungen auch nicht.

Denn was gäbe es schon zu sagen?, überlegte Moreno. Entschuldigung? Wie sollte das möglich sein?

»Wie hast du es erfahren?«, fragte sie, denn das hatte Münster noch nicht erzählt.

»Dieser Freund hat mich angerufen. Auf seinem Küchentisch lag ein Zettel mit meiner Nummer.«

Van Veeteren steckte sich eine Zigarette an. Sie schwiegen eine Weile.

»Ich hatte schon auf ihn getippt«, gab Moreno zu. »Wenn es denn überhaupt stimmen sollte. Er war irgendwie der einzig Mögliche. Wissen die anderen schon Bescheid? Dass er tot ist, meine ich.«

Münster schüttelte den Kopf.

»Nein. Unseres Wissens nach jedenfalls nicht. Wir dachten, wir könnten zuerst...«

Er suchte nach dem passenden Wort.

»...unser Schweigen festlegen«, vollendete der *Kommissar*. »Wenn du nichts dagegen hast. Das Einfachste wäre es natürlich, wenn wir ebenso bestürzt wären wie alle anderen.

Wenn ihr kein Wort verrätet und dieses Foto nicht unter den Kollegen herumreicht. Aber du siehst das vielleicht anders... von einem Frauenstandpunkt aus, beispielsweise?«

Moreno dachte zwei Sekunden nach. Mehr war nicht nötig.

»In diesem Fall bin ich bereit, Frauen- und Männerstandpunkte an den Nagel zu hängen«, sagte sie. »Offenbar gibt es rein menschliche Rücksichten, die wichtiger sind.«

»Ganz meine Meinung«, sagte Van Veeteren. »Das wollte ich nur wissen. Dann ist es abgemacht, dass ich mich um das da kümmere?«

Moreno tauschte einen Blick mit Münster und nickte. Van Veeteren nahm den Umschlag, faltete ihn zweimal zusammen und ließ ihn in seiner Jackentasche verschwinden. Schaute auf seine Armbanduhr.

»Darf man zwei alte Kollegen vielleicht auf ein Glas einladen?«, fragte er dann. »Meine Schachpartie fängt erst in einer Stunde an.«

Moreno verließ das Lokal zusammen mit Münster gegen neun Uhr. Er bot an, sie nach Hause zu fahren, doch sie lehnte ab und ging lieber zu Fuß. Der Abend war noch immer warm, Straßen und Cafés reich besucht. Sie machte einen Umweg über die Langgraacht und die Kellnerstraat. Überquerte den Keymer Plejn und die Windemeerstraat, kam am Antiquariat des *Kommissars* vorbei und sah, dass er wegen Urlaubs bis zum 22. geschlossen hatte.

Auf dieser Wanderung durch die Stadt versuchte sie, an Inspektor deBries zu denken, aber es fiel ihr nach dem Gespräch mit Münster und Van Veeteren durchaus nicht leichter, ihn sich vor Augen zu rufen. Es war eher schwerer geworden. Doch sie konnte dieser Frage ja auch nicht ausweichen. Würde sie von nun an immer an ihn als den

Kinderficker denken? Sollte das für immer seine Grabinschrift sein? Würde sie jemals andere Seiten seines Lebens erkennen können?

Sie hatte ihn nicht besonders gut gekannt, hatte ihn jedoch als Kollegen respektiert. Wie man so sagte. Als kompetenten und fähigen Polizisten. Oder nicht? Wurden solche Beurteilungen von solchen Dingen ebenfalls gefärbt? Würde die Zeit jemals einen mildernden Grauschleier über das ausbreiten, was sie jetzt empfand? Über diese unüberbrückbare Ablehnung? Sie wusste es nicht.

Und Arnold Maager, dachte sie plötzlich.

Den sie nie getroffen hatte, den sie nur vom Bild her kannte. Was empfand sie, wenn sie versuchte, ihn sich vorzustellen?

Es war ähnlich wie mit deBries, ging ihr jetzt auf. Es fiel ihr schwer, irgendeine Form von Sympathie oder Verständnis zu empfinden. Es war vielleicht möglich, ihn zu bedauern, Mitleid mit ihm zu haben – Maagers Strafe entsprach ja wohl kaum seinem Verbrechen –, aber diese Männer, deBries und Maager, ja, hätten sie nicht zumindest begreifen können, dass es eine Kausalkette gibt? Dass Taten früher oder später zu Konsequenzen führen?

Immer. Auf irgendeine Weise.

Oder urteile ich zu hart?, überlegte sie. Ist es nur das Miststück in mir, das alles zu einer Art Moral zu veredeln versucht?

»Ach, Scheiß drauf«, murmelte sie dann zu ihrer Überraschung. Es bestand zwar ein großer Unterschied zwischen der Sechzehnjährigen aus Lejnice und der Elfjährigen (oder wie alt sie nun sein mochte) aus Phuket, aber sie konnte doch die verstehen, die die männliche Sexualität als Beitrag des Teufels zur Schöpfung ansahen. So war es nun einmal.

Was deBries anging, so war sie doch dankbar dafür, dass sie mit ihrem Wissen nicht allein war. Dass auch Münster im Bilde

war; dass sie bei Gelegenheit mit ihm darüber sprechen könnte. Und vielleicht auch mit dem *Kommissar*.

Dann fiel ihr etwas ein, das Reinhart einmal gesagt hatte. Der Mensch ist ein Tier mit einer überaus schmutzigen Seele. Und mit einer verdammt großen Fähigkeit, diese zu waschen.

Als sie an der Keymerkirche vorbeikam, schlug die Uhr Viertel vor zehn. Ihr ging auf, dass ihr noch ein Urlaubstag blieb. Schön.

Ab Montag war dann wieder Alltag angesagt. Schön.